This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

21475.37

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

SAMUEL SHAPLEIGH

CLASS OF 1789

LIBRARIAN OF HARVARD COLLEGE
1793–1800

3375

George Eliot.

Ihr Leben und Schaffen

dargestellt

nach ihren Briefen und Tagebüchern.

Von

Hermann Conrad.

Berlin.

Verlag von Georg Reimer.

1887.

2114.5.37

HARVARD COLLEGE
JAN 30 1893
LIBRARY.

Staffing Fund.

Das Recht der Ueberſetzung bleibt vorbehalten.

21394

Dem langjährigen Förderer englischer Studien
in Deutschland,

Herrn Professor Dr. Ludwig Herrig

in herzlicher Verehrung

zugeeignet.

Vorwort.

Indem ich diese Biographie der Öffentlichkeit übergebe, habe ich die Pflicht, Mr. Croß, durch dessen großes, ihre Briefe und Tagebücher-Notizen chronologisch zusammenstellendes Werk über George Eliot das meinige erst ermöglicht worden ist, und der auch einige Anfragen meinerseits bereitwillig beantwortet hat, sowie der Freundin der Dichterin, Mrs. Bray in Coventry, für ihre gütige briefliche Unterstützung meinen Dank auszusprechen

George Eliot, die größte Dichterin, welche England erzeugt hat, ist, wie selbstverständlich und wie auch die Übersetzungen ihrer Romane und eine Reihe von Journal-Artikeln beweisen, in Deutschland nicht unbekannt. Aber eine Popularität wie Scott, Dickens, Thackeray und selbst Bulwer, denen sie doch als epische Dichterin mindestens an die Seite zu stellen ist, genießt sie bei uns nicht. Und das ist um so bedauerlicher, als sie durch ihr Dichten das echt germanische Gemüts-Bedürfnis nach poetischer Verklärung des alltäglichen Lebens in bisher unerreichtem Maße befriedigt hat: der überwiegenden Zahl ihrer Werke nach ist George Eliot eine Art von Fritz Reuter, in psychologisch unendlich vertiefter Gestalt. Die eigentümliche Größe dieser Dichterin besteht darin, daß ein Bildungsumfang, der in unserem Zeitalter der Arbeitsteilung ein gewaltiger genannt werden muß, und eine aus-

gesprochen idealistische, menschenbeglückende Tendenz den Realismus der Handlung und Charakteristik, den wir Modernen als ein unerläßliches Erfordernis jeder Kunst mit Recht betrachten, nicht — wie bei unserem ehrwürdigen Jean Paul — geschädigt hat. — Daher verfolgt diese Biographie nicht bloß den Zweck, Kennern und Verehrern der Dichterin ein möglichst vollständiges Bild ihres Lebens und Schaffens zu geben, sondern auch Nicht-Kenner zu dem Genusse ihrer poetischen Schöpfungen anzuregen — einem Genusse, dessen Nachwirkungen sich bis ans Ende unserer irdischen Laufbahn erstrecken werden.

Dieser Zweck war nicht durch eine bloße ästhetische Kritik in Verbindung mit der Darstellung des Werde-Prozesses der Dichtungen zu erreichen: es mußte eine Analyse derselben gegeben werden, die überhaupt — trotz der entgegengesetzten Anschauungen vieler Kritiker — so weit, als es gilt, die Intentionen des Dichters klarzulegen, immer erforderlich ist, aber bei allgemein bekannten Dichtungen weniger eingehend zu sein braucht. Ob ich zwischen den zwei Klippen — einer protokollmäßig nüchternen Aufzählung der Vorgänge, die den Kenner langweilt, und dem nackten kritischen Verfahren, dessen Verdikte über ein als bekannt vorausgesetztes und doch unbekanntes Material an den Ohren des Nicht-Kenners eindruckslos vorüberrauschen — immer glücklich hindurchgesteuert bin, mag der Leser entscheiden. Mein *Bestreben* ist es gewesen, die gefahrlose Mitte zu finden.

Hinsichtlich des religiösen und sittlichen Standpunktes George Eliots habe ich mich, so weit irgend thunlich, nur entwickelnd und darstellend verhalten, da ich es oft selbst als eine Belästigung empfunden habe, neben den Anschauungen einer Geistesgröße ersten Ranges, die wir mit äußerstem Interesse verfolgen, die abweichenden Ansichten ihres Biographen, dessen Persönlichkeit und Lebensauffassung uns ganz gleichgültig ist, in den Kauf nehmen zu müssen.

Mehrere kleinere Arbeiten, die ich früher über George

Eliot veröffentlicht habe, sind zum Teil dem vorliegenden Werke einverleibt.

Die in den Text gedruckten Zahlen verweisen auf die Bemerkungen am Schlusse des Bandes.

Barmen, im November 1886.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite

Lehrjahre 1

Erstes Kapitel. Das Kind. (1819—1835.) 3

Herkunft der Evans und Familienverhältnisse (3). Persönlichkeit, Lebensstellung und Ansichten des Vaters (4). Porträts desselben in George Eliots Romanen (5). Mutter und Geschwister (6). Erste Kindeszeit in Griff House; Bruder Isaac (7). Schilderungen ihrer Heimat in ihren Werken (8). Liebesbedürfnis des Kindes (10). Wißbegierde; Jugend-Lektüre (11). Streben nach Distinktion (13). Erster Unterricht (13). Besuch der Franklinschen Schule in Coventry (13). Äußere Erlebnisse (15). Schilderung von Warwickshire (15).

Zweites Kapitel. Die Jungfrau. (1835—1841.) 17

Bildungstrieb (17). Vielwisserei (18). Ansicht über den Wert poetischer Werke (19). Erstes Gedicht (21). Begeisterung für Wordsworth (22). Andere Lieblings-Dichter (25). Exaltierte Frömmigkeit (25). Theologische Studien (27). Ansicht über die Ehe (29). Ihr damaliger Geistes- und Gemütszustand (30). Vereinsamung (31). Verkehr mit ihrer Tante Elisabeth Evans (31).

Drittes Kapitel. Innere Kämpfe. (1841) 34

Übersiedelung nach Coventry (34). Geselliges Leben (34). Bekanntschaft mit der Brayschen Familie; Wechsel ihrer religiösen Ansichten (35). Entzweiung mit dem Vater (36). Hennells „Untersuchung über den Ursprung des Christentums“ (37). Toleranz gegen Andersdenkende (39).

2144537

HARVARD COLLEGE
JAN 30 1893
LIBRARY.

Radical fund.

Das Recht der Ueberſetzung bleibt vorbehalten.

3139.4

Dem langjährigen Förderer englischer Studien
in Deutschland,

Herrn Professor Dr. Ludwig Herrig

in herzlicher Verehrung

zugeeignet.

Vorwort.

Indem ich diese Biographie der Öffentlichkeit übergebe, habe ich die Pflicht, Mr. Croß, durch dessen großes, ihre Briefe und Tagebücher-Notizen chronologisch zusammenstellendes Werk über George Eliot das meinige erst ermöglicht worden ist, und der auch einige Anfragen meinerseits bereitwillig beantwortet hat, sowie der Freundin der Dichterin, Mrs. Bray in Coventry, für ihre gütige briefliche Unterstützung meinen Dank auszusprechen

George Eliot, die größte Dichterin, welche England erzeugt hat, ist, wie selbstverständlich und wie auch die Übersetzungen ihrer Romane und eine Reihe von Journal-Artikeln beweisen, in Deutschland nicht unbekannt. Aber eine Popularität wie Scott, Dickens, Thackeray und selbst Bulwer, denen sie doch als epische Dichterin mindestens an die Seite zu stellen ist, genießt sie bei uns nicht. Und das ist um so bedauerlicher, als sie durch ihr Dichten das echt germanische Gemüts-Bedürfnis nach poetischer Verklärung des alltäglichen Lebens in bisher unerreichtem Maße befriedigt hat: der überwiegenden Zahl ihrer Werke nach ist George Eliot eine Art von Fritz Reuter, in psychologisch unendlich vertiefter Gestalt. Die eigentümliche Größe dieser Dichterin besteht darin, daß ein Bildungsumfang, der in unserem Zeitalter der Arbeitsteilung ein gewaltiger genannt werden muß, und eine aus-

Seite

Zweiundzwanzigstes Kapitel. „Middlemarch." . . . 319

Analyse von dem Roman „Dorothea Brooke" (319). „Middlemarch" ein Konglomerat von vier Romanen (334). Der Roman „Lydgate" (335). Dorothea und Lydgate (336). Bulstrode (338). Fred Vincy (338). Sachliche Unklarheit (338). Verwirrung der verschiedenen Fäden der Erzählung (340). Spielhagens Kritik (341. 344). Verwendung prosaischer Mittel (342). Erweiterte Gestaltungskraft (342). Zusammenfassendes Urteil (344). Ganz allmähliche Entstehung und Verschmelzung zweier verschiedener Romane in den einen, „Middlemarch" (344).

Dreiundzwanzigstes Kapitel. „Daniel Deronda" . . 348

Allgemeine Würdigung (348). Zwei Fabeln (349). Deronda-Fabel (350). Mystisches Element darin (353). Mangelhafte Motivierung des Verhaltens Derondas (354). Schluß des Romans unbefriedigend (357). Einheitlichkeit der Handlung (358). Charakteristik (359). Gwendolen-Fabel (359). Gwendolen (359). Grandcourt (360). Personal-Union der beiden Fabeln (364). Frage nach einer etwaigen symbolischen Einheit der beiden Handlungen (365). Stellung der Dichterin zu der Juden-Frage (366). Entstehung des Romans (367). Aufregung des Publikums (368). Zweifel der Dichterin an ihrer Kraft (368). Der Wirklichkeit entlehnte Vorgänge und Charaktere (368). Mordecai — Spinoza (369).

Vierundzwanzigstes Kapitel. Letztes Jahrzehnt von George Eliots ehelichem Leben. — Lewes' Tod . . 371

Bescheidenheit der berühmten Dichterin (371). Ihr Verkehr (373). Mrs. William Smith (373). Lady Lytton (373). Lady Ponsonby (374). Harriet Beecher-Stowe (374). Frederic Harrison (376). Andere Freunde (376). Turgenjew (377). Die Croßsche Familie (377). Mr. Croß' Bericht über die Sonntags-Empfänge in der Priory (378). George Eliot als Salondame (379). Ihre Studien (381). Mrs. Lewes' Veröffentlichungen (381). Reisen (381). Familien-Ereignisse (382). Ankauf von Witley (382). Lewes' Krankheit und Tod (383).

Eliot veröffentlicht habe, ſind zum Teil dem vorliegenden Werke einverleibt.

Die in den Text gedruckten Zahlen verweiſen auf die Bemerkungen am Schluſſe des Bandes.

Barmen, im November 1886.

Der Verfaſſer.

Seite

Arbeit (419). Politischer Standpunkt (420). Unsterblichkeitsfrage (420). Ist George Eliot Atheistin? (421). Stellung der Dichterin zu Comtes sozialen Träumereien (423). Verhältnis zu Spencer (424). Gesetz der Nemesis (425). George Eliots Pessimismus (426). Stellung des Einzelwesens in ihrer Welt (427).

Achtundzwanzigstes Kapitel. George Eliots Dichten . 430

Formlosigkeit ihrer Komposition (430). Der epische Charakter der „Szenen" — ob Romane oder Novellen — unbestimmt gelassen (431). Doppelhandlungen und Doppelhelden (432). Spielhagens kompositionelle Anforderungen an den Roman (432). Schilderung der Charaktere der Personen vor ihrem ersten Auftreten; Lydgate (433). Psychologischer Kommentar (433). Reflexionen in Form von Abhandlungen (434). Mangelhafte sachliche und figürliche Perspektive (434). Unbestimmtheit des Äußeren der Figuren und des Lokals (435). Gabe gemütvoller Naturauffassung (436). Stil (440). Tendenz George Eliots (441). Ihr dichterisches Programm (442). Klassifikation ihrer Dichtungen (443). Dichterische Überwindung der Tendenz (444). Darstellung menschlicher Vollkommenheit: Pastor Irwine (444). Dorothea (446). Maggie (447). Mirah; Dinah; Romola; Daniel Deronda (448). Darstellung der unteren Volksklassen (448): Bob Jakin (449). Darstellung gewisser konventionell komischer Charaktere: Casaubon (450). Darstellung sündiger Menschen (454): Mrs. Transome (455). Selbstbereitetes Schicksal (456). Bulstrode (457). Tito (459). Arthur Donnithorne (462). Hetty (463). Realismus George Eliots (464). Hinsichtlich ihrer realistischen Gestaltungskraft mit Shakspere zu vergleichen (465). Poetische Verklärung des alltäglichen Lebens (466). Schluß (467).

Bemerkungen 469

Druckfehler-Verzeichnis 484

Erſtes Buch.

Lehrjahre.

Erſtes Kapitel.

Das Kind.

(1819—1835.)

Das Geſchlecht der Evans ſtammte aus Flintſhire im nördlichen Wales. Von dort ſcheint George Evans, der Großvater der Dichterin, nach Ellaſton in Staffordſhire, einer Midland County, verzogen zu ſein, wo er das Gewerbe eines Baumeiſters und Zimmermanns betrieb. Hier wurde der Vater der Dichterin, Robert Evans, geboren (1773) und zu dem Gewerbe ſeines Vaters erzogen. Kurz vor dem Schluſſe des Jahrhunderts übernahm er jedoch eine Farm in Kirk Hallam (in der öſtlichen Nachbargrafſchaft Derbyſhire) und wurde von ſeinem Gutsherrn Francis Newdigate zum Verwalter erhoben. In dieſer Stellung heiratete er 1801 eine Harriott Poynton, von der er zwei Kinder hatte, Robert (1802) und Frances Lucy (1805). Bald darauf (1806) erbte Francis Newdigate von Sir Roger Newdigate Arbury in der ſüdlich an Derbyſhire grenzenden Grafſchaft Warwickſhire, wohin Robert Evans mit ihm verzog. Nach achtjähriger Ehe ſtarb ſeine erſte Frau; vier Jahre ſpäter (1813) vermählte er ſich wieder, mit Chriſtiana Pearſon, die ihm drei Kinder ſchenkte, Chriſtiana (1814), Iſaac (1816), und Mary Ann (22. November 1819), unſere Dichterin, die erſt im Alter von 37 Jahren den Schriftſtellernamen George Eliot annahm. Kurz nach der Geburt dieſes letzten Kindes im März 1820, zog die Familie nach Griff

House, einem schönen alten Hause auf dem Arbury Gute, das zu der Pfarrgemeinde Chilvers Coton gehörte. Hier verlebte die Dichterin ihre ganze Jugend. Bevor wir jedoch zur Schilderung derselben übergehen, werfen wir einen Blick auf die Eltern.

Der Vater war ein stattlicher, robuster Mann von nicht gerade schönen Gesichtszügen, die besonders in der Mundpartie mit den großen breiten Lippen an das Porträt George Eliots erinnern[1]); der Gesichtsausdruck ist ein entschieden günstiger: nüchtern, verständig, offen und energisch. Wenn er seiner Tochter wenig von seinem Charakter, noch weniger von seinen Ansichten mitgab, ihre ruhige Besonnenheit beim Schaffen, die dauernde Herrschaft des Verstandes über die an sich zügellosen Kräfte der Phantasie scheint doch auf ihn zurückzuführen zu sein. Sie selbst giebt uns eine interessante Schilderung der Persönlichkeit ihres Vaters: „Mein Vater stieg nicht vom Handwerker zum Farmer empor, er stieg empor vom Handwerker zu einem Manne, dessen umfassende Kenntnisse auf ganz verschiedenartigen praktischen Gebieten seine Dienste in mehreren Grafschaften geschätzt machten. Er besaß bedeutende Kenntnisse im Bau- und Bergfach, in der Forstwirtschaft, in der Taxation und Vermessung, d. h. in allem, was für die Verwaltung großer Güter wesentlich ist. Er wurde von kompetenten Beurteilern als ein Unikum unter den Gutsverwaltern angesehen wegen seiner mannigfaltigen Kenntnisse und seiner ausgedehnten Erfahrung, welche ihn in den Stand setzten, die Spezial-Honorare zu sparen, welche von Landbesitzern für Spezial-Urteile in den verschiedenen mit dem Landbesitz zusammenhängenden Fragen bezahlt zu werden pflegen[2])." Mit dieser Schilderung stimmen die von uninteressierter Seite herrührenden Berichte, daß Robert Evans eine in den ländlichen Bezirken mehrerer Grafschaften allgemein geachtete Persönlichkeit war, und daß lange nach seinem Tode ältere Leute mit einem gewissen Stolze versicherten, sie hätten Mr. Evans

noch persönlich gekannt. Der Vater George Eliots war also eine energisch fortschreitende Natur, was kein Widerspruch ist gegen das andere Faktum, daß er in sozialer und politischer Beziehung einen überzeugt konservativen, torystischen Standpunkt einnahm. „Natürlich" — wir lassen die Tochter selbst sprechen — „seine Blütezeit fiel in die Periode, wo die große Woge der politischen Begeisterung, des Glaubens an eine schleunige Wiedergeburt aller Verhältnisse zurückgeflossen war, und die, wie man annahm, auf Jahrtausende gültige Neuerung in Frankreich in einem napoleonischen Kaiserreiche unterging . . . . Nach der Meinung meines Vaters waren die lärmenden Verbreiter revolutionärer Lehren, milde bezeichnet, eine schwankende Mischung vom Narren und Schurken; das Nationalwohl beruhte auf einer starken Regierung, welche Ordnung halten konnte; und ich pflegte ihn das Wort „Regierung" mit einem Tone aussprechen zu hören, der ihm etwas Ehrfurchtgebietendes verlieh und es zu einem Element meiner religiösen Überzeugung machte, im Gegensatze zu dem Worte „Rebell", welches den Stempel des Bösen auf seinen beiden Silben zu tragen schien und, illustriert von der Thatsache, daß Satan der erste Rebell war, eine Beweiskraft in sich schloß, die eine eingehendere Untersuchung unnötig machte."[3]) Auch für die Biographie der Dichterin ist diese Stelle, trotzdem sie die Forderung einer vorurteilsfreieren Auffassung der beiden Begriffe „Regierung" und „Rebell" in sich zu schließen scheint, von höchstem Interesse: zweifellos hat die pietätvolle Verehrung des Vaters zu der konservativen Richtung, welcher die Dichterin in der Politik im ersten und letzten Drittel ihres Lebens anhing, im Grunde ihres Herzens die Wurzel gelegt.

Lebensvolle Zeichnungen ihres Vaters finden wir in „Adam Bede", für welchen die Dichterin nach ihrem eigenen Geständnisse Charakterzüge und Verhältnisse aus Robert Evans' Jugendzeit verwertet hat, vor allem aber in „Middlemarch". Caleb Garth scheint ein Originalporträt ihres Vaters zu sein

und, da wir das Zeugniß ihres Gatten Croß als ein authentisches betrachten müssen, mit ihm auch in einem Zuge übereinzustimmen, der mit der im äußeren Leben bethätigten Verstandesschärfe und Thatkraft fast im Widerspruche steht: in einer gewissen Unterordnung im häuslichen Leben unter den Willen seiner Frau. Es ist freilich erklärlich, daß die äußerst mangelhafte Bildung, welche Robert Evans genossen, in Verbindung mit seiner geringen Herkunft eine gewisse Unsicherheit des Tones in ihm hinterlassen haben mag, zumal einer Frau gegenüber, die aus besseren Verhältnissen stammte.

Die ehemalige Miß Pearson war die Tochter eines Yeoman[4]) d. h. eines kleinen Gutsbesitzers, der nach den ländlichen Rangbegriffen gleich hinter der letzten Stufe des niederen Adels (gentry), dem Squire, folgte. Sie war, wie Mrs. Garth und noch mehr wie Mrs. Poyser in „Adam Bede", eine praktisch verständige, energische und zugleich liebevolle, warmherzige Frau, an der ihre Kinder mit rückhaltloser Zuneigung hingen. George Eliot hat ihr auch in den „Kindheits-Sonetten" ein Denkmal dankbarer Liebe gesetzt.

Mit ihren Stiefgeschwistern, Robert und Frances Lucy, kam die kleine Mary Ann in keine nähere Berührung. Kurz nach ihrer Geburt verzogen sie nach Kirk Hallam, dessen Verwaltung der Sohn unter der Oberaufsicht des Vaters übernahm. Merkwürdigerweise scheint sich George Eliot später zu ihrer Stiefschwester Fanny, nachmaliger Mrs. Houghton, mehr als zu ihrer rechten Schwester Chrissey hingezogen gefühlt zu haben. Diese blieb ihr auch in jungen Jahren verhältnismäßig fern: da Mrs. Evans nach dem letzten Kindbette kränkelte, wurde sie schon sehr früh in das Pensionat einer Miß Lathom in Attleboro, einem einige Kilometer von Griff entfernten Dorfe, gesandt. Auch die Erziehung der beiden kleinsten Kinder konnte die Mutter nicht leiten, sie besuchten eine kleine Mädchenschule, welche eine Mrs. Moore in unmittelbarer Nähe von Griff House hielt. Aber bis zu ihrem sechsten

Jahre lebte ſie mit ihrem innigſt geliebten Bruder Iſaac in engſtem Verkehr; dann wurde auch ſie nach Attleboro geſandt, wo ſie drei bis vier Jahre mit ihrer Schweſter verweilte, während ihr Bruder gleichzeitig, alſo im neunten Jahre, in eine Schule nach dem einige Meilen entfernten Städtchen Coventry geſchickt wurde. Nun ſahen ſich die Geſchwiſter nur noch in den Ferien und hin und wieder an Sonntagen zu Hauſe.

Dieſe in ländlicher Abgeſchloſſenheit mit einem einzigen Spielgefährten verlebte Kindeszeit möchte uns arm und inhaltlos erſcheinen — die Dichterin hat an ſie immer wie an ein verlorenes Paradies zurückgedacht. Sie hat ſchon in dieſen jungen Jahren — das iſt das erſte Anzeichen des im Keime vorhandenen Genius — in Geiſt und Phantaſie ein intenſiveres Leben geführt als gewöhnliche Kinder. In der „Mühle am Floß“ hat ſie die Geſchichte ihrer Kindheitsjahre geſchrieben mit wehmuthsvoller Liebe und mit einer Friſche und Verinnerlichung, die in der Geſchichte der Litteraturen ohnegleichen daſteht und hoffentlich unvergänglich bleiben wird. Man leſe die Erzählung jener Freuden und Leiden, die wir Erwachſenen fälſchlich kleine zu nennen pflegen und die dem Kinde ſo groß und tief erſcheinen, wie uns die unſrigen, jener „Erzürnungen“ aus unverſtandener Liebe, jener Verſöhnungen unter kulinariſchen Genüſſen, jener herrlichen Spiele im großen altmodiſchen Obſtgarten, der erfolgreichen Beutezüge der kleinen Angler an die Küſten des Kanals, des wonnigen Schwärmens in den ſanftgeſchwungenen, ſonnenbeſchienenen grünen Auen, der geheimen Zuſammenkünfte der Heldin mit ihrer intimſten Freundin, der hölzernen Puppe, die auf dem verlaſſenen Giebelzimmer den ſprachloſen, aber darum eben alles ſagenden Chor zu ihren Lebensſchickſalen bildet — man leſe dieſe tief ergreifende, an merkwürdigem Glückswechſel ſo reiche, ja romantiſche Geſchichte vom „Knaben und Mädchen“, und man wird rufen: Ja, das war eine Kindheit, wert gelebt zu werden!

Die Dinge sind eben nichts durch sich selbst, sondern das, was wir aus ihnen machen. Mary Ann hätte als Tochter eines Earl in einem prächtigen alten Schlosse mit malerischer Umgebung, inmitten der anregendsten Beschäftigungen, unter allen denkbaren Genüssen eines verfeinerten Lebens kein interessanteres Dasein haben können als in der monotonen Landschaft Warwickshires, in dem einförmigen Idyll von Griff House, im Verkehr mit einfachen, ungebildeten Menschen. Sie durchlebte ein fesselndes Drama, in dem sie selbst die Heldin, ihr Bruder der leider oft zu mächtige Gegenspieler war. Szenen innigsten Einvernehmens, herzlicher Liebe wechselten darin mit Szenen fassungslosen Schmerzes, tiefster Zerrissenheit, veranlaßt durch den Egoismus, die strafende Härte des Knaben. Und wenn wir, was wahrscheinlich ist, in Maggies Flucht zu den Zigeunern ebenfalls einen thatsächlichen Vorgang dieses Jugend-Dramas zu sehen haben, so fehlte es darin auch nicht an den erschütterndsten Katastrophen.

Wie unverwüstlich fest diese Kindheits-Erinnerungen in ihrer Seele wurzelten, zeigen ihre gesamten Dichtungen. Das wundervolle, mit Epheu überwachsene rote Ziegelhaus, in dem sie groß geworden, kehrt außerdem noch wieder in „Middlemarch" als Wohnsitz der Garths und in „Daniel Deronda" als Residenz der souveränen Gwendolen Harleth. Ihre Freude an dem nichts weniger als großartigen, dem ruhig-freundlichen Landschafts-Charakter ihrer Heimat-Provinz wird nicht müde sich zu äußern. Es ist wahr, die landschaftliche Staffage ihrer Gemälde ist nicht immer distinkt und anschaulich; ihr fast ausschließend psychologisches Interesse läßt sie solche Nebendinge öfters vergessen. Sobald sie aber ihre Heimatgegend zu schildern beginnt, steht alles in echt poetisiertem, gleichsam persönlichem Leben vor uns. In den „Red Deeps", einer niedrigen Erdbank nicht weit von Griff House, die mit ihrem Buschwerk, ihrem spärlichen Tannenwuchs und den Löchern und Höhlen verlassener Steinbrüche den allerschwächlichsten Anlauf

zur Romantik nimmt, kennen wir aus „der Mühle am Floß“ jeden Schritt und Tritt. Der schlammige Kanal, der an ihrem Hause vorbeiführte, liegt vor uns, umwebt von jenem selbstgeschaffenen Zauber der kindlichen Phantasie, als der schöne, ruhig hinfließende „Ripple“, in dem die Weiden und Eschen mit Freuden ihre Häupter baden. Der „runde Teich“, der so dicht mit Büschen umwachsen ist, daß seine Wasserfläche noch in nächster Nähe verborgen bleibt, erfüllt uns, ein anderer Hertha- oder Mummelsee, mit geheimnisvollem Grauen, uns, wie Mary Ann oder Maggie oder Hetty Sorrel, die darin ihre Schande versenken möchte und schaudernd vor den dunkeln Fluten zurückweicht.

Von den zahlreichen Schilderungen ihrer heimatlichen Landschaft mag nur eine aus „Middlemarch“ (1. Buch, 6. Kapitel), in der sie die ihr so teuren Jugendeindrücke zusammenfaßt, hier ihre Stelle finden: „Es war ein schönes Stück Midland Szenerie, durch welche Fred und Rosamond ihr Ritt führte, fast lauter Wiesen und Weide mit Hecken, die in buschiger Schönheit emporwachsen und den Vögeln ihre Korallen-Früchte entgegenstrecken durften. Kleine Einzelheiten gaben jedem Felde seine eigentümliche Physiognomie, teuer den Augen, die von Kindheit an darauf geruht: der Weiher in der Ecke, wo die Gräser feucht waren und die Bäume flüsternd zusammenlehnten; die große Eiche, eine kahle Stelle mitten auf der Weide beschattend; die hohe Erdbank, wo die Eschen wuchsen; der plötzliche Abfall der alten Mergelgrube, einen roten Hintergrund für die Klettensträucher bildend: die unregelmäßigen Linien der Dächer und Schober des Heimwesens, nach dem kein erkennbarer Weg hinführte; das graue Gatter, die Zäune nach der Tiefe des umkränzenden Gehölzes hin; und die vereinzelte Hütte, ihr altes, altes Strohdach, voll von moosigen Hügeln und Thälern mit wundervollem Wechsel von Licht und Schatten, Erscheinungen, nach denen wir große Reisen machen im späteren Leben, und die

wir größer, aber nicht schöner sehen. Das sind Gegenstände, welche die Skala der Naturfreude in Midland-Herzen bilden — Dinge, zwischen denen sie auf schwachen Füßchen umherschwankten, die sie vielleicht auswendig lernten, wie sie ihrem Vater zwischen den Knieen standen, während er gemächlich dahinfuhr." — Das heißt fühlen mit der ungetrübten Tiefe eines Kinderherzens, das jede Einzelheit seiner kleinen Welt mit Liebe umfaßt und froh in ihrem Besitze ist.

Schon in dem Kinde tritt eine Charakter- oder vielmehr Gemütsseite hervor, die ihr ganzes Leben hindurch eine — mitunter verhängnisvoll — bestimmende war: das Bedürfnis sich anzulehnen, geliebt zu werden. Sie selbst hat ihre Natur später treffend mit dem Epheu verglichen, der einer starken Stütze bedarf, wenn er nicht am Boden hinkriechen soll. Man pflegt sich gewöhnlich Mühe zu geben, derartige schon in früher Jugend sich zeigende Charakterzüge auf eine bestimmte Quelle zurückzuführen, ein Verfahren, das in vielen Fällen gezwungen und unfruchtbar bleibt. Auch bei Marian könnte man ja leicht diese Unselbständigkeit, dieses Streben nach Liebe durch die verzärtelnde Behandlung, die dem Nesthäkchen zu teil geworden sein mochte, begründen. Aber man würde damit doch nur die passive Seite dieser Eigenschaft erklären, mit der die entsprechende aktive, die liebevolle Hingabe, nicht nothwendig vereinigt zu sein braucht. Bei Vater und Mutter, so gute und freundliche Menschen sie waren, würde man indessen nach etwas Ähnlichem wie die Expansiv-Kraft dieses kleinen Kinderherzens vergeblich suchen. Und mit Unrecht hat man sie in diesem Punkte mit der Schwester ihres Vaters, einer ehemaligen Methodisten-Predigerin, deren Bekanntschaft wir später machen werden, verglichen: diese verwandte in ihren seelsorgerischen Bestrebungen eine Energie, die nicht ohne Schärfe war, und Dinah in „Adam Bede" ist weniger ein Abbild ihrer Tante, als vielmehr der Dichterin selbst, derjenigen Individualität, welche George Eliot in dem Berufe einer Metho-

disten-Predigerin dargestellt haben würde. Wir müssen uns daher darauf beschränken, das Vorhandensein dieser Eigenschaft, der die Welt viele und große Thaten reinster Liebe verdankt und die ihr selbst viele schwere Stunden geschaffen hat, festzustellen. Das Glück des Kindes ist darum nicht ungemischt, weil sie, wie Maggie, von den ihr nahestehenden Menschen so viel Liebe verlangt, wie sie selbst zu geben im stande ist, d. h. mehr, als jene gewähren können. Die schmerzliche Empfindung dieses Mangels steigert sich bei der Jungfrau mitunter bis zu krankhafter Niedergeschlagenheit; veranlaßt die Frau zu einem Schritte, an dem sie, so wenig sie selbst es ausspricht, doch sicher sehr schwer zu tragen gehabt hat; ist aber doch der edelste Kern ihres echt weiblichen Wesens, die beste Kraft ihres Lebens, der Urquell ihres Schaffens, dasjenige Element, welches ihren Werken den dauernden, ja, man darf sagen, transcendentalen Gehalt verleiht.

Ein anderer Zug, der bei Marian schon in frühester Jugend spontan und in großer Stärke hervortritt, ist eine heiße Wißbegierde, ein Streben nach geistiger Vervollkommnung. Wir finden sie schon im Alter des Fibelschützentums mit der Lektüre von Büchern beschäftigt, deren Verständnis den meisten Menschen erst in viel späteren Jahren möglich ist. Ihr Vater kam dem Lesetriebe seines Lieblings entgegen, allerdings in einer Weise, die seinen Bildungsstand kennzeichnet: die Auswahl der kleinen Bibliothek scheint er nach wenig tieferen Kriterien getroffen zu haben als Mr. Tulliver, der seiner Maggie immer die schönsten Kalblederbände kauft. Das erste Buch, das sie gelesen hat, ist „The Linnet's Life (des Hänflings Leben)", offenbar eine Kinderschrift; gegen Äsops „Fabeln" ist nichts einzuwenden. Auch des alten Bunyan „The Pilgrim's Progress (Des Pilgers Wanderung)"[5]) mag noch hingehen: die theologischen Disputationen darin, über die Sünde und die Befreiung von der Sünde, sind für Kinder zwar nicht geschrieben, aber die allegorisch aufzufassenden Aben-

leuer Christians und Christianas werden als solche für sie ihren romantischen Reiz haben. Dann aber kommen die „Essays of Elia“[6]), die mit ihrem geistvollen Humor, ihrer zarten Empfindung und ihrer ganzen sinnigen Anmut dem Kinde schwerlich aufgegangen sein können; die nachhaltige Wirkung, die sie dennoch auf George Eliot ausgeübt haben und die wir in manchen meditativen Stellen ihrer Dichtungen erkennen können, ist sicher auf ein reiferes Alter zurückzuführen. Johnsons „Rasselas, Prince of Abyssinia“,[7]) eine Sammlung von moralischen und religiösen Abhandlungen, durch eine interesselose Erzählung lose verknüpft, ebenso wie Taylors Andachtsübungen „Holy Living and Dying (Heiliges Leben und Sterben)“[8]) können wohl nur den Stoff zu verständnislosen Leseübungen geboten haben. Das merkwürdigste Buch ist indessen Defoes „Politische Geschichte des Teufels“:[9]) es ist schwer vorzustellen, wie ein sieben- bis achtjähriges Kind sich durch diese ermüdend lang ausgesponnene, in einem travestierten theologischen Kontroversstile geschriebene Satire hat hindurcharbeiten können; das einzig Interessante darin konnten für sie nur die spärlich eingestreuten Teufels-Anekdoten und -Geschichten und die Bilder sein, welche letzteren die nervöse Furchtsamkeit, an der sie, wie Gwendolen in „Daniel Deronda“, in jungen Jahren litt, wenn nicht erweckt so doch kräftig gefördert haben werden.

An die Lektüre von Scotts Roman „Waverley“, der vollkommen die Bewunderung verdient, welche ihm George Eliot bis an ihr Lebensende fort und fort bezeugt hat,[10]) knüpft sich eine für die zukünftige Dichterin charakteristische Anekdote:[11]) Als Marian etwa acht Jahre zählte, lieh ihre ältere Schwester das Buch von einer Freundin und gab es ihr zurück, als die erstere es noch nicht zu Ende gelesen hatte. Um sich in ihrem Kummer zu entschädigen, setzte sie sich hin und schrieb die ganze Geschichte, soweit sie ihr bekannt war, nieder. Das ist der erste Versuch zur Romanschriftstellerei.

Auch ein anderer, mehr äußerlicher Zug, der sie ihr ganzes Leben lang auszeichnet, ist in dem Kinde bereits vorhanden: das Streben nach Distinktion. Wie sich die Vierjährige würdevoll ans Klavier setzt und in Akkorden schwelgt, so umfangreich und harmonisch, wie sie ihre kleinen, ungeübten Hände zuwege bringen können, in der Absicht, dem herumhantierenden Dienstmädchen den Eindruck einer accomplished lady zu machen: so erwirbt ihr ein Jahr später die Gravität, mit welcher sie sich unter den viel älteren Mädchen in der Schule zu Attleboro bewegt, den Beinamen „kleine Mama"; so steht sie nach einem weiteren Lustrum allein unter den Schülerinnen von Miß Wallingtons Schule in Nuneaton und hat als einzige und intimste Freundin ihre Lehrerin Miß Lewis.

Bei dieser schon so früh und so fest ausgeprägten Neigung zu geistigen Beschäftigungen könnten wir versucht sein, uns die kleine Mary Ann als ein Wunderkind vorzustellen. Das war sie durchaus nicht; vielmehr eine große, gediegene Natur, die alles langsam in sich aufnahm, aber dafür auch gründlich in sich verarbeitete und nur dauerndes Eigentum erwarb. Wenn sie daher eine verhältnismäßig lange Zeit verbrauchte, um die Anfangsgründe, z. B. das Lesen zu lernen, so brachte sie doch die solide, nachhaltige Art ihres Arbeitens in einigen Jahren so weit, daß sie an Sicherheit und Umfang des Wissens ihre gesamten Mitschülerinnen weit überragte und, wenn sie ihre geistigen Bedürfnisse befriedigen wollte, zu dem Verkehr mit ihrer Lehrerin emporsteigen mußte.

Mit dreizehn Jahren kam Marian in die Schule der Damen Franklin nach Coventry, und aus dieser Zeit besitzen wir eine interessante Schilderung ihrer Persönlichkeit von einer ihrer Mitschülerinnen[21]): „Miß Rebecca Franklin war eine Dame von bedeutendem Geiste und ausgezeichnet durch ihren vollendeten schriftlichen und mündlichen Ausdruck sowohl wie durch ihre schöne Handschrift. In ihrem englischen Unterricht zeigte

sich Mary Ann Evans gleich beim Eintritt in die Schule de übrigen Mädchen weit voraus; und während die Aufsätze dies in der Klasse gelesen, besprochen und korrigiert wurden, war die ihrigen Gegenstände der privaten Lektüre und des beso deren Genusses für ihre Lehrerin, die selten etwas zu verbe fern fand. Ihre Schwärmerei für Musik trat damals scho stark hervor, und ihr Musiklehrer, ein vielgeprüfter und m der Reizbarkeit seines Berufes behafteter Mann, freute si auf seine Stunde bei ihr als auf eine Erfrischung seiner al gespannten Nerven, und mußte bald bekennen, daß er sie nich mehr zu lehren hätte. Ihre Nervosität hatte damals schc einen bedenklichen Grad erreicht. Wenn Besucher zugege waren, wurde Miß Evans als die beste Klavierspielerin d Schule manchmal ins Zimmer gerufen, um ihnen etwas vo zuspielen, und obgleich es ihrer krankhaften Schüchternhe aufs äußerste widerstrebte, sich öffentlich hören zu lassen, g horchte sie mit aller Bereitwilligkeit; aber wenn sie dan wieder erlöst war, sah man sie öfters nach ihrem Zimmer stür zen, wo sie heftig weinend sich auf die Erde warf. Ihre Mi schülerinnen liebten sie in dem Grade, wie man jemanden liebe kann, der einem so unermeßlich überlegen scheint .... Ein Quelle großen Interesses für die Mädchen, und des Neide für diejenigen, die weiter von Hause weg lebten, war der al wöchentlich erscheinende Karren, welcher für Miß Evans ne gelegte Eier und andere angenehme Erzeugnisse der väterliche Farm brachte."

Die Franklinsche Schule war im ganzen eine ausgezeich nete, da die Vorsteherinnen bemüht waren, die vorzüglichste Kräfte für den deutschen, französischen und Musik-Unterrich heranzuziehen, sodaß Marian in der Lage war, sich eine we gründlichere Bildung anzueignen, als die Damen England damaliger und jetziger Zeit durchschnittlich zu erwerben pflege George Eliot hat dieser Schule, welche sie Weihnachten 183 verließ, noch oft mit Dank und Hochachtung gedacht.

Das äußere Leben der Dichterin floß in dieser ganzen Zeit mit einer Einförmigkeit dahin, die man im Interesse der ruhigen, gesunden Entwickelung ihrer Gaben eine glückliche nennen muß. Einmal nahm sie ihr Vater zu einem mehrtägigen Besuche bei seinen Verwandten in Derbyshire und Staffordshire mit — freilich, welchen Eindruck wenige Reisetage auf ein solches Kind hervorbringen können, zeigen die lebendigen Schilderungen jener Distrikte in „Adam Bede". Ein anderes Ereignis, welches sie in „Felix Holt" zu einem poetisch großartigen Bilde ausgestaltete, war der Volksaufruhr in Nuneaton bei Gelegenheit der ersten, nach der Reform-Bill dort abgehaltenen Parlaments-Wahl (1832).

Wir schließen dieses Kapitel mit einer lebhaften Schilderung aus der Einleitung zu „Felix Holt", aus der uns das kulturelle Bild ihrer Heimat-Provinz klar entgegentritt. Die nächste Umgebung von Griff House war eine rein ländliche ohne Spuren gewerbthätigen Lebens, „aber ein paar Meilen davon war das Land geschwärzt von Kohlengruben, und das Rasseln der Webestühle ließ sich in Weilern und Dörfern hören. Hier schritten robuste Männer einher, deren Kniee vom Kauern in den Bergwerken merkwürdig auswärts gebeugt waren, gingen heim, um sich in ihren geschwärzten Flanell-Hemden niederzuwerfen und den Tag zu verschlafen, dann aber aufzustehen und viel von ihrem hohen Lohne in den Wirtshäusern zu vertrinken; hier waren die bleichen Gesichter von Webern, Männern und Frauen, abgemagert vom späten Aufsitzen, ohne welches sie die Wochenarbeit, die kaum erst am Mittwoch begonnen war, nicht hätten beendigen können. Überall waren die Hütten und die Kinder schmutzig, denn die schwächlichen Mütter widmeten ihre ganze Kraft dem Webestuhle; fromme Dissenter-Frauen vielleicht, welche das Leben geduldig hinnahmen und glaubten, daß das Heil vorzugsweise von der Prädestination, und durchaus nicht von der Reinlichkeit abhinge. Die Giebel der Bethäuser gaben jetzt ein sichtbares

Zeichen für religiöses Leben und einen Versammlungsort, der mit dem Wirtshause wetteiferte, selbst in den Weilern .... Hier war eine Bevölkerung, die von der Bestmöglichkeit Alt-Englands nicht überzeugt war; [welche glaubt, daß] die Leute an der Spitze des Staates manches ändern könnten, was jetzt die Welt trauriger machte, als sie notwendig zu sein brauchte, und sicherlich sündhafter. Und doch waren da die grauen Kirchtürme auch, und die Kirchhöfe mit ihren Rasenhügeln und ehrwürdigen Leichensteinen, schlafend im Sonnenschein; da gab es breite Felder und Heimwesen, und schöne alte Gehölze, welche eine Anhöhe schmückten, oder sich weit an der Landstraße hinzogen, und nur hin und wieder einen Blick gestatteten nach dem Park und Herrenhause, welches sie vor der Alltags-Welt abschlossen. In diesen Midland-Distrikten ging der Reisende schnell von einer Szene des englischen Lebens zur andern über: wenn er soeben auf ein kohlenstaubiges, webstuhlrasselndes Dorf geblickt hatte, konnte er gleich darauf durch ein Kirchspiel kommen von lauter Feldern, hohen Hecken, tief zerfahrenen Wegen; wenn die Postkutsche soeben über das Pflaster einer Fabrikstadt gerasselt war, führte sie ihn in weiteren zehn Minuten in eine ländliche Gegend, wo die Nähe der Stadt nur empfunden wurde in den Vorteilen, welche ein nahgelegener Korn-, Käse- und Heu-Markt bot, und wo Leute mit beträchtlichem Bank-Konto zu sagen pflegten, daß sie sich niemals selbst in die Politik mischten." Wie merkwürdig diese landschaftliche und soziale Szenerie mit dem Lokal in den „Szenen aus dem Leben der Geistlichkeit", in „Adam Bede", „der Mühle am Floß", „Silas Marner" und „Felix Holt" übereinstimmt, fällt jedem Kenner dieser Dichtungen auf.

Zweites Kapitel.

Die Jungfrau.

(1835—1841.)

Mary Ann brachte aus der Schule nach Griff House einen Trieb mit, der in ländlicher Abgeschlossenheit schwer zu befriedigen ist, und der darum einen Zwiespalt in ihr Leben bringen mußte: den Trieb nach geistiger Vervollkommnung. „Als ich noch ein kleines Kind war," schreibt sie in einem Briefe an Miß Lewis aus dieser Zeit, „konnte ich nicht befriedigt werden von den Dingen um mich: ich lebte beständig in einer selbstgeschaffenen Welt und war ganz zufrieden, keine Gesellschaft zu haben, damit ich meinen eigenen Träumereien überlassen bleiben könnte und mir Szenen ausdächte, in denen ich die Hauptrolle spielte. Denke Dir, welchen Vorschub Romane diesem Traumleben leisten mußten. Ich wurde früh damit versehen von denen, welche in ihrer Freundlichkeit meine Lesesucht zu befriedigen suchten, und natürlich benutzte ich das gelieferte Material zum Bau von Luftschlössern."

Schon in der Schulzeit artete dieser Trieb in eine wahre Leidenschaft nach Büchern aus, und ihrer verständigen Mutter bereitete sie während der Ferien ernste Besorgnisse mit ihrer Gewohnheit, den Tag um die halbe Nacht zu verlängern — nicht mit Unrecht. Diese Lebensweise schwächt für die Dauer auch robustere Körper, als Mary Ann einen von der Natur erhalten hatte, und ist auch wohl die nächstliegende Erklärung

für die auffallende Thatsache, daß sie Jahrzehnte in der h
lichsten Landluft zubringen und gleichzeitig den Grund zu ein
Leiden legen konnte, an dem sie ihr ganzes Leben hindu
schwer zu tragen gehabt hat: Mary Ann litt, wie ihre Br
zeigen, schon in Griff an häufig wiederkehrenden nervö
Kopfschmerzen, welche um so anhaltender wurden, da sie sel
leidend nicht veranlaßt werden konnte, die Lektüre für ein
Zeit auszusetzen. „Ich befinde mich," schreibt sie mit
Offenheit der Jugend, „den Büchern gegenüber in derselb
Verfassung wie der Vielfraß gegenüber seiner wohlbeset
Tafel; ich vertilge schleunigst einen Gang, um bei Zei
zum nächsten zu gelangen, und genieße und verdaue so keine

So kommt es denn, daß wir sie in einem verhältnismä
recht jugendlichen Alter mit zahlreichen Klassikern der europ
schen Kulturvölker vertraut finden. Sie dachte nicht daran, n
der Schulzeit ihren Unterricht abzuschließen: ihre Lehrer c
Coventry gaben ihr auch in Griff deutsche und italieniş
Stunden weiter. Und es war keineswegs bloß die schöne Lit
ratur, die sie anzog, sondern das Wissen als solches. A
wirr es zu Zeiten von all den tausend Anregungen in ihr
Kopfe aussah, schildert sie selbst mit ergötzlicher Anschauli
keit: „Ich bin in letzter Zeit so abspringend in meinen B
schäftigungen gewesen, daß mein Geist, der niemals von i
höchstorganisierten Gattung gewesen ist, chaotischer als gewöl
lich ist; oder vielmehr gleich einer Schicht zusammengeballt
vorweltlicher Überbleibsel, welche uns hier den Kinnbacken o
die Rippe eines gewichtigen Vierfüßers zeigt, dort das za
Hochrelief (so) eines Farrens, winzige Muscheln und gehei
nisvolle neue Gattungen, eingekrustet in ein einförmiges u
uninteressantes aber nützliches Mineral. Mein Geist ze
gerade solch einen Wirrwarr vereinzelter Specimina aus al
und neuer Geschichte; poetische Fetzen aufgelesen aus Shakspec
Cowper, Wordsworth und Milton; politische Tagesfrag
Stückchen von Addison und Bacon, lateinische Verba, Geo

trie, Entomologie und Chemie; Revüen und Metaphysik — alles festgelegt und versteinert und erstickt durch den schnell sich häufenden Zuwachs von augenblicklichen Ereignissen, obligaten Beunruhigungen und häuslichen Sorgen und Ärgernissen. Wie kläglich und unbegreiflich haltlos ist die Konstitution unseres Geistes, so veränderlich wie die Formen und Farben der Sommerwolken!" Und die Aufzählung der Elemente ihres Mikrokosmos ist noch lange nicht vollständig. Die fremden Sprachen und Litteraturen, die Nationalökonomie und vor allem die Theologie hat sie vergessen.

In jener Zeit — George Eliot war 20 Jahre alt — warf ihre ehemalige Lehrerin, Miß Lewis, mit der sie in lebhafter Korrespondenz stand, die Frage nach dem Werte der poetischen Lektüre auf. Die ausführliche Antwort, welche sie darauf gab, ist zu bezeichnend für ihre damalige Stellung zur Poesie, als daß sie nicht im Auszuge hier wiedergegeben werden sollte. Sie erklärt sich im Prinzip gegen die Beschäftigung mit fiktiven Werken, und nimmt nur diejenigen „klassischen Produkte aus, deren Inhalt im Gespräche beständig berührt wird, deren Helden oder Heldinnen die Repräsentanten gewisser Charaktere und Ideen sind, wie „Don Quixote", Butlers „Hudibras", „Robinson Crusoe", „Gil Blas", Byrons und Southeys epische Dichtungen, und Walter Scotts Romane und Gedichte. Solche Anspielungen, wie „er ist ein vollkommener Dominie Sampson", „er ist so eifrig im Antiquitäten-Suchen und fast so glücklich wie Jonathan Oldbuck," werden wahrscheinlich so gewöhnlich in Büchern und Gesprächen werden, daß wir, immer unter der Voraussetzung, daß unsere Muße nicht von anderen Pflichten wesentlich beschränkt wird, uns wohl in den Stand setzen sollten, sie zu verstehen. Shakspeare hat einen höheren Anspruch als diesen auf unsere Beachtung; aber wir brauchen eine so feine Destillationskraft wie die Biene, um aus seinen Seiten nichts als Honig zu saugen. Indessen, wie wir im Leben aus ver-

derblichen Einflüssen im Verkehr mit andern aussetzen müssen, wenn wir die Vorteile des gesellschaftlichen Lebens genießen wollen, so geschieht es auch in Büchern" — soll heißen Dichtungen, deren Einflüsse im allgemeinen mehr schädlich als nützlich sind. — „Ich wage anzunehmen, daß dieselben Ursachen, welche in meinem eigenen Inneren vorhanden sind, um romantische Dichtungen schädlich zu machen, ihr Gegenstück in dem jedes Mitmenschen haben. . . . . Was die Schulung betrifft, welche unser Geist von der Lektüre erdichteter Erzählungen gewinnen kann, so erkenne ich keine von wohlthätigem Charakter, welche nicht durch die geschichtliche Lektüre erreicht werden kann. . . . Wenn man sagt, der Geist muß seine Erholung haben, so antworte ich: „Die Wirklichkeit ist seltsam, seltsamer als die Dichtung." Wenn jemand die Wunder der Wirklichkeit alle erschöpft hat, so bleibt ihm nichts übrig, als zur Dichtung zu greifen: bis dahin kann ich mir nicht vorstellen, wie die Abenteuer irgend eines von der Phantasie beschworenen Schattens unterhaltender sein können, als die Thaten wirklicher Exemplare der menschlichen Gattung, aus denen wir sichere Schlüsse ableiten können. . . . Religiöse Romane sind mir verhaßter als rein weltliche: sie sind eine Art von Centaur oder Meerjungfrau und sollten, wie andere Ungeheuer, die wir in keine Klasse unterbringen können, zum allgemeinen Besten gleich nach ihrer Geburt vernichtet werden. Familienromane scheinen mir um so gefährlicher, je mehr sie in den Kreis des Nachahmbaren kommen. Was mich betrifft, so könnte ich mich hinsetzen und weinen über die Unmöglichkeit, einen Bruchteil der Gegenstände, die unserer Betrachtung in Büchern und im Leben entgegentreten, zu verstehen oder auch nur zu kennen. Habe ich dann irgend welche Zeit zu verschwenden auf Dinge, welche niemals existiert haben?"

Der Eindruck dieser Expektoration ist ein trostloser, ebenso trostlos, wie die Jugend-Briefe Heinrich von Kleists, wo sich

der seiner selbst noch unbewußte Genius des Dichters in einem wissenschaftlichen Gewande sorgfältigst verhüllt, und in der Form eines scheinbar streng logischen Denkens das hausbackenste, beschränkteste, falscheste Zeug zu Tage fördert, das die Halbbildung im Bunde mit gänzlichem Mangel an Erfahrung nur aushecken kann. Wenn wir begreifen wollen, wie dasjenige Mädchen, das zur größten Romanschriftstellerin oder, wie viele ihrer Verehrer wollen, zur größten Dichterin bestimmt war, so über die Dichtkunst sprechen konnte, so müssen wir uns vergegenwärtigen, daß einsames Autodidaktentum nur zu leicht, und keineswegs bloß bei Frauen, eine gewisse blaustrümpfige Verschrobenheit erzeugt, daß dieser Standpunkt im Grunde doch nur die naiv gezogene Konsequenz einer früher und heute in England verbreiteten Auffassung ist, die in der Dichtkunst, wie in der Kunst überhaupt, ein dienendes Werkzeug der sittlichen oder religiösen Vervollkommnung sieht. Wir werden uns weniger darüber wundern, wenn wir mit dem damaligen Seelenzustande George Eliots bekannt werden, der eine auffallende Ähnlichkeit mit dem jener Dorothea Brooke hatte, welche in den Bildwerken der italienischen Meister weiter nichts als eine unsittliche Nacktheit zu sehen vermochte.

Ein Glück war es, daß in diesem Punkte, wie noch öfters in George Eliots Leben, die Theorie und die Praxis sich nur sehr unvollkommen entsprachen, daß die müßigen Ausgeburten der dichterischen Phantasie sie dennoch immerfort und nachhaltig beschäftigten. Sie mußte innerlich doch anbeten, was sie abzuschwören sich verpflichtet glaubte, und sich sogar selbst versuchen in der eitlen Tändelei der Poesie. Es war in jener Zeit, als sie ihr erstes Gedicht verfaßte, jene Verse:

> Ye verdant meads, fair blossoms, stately trees,
> Sweet song of birds and soothing hum of bees,
> Refreshing odours wafted on the breeze,
> Farewell!

Thou sun, to whose parental beam I owe
All that has gladden'd me while here below,
Moon, stars, and covenant-confirming bow,
Farewell!

Ye patient servants of creation's Lord,
Whose mighty strength is govern'd by His word,
Who raiment, food, and help in toil afford,
Farewell!

The mandate I'd obey, my lamp prepare,
Gird up my garments, give my soul to pray'r,
And say to earth, and all that breathe earth's air,
Farewell![13])

die ſo merkwürdig an unſer geliebtes Deutſch erinnern:

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich ſtillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna ſagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Wieſen, die ich wäſſerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
. . . . . .
Ihr Plätze aller meiner ſtillen Freuden,
Euch laſſ' ich hinter mir auf immer dar!
Zerſtreuet euch, ihr Lämmer, auf der Heiden!
Ihr ſeid jetzt eine hirtenloſe Schaar,
Denn eine andre Heerde muß ich weiden
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So iſt des Geiſtes Ruf an mich ergangen,
Mich treibt nicht eitles, irdiſches Verlangen.

Damals begeiſterte ſie ſich für unſern Schiller, und faßte eine tiefe Vorliebe für Wordsworth, die ſie ihm, wie ihr Gatte Croß verſichert, bis an ihr Lebensende bewahrt hat. Der Einfluß dieſes Dichters auf ihr ganzes ſpäteres Schaffen iſt ein mächtiger geweſen. Seine einfache, von des Gedankens Bläſſe nicht angekränkelte Religioſität; ſeine Begeiſterung für die Natur, die nicht bloß in der Romantik ihrer großartigen, wilden

Gestaltungen schwelgt, sondern aus dem unscheinbarsten Idyll Frieden und Freude zu saugen weiß, der

Das kleinste Blümchen, welches blüht —
Gedanken weckt, zu tief für Thränen oft —;

seine heitere, versöhnte Lebensanschauung, die in den niedrigsten Erscheinungen der belebten und unbelebten Schöpfung das Göttliche zeigt, und die Liebe, mit der sie selbst alles Geschaffene umfaßt, auch im Leser zu erwecken weiß; seine Verachtung aller weltlichen Macht und Größe, die ihm das einzige wahre Gut des Lebens, den Frieden in der eigenen Brust, nur zu rauben bestimmt scheint — alle diese Züge mußten einer Natur, wie die George Eliots, als wahlverwandte dauernd mit tiefster Sympathie erfüllen. Der Urgrund, in dem alle ihre Dichtungen wurzeln, ist Liebe zu allem Geschaffenen, tiefes Durchdrungensein von der Nichtigkeit eines liebeleeren Daseins. Manche Seite könnte man füllen mit Anklängen aus ihren Werken an die Dichtungen Wordsworths:

Hochmut,
Wie sehr verhüllt von eigner Majestät,
Ist klein; ein Wesen, das Verachtung fühlt
Für irgend ein Geschaffnes, zeigt, wie wenig
Die Gaben, die ihm wurden, es benutzt,
Wie sehr sein Denken in der Kindheit ist.
Weß Auge stetig ist auf sich gerichtet —
Die kleinste Schöpfung gütiger Natur —
Der könnt' des Weisen Herz zum Hohn erregen,
Der von der Weisheit selbst verboten ist.
Sei weiser! — Wahres Wissen führt zur Liebe,
Wahre Würde wohnt in dem allein,
Der in den stillen Stunden innern Schauns
Noch an sich zweifeln, an sich glauben kann
In Herzensdemut.

Diese Verse aus dem Gedicht „Über einen Eibenbaum" enthalten einen Teil der Eliotschen Lebensanschauung. Die folgenden aus dem „Cumberland Bettler"

Eine andere Lieblingsdichterin dieser Jahre ist ihr Felicia Hemens, die man in gewissem Sinne als eine Fortsetzerin der von der Seeschule eingeführten Richtung betrachten darf: mit Recht begeistert sich George Eliot für ihr größtes und bestes Gedicht „Waldheiligtum (Forest Sanctuary)“.[14]) Neben diesen und vielen anderen weltlichen nehmen religiöse Dichtungen in ihrer Jugend-Lektüre eine breite Stelle ein, wie Miltons „Verlorenes Paradies“, Youngs „Nachtgedanken“, Kebles „Christliches Jahr“, und die „Lyra Apostolica“.

Daß ihr Geschmack in dieser Zeit erst in der Bildung begriffen ist, zeigt sich in Urteilen wie das über den schreibseligen Nachahmer Scotts, George James, dessen „Hugenotten“ sie als das Muster eines historischen Romans hinstellt.

Wie George Eliot selbst ausgesprochen hat, brauchte sie etwas außerhalb der eigenen, beschränkten Interessen-Sphäre, um dessentwillen sie leben könnte; einen mit den Widersprüchen des Erdendaseins versöhnenden, über irdische Mängel hinaushebenden Gedanken, ein höheres Ziel als ein hier, mit ihren gegebenen Kräften erreichbares, dem sie zustreben könnte. Sie war durch und durch eine ideale Natur. In frühester Zeit hatte sie neben der Alltagswelt von Griff House ihre Märchenwelt, in der sie — sei es als Schloßfräulein, als Prinzessin, oder als Zigeunerkönigin — eine glänzende und gewichtige Rolle spielte. Als die Jahre diese mit aller Pracht ihrer poetischen Phantasie ausgestatteten Luftschlösser verweht hatten, traten andere Träume an ihre Stelle, Träume von einem anderen, tieferen Glück, als irdische Macht und Herrlichkeit zu gewähren vermögen; von menschlicher Vollkommenheit, von schönen Thaten hingebender Selbstlosigkeit, von Bewunderung und Liebe unter den Menschen. Die Form, in welcher diese

Ideale ihre relative Verwirklichung erfahren sollten, wurde ihr, der Eindrucksfähigen, von ihrer Umgebung mitgeteilt.

Sie stammte selbst aus einer religiösen Familie, ihr Vater war strenggläubiger Hochkirchler, der aber von Jugend auf viel zu sehr mitten im Leben gestanden hatte, um eine frömmelnde Richtung in seiner Häuslichkeit zu befördern. Sobald Mary Ann das Vaterhaus verließ, trat sie in die geistliche Zucht von Frauen von strengerer und tieferer religiöser Richtung, als die anglikanische Kirche mit ihrem katholischen Erbteil äußerer Formengläubigkeit repräsentiert. Ihre Lehrerin, Miß Lewis, war eine Dame von „evangelischen“*) Überzeugungen, d. h. eine stille Dissenterin, die mehr Gewicht auf das Studium der Bibel und das Leben nach Gottes Wort als auf die kirchlichen Formen legte, die sich nach und nach herausgebildet hatten. Miß Franklin ferner war die Tochter eines Baptisten-Predigers; sie übte einen noch größeren Einfluß auf das jugendliche Gemüt ihrer Schülerin aus. George Eliot nahm von ihr jene falsche Richtung in sich auf, die als wesentliches und erstes Erfordernis christlichen Lebens Entsagung, Abkehr von der Welt und ihren Freuden aufstellt. Schon in Coventry that sie sich durch eine exaltierte Frömmigkeit hervor, die für ihre Jahre etwas Widernatürliches hatte, indem sie ihre Mitschülerinnen zu besonderen Andachtsübungen unter ihrer Leitung heranzog. Diese Richtung brachte sie dann in ihre Heimat mit.

Wir müssen uns die 16jährige Mary Ann Evans, wie bereits bemerkt, vorstellen wie jene Dorothea Brooke, die George Eliot nach drei Jahrzehnten so vortrefflich gezeichnet hat, oder wie Maggie im Zustande tiefer Deprimiertheit nach dem Ruin ihres Hauses.[15]) Als harmloses, phantasievolles lebendiges Kind ist sie ausgezogen, als junge Frömmlerin kehrt sie zurück: ihr Ideal ist — neben und wohl in innerem Zu-

*) Im englischen Sinne des Wortes.

sammenhange mit dem Streben nach geistiger Vervollkommnung — einfach das der Gottähnlichkeit; das zeitliche Leben ist nichts und hat keinen Wert, denn als Vorbereitung für das ewige. Um den Heilsweg aus eigener Kraft finden zu können, will sie, wie Dorothea, die Kenntnis der Heilsquellen erschöpfen; sie glaubt, bis zu der absoluten göttlichen Wahrheit vordringen zu können; ihr Licht soll ihr Leben erleuchten — und nicht bloß ihres, auch das ihrer Umgebung.

So brachte sie eine gewisse Aufregung, einen Zwiespalt in das ruhige Idyll von Griff House, den wir uns freilich bei der hingebenden Anschmiegsamkeit ihrer Natur nicht als einen akuten vorstellen dürfen. Die schmucke, praktische, oberflächliche Schwester Chrissey — Lucy Deane in der Mühle am Floß, noch mehr aber Celia in „Middlemarch" sind ihre Abbilder — konnte in ihrem kleinen, wohlgeordneten Geiste für die schwärmerischen Ideen Mary Anns keinen Raum finden. Ihr Bruder Isaac, der viel zu energisch war, um etwas, das er für verkehrt hielt, nicht zu bekämpfen, lag mit ihr in fortwährendem Streite. Das sportsmännische Genußleben, das er neben einer tüchtigen Berufsthätigkeit zu führen geneigt war, kam ihr eitel und inhaltlos vor; während er die studierte Einfachheit ihres Auftretens, das „Vogelscheuchen"artige[16]) ihrer äußeren Erscheinung, ihr unabläßiges Studium in theologischen Kontroversschriften, ihr ganzes Heiligkeitsstreben, das so weit über eine verständige Durchschnittstüchtigkeit hinausging, lächerlich fand.

In dieser Zeit finden wir eine große Reihe von theologischen Schriften unter ihrer Lektüre erwähnt. In einem Briefe an Miß Lewis (20. Mai 1839) gefällt sie sich darin, die verschiedenen kirchlichen Richtungen vergleichend neben einander zu stellen; die freie Ansicht des Professor Hoppus, der in seinem „Schisma" bestreitet, daß von der heiligen Schrift irgend eine Form des Kirchenregiments in bestimmter Weise gefordert würde, daß mithin keins ein göttliches Recht be-

anspruchen dürfte; die maßvolle Milners, der in seiner „Kirchengeschichte" allen Kirchenverfassungen ihre Berechtigung zugesteht, die bischöfliche aber für die beste hält; die stramm hochkirchliche des Reverend Gresley im „Portrait of an English Churchman", die in der anglikanischen Kirche den einzigen und wahren „Tempel des Herrn" sieht, und die ultramontane der „Oxforder Traktate",[17]) der die römisch-katholische Kirche „eine liebe irrende Schwester" und die protestantischen Dissidenten gottlose Ketzer sind. Sie selbst huldigt natürlich der ersteren Richtung, die sie freilich nicht durch Übertritt in eine Sekte offen bezeugt hat.

In dieser Zeit möchte sie „nur der Ewigkeit Leben, ihre Nähe verwirklichen", empfindet sie eine lächerliche Zerknirschung über Kleinigkeiten, z. B. wenn sie der ihr langweiligen Prozedur des Gelée-Einkochens „sich nicht so freudig unterzieht, wie es einem Christen geziemt, der jede, auch die geringste Pflicht als eine Forderung des Herrn betrachten sollte"; fühlt sie eine gewisse Genugthuung, mit ihren natürlichen Neigungen im Hader zu liegen: „Alles, was geeignet ist, uns unzufrieden mit uns selbst und ernster bestrebt nach vollkommener Wahrheit und Güte zu machen, ist Gold, wenn es auch über uns kommt geschmolzen und brennend, und wir unseren Schatz erst erkennen, nachdem wir lange Schmerzen gelitten." Bei einem kurzen Besuche mit ihrem Bruder in London, ist ihr das „Treiben des großen Babel" hassenswert; sie denkt nicht daran, Theater oder Konzerte zu besuchen, sondern findet auch dort ihre beste Abendunterhaltung in der Lektüre theologischer Schriften; was sie von den Sehenswürdigkeiten am meisten interessiert, ist das Greenwich-Hospital, was ihr die höchste Erhebung gewährt, der Klang der großen Glocken von St. Pauls, was ihr von allen Schätzen der Weltstadt am begehrenswertesten erscheint, die „Geschichte der Juden" von Josephus.

Die Finsternis dieser Lebensanschauung, die alles, was nach Nachsicht gegen weltliche Neigungen, nach Genuß schmeckt,

für Sünde hält, trübt ihr auch diejenigen Güter des Lebens, welche mit dem Genuß zugleich die höchste innere Erhebung gewähren. Sie, die später so leidenschaftliche Verehrerin unserer Beethoven und Schubert, würde es ganz erträglich finden, wenn es keine Musik in der Welt gäbe, als die für gottesdienstliche Zwecke bestimmte. Unter diesem Gesichtspunkte haben wir denn auch ihre frömmelnd beschränkte Ansicht über den Wert poetischer Beschäftigung zu betrachten.

Am weitesten verirrt sie sich zweifellos, wenn ihr selbst die Ehe als eine Quelle weltlicher Freuden bedenklich erscheint: „Was mich betrifft," schreibt sie an Miß Lewis, „wenn ich von dem Heiraten und Verheiraten höre, das immerfort vor sich geht, so kann ich nur seufzen um diejenigen, welche irdische Bande vervielfältigen, die, wenn auch mächtig genug, um ihr Fühlen und Denken vom Himmel loszulösen, doch so gebrechlich sind, daß sie leicht bei jedem Hauch zerreißen. Du wirst glauben, daß mir nur noch eine Tonne als Wohnung fehlt, um mich zu einem vollständigen weiblichen Diogenes zu machen; und ich bekenne mich allerdings schuldig, hin und wieder misanthropischen Gedanken nachzuhängen, ohne mich darum ihnen ganz hinzugeben. Doch muß ich glauben, daß diejenigen am glücklichsten sind, welche sich nicht in Wallung bringen durch Plänemachen zum Zweck ihrer irdischen Seligkeit, welche dieses Leben rein als eine Pilgerreise betrachten, einen Schauplatz, der uns zur Thätigkeit und Wachsamkeit aufruft, nicht zur Ruhe, zum Genuß."

Wollten wir sagen: das schreibt ein Mädchen, die wenig, an ein anderes, die gar keine Aussichten zum Heiraten hat, so wäre das keine Entschuldigung, auch nicht einmal eine Erklärung. Wohl aber müssen wir hervorheben, daß George Eliot sich damals in derjenigen Entwickelungsphase befand, die für die tiefer angelegte Natur wohl nur unter den allergünstigsten äußeren Verhältnissen, für das Genie nie ohne schwere innere Kämpfe zu überwinden ist, Kämpfe, die den Betroffenen mit-

Lebensloses gefunden. Und die zurückgedrängten Schmerzen brechen doch mitunter wider Willen hervor, wenn sie z. B. von Menschen spricht, „welche die verhaßte Macht haben, selbst die Bilder im Allerheiligsten unseres Herzens zu verderben", von einer „trüben menschlichen Atmosphäre, der man entflieht, um die Winde des Himmels in wollüstiger Freude über sich hinwehen zu lassen". Sollte man hier nicht an jene drei Tanten in der Umgegend von Griff House denken, deren nüchtern materialistische Gesinnung auch der armen Maggie das Leben so freudlos zu machen wußte? Wie Maggie, sucht sie sich über ein fast unerträglich scheinendes Dasein zu erheben durch schwärmerische Religiosität; sie verschwendet die ganze Kraft ihres Gemüts an ein krankhaftes Heiligkeitsstreben, das ihr den ersehnten inneren Frieden doch nicht bringen kann. Es sind eben zwei nie vereinte Kräfte: die Kraft des Handelns und Schaffens und die Kraft des thatenlosen, geduldigen Tragens — die letztere besitzt sie nicht.

Das an sich Unbefriedigende ihres Daseins wird noch vermehrt durch niederdrückende Umstände. Im Sommer 1836 starb nach langem, schmerzlichem Leiden — sie hatte nach der Geburt Mary Anns immer gekränkelt — ihre geliebte Mutter. Im folgenden Jahre verheiratete sich ihre ältere Schwester Chrissey mit einem Mr. Edward Clarke, einem Chirurgen in Meriden in Warwickshire. So war sie vollständig auf sich allein angewiesen.

In der Zeit ihrer frommen Bestrebungen knüpfte sie einen brieflichen Verkehr mit ihrer Tante Elisabeth Evans, der Schwägerin ihres Vaters in Staffordshire an, die sie auf ihrer ersten Reise dorthin kennen gelernt hatte. Die interessante Persönlichkeit dieser ehemaligen Methodisten-Predigerin muß sich dem Geiste des Kindes wohl tief genug eingeprägt haben, daß die Jungfrau in ihren inneren Bedrängnissen ein Verlangen nach ihrem geistlichen Beistande fühlte.

„[Ich befinde mich] auf dürrem, durstigen Lande" schreibt

sie ihr (6. Februar 1839), „und ich werde Dir so dankbar für einen Trunk aus Deinem frischen Quell sein, wie der Wanderer in den Wüsten des Orients der unbekannten Hand ist, welche einen Brunnen für ihn gräbt.“*) Die Tante folgte dann einer Einladung nach Warwickshire und erhielt einen Gegenbesuch von ihrer Nichte.[18]) Die beiden Briefe an sie, welche vorhanden sind, sind von großem Interesse, da die Schreiberin mit voller Offenheit ihren Seelenzustand darlegt.

„Anstatt mein Licht unter den Scheffel zu stellen, bin ich in Gefahr, prahlend ein falsches leuchten zu lassen. Du hast eine viel zu hohe Meinung von meiner Geistesverfassung und den Vorteilen meiner Person und meiner Verhältnisse. Meine Seele ist wochenlang wie betäubt, und wenn ich aus diesem Zustande der Starrheit erwache, sind die Zeiträume der Thätigkeit verhältnismäßig kurz. Ich finde immer Entschuldigungen dafür in dem Mangel äußerer Anregung und in dem kleinen Wirkungskreise, den ich für die Bethätigung meiner Prinzipien habe, anstatt die Selbsterniedrigung des Bewußtseins zu empfinden, daß ich kostbare Stunden der Einsamkeit falsch anwende, welche zu Andachtsübungen eifrig benutzt werden würden von manch einem ergebenen Diener Gottes, der mit weltlichen Sorgen und Arbeiten zu kämpfen hat. Ich fühle, daß meine Hauptsünde gerade die verderblichste von allen ist, wie sie die fruchtbare Erzeugerin ihrer aller ist, — Ehrgeiz, ein unersättliches Verlangen nach Achtung von meinen Mitmenschen. Dies ist gleichsam der Mittelpunkt, von dem alle meine Handlungen ausgehen. Aber Du wirst Dich wohl erinnern, meine liebe Tante, daß ich nicht viel Wert lege auf die Entfaltung von religiösen Empfindungen, welche ihren Ursprung haben in jenem herrschenden Fehler, von dem ich eben gesprochen

*) Wohl ein Anklang an ihren Lieblingsdichter Scott: „Der Talisman“, 2. und 3. Kapitel.

habe, welcher „die Milch meiner guten Vorsätze alle gerinnen macht.“

Hiermit wollen wir das unerquickliche Bild dieser Entwickelungs-Phase der Dichterin schließen. — Was wäre aus George Eliot geworden, wenn sie in Griff geblieben wäre? — Vielleicht wäre sie verkümmert, wie Maggie, vielleicht mit einem Pedanten unglücklich geworden, wie Dorothea Brooke. Gewiß ist, daß eine Erlösung aus dieser sozialen Lage und damit von diesem inneren Zustande dringend notwendig war — und sie kam.

Drittes Kapitel.

Innere Kämpfe.

(1841.)

Im Jahre 1840 verlobte ſich George Eliots Bruder
einer Miß Rawlins in Birmingham. Die Hochzeit ſollte
nächſten Jahre ſtattfinden, und da Iſaac zu dem Geſch
ſeines Vaters erzogen und bereits eine Zeit lang darin
teiligt war, ſo ſollte er das Grundſtück Griff Houſe ü
nehmen, während ſein Vater in ein Haus auf Foleshill F
in der unmittelbaren Nähe von Coventry überſiedelte.
geſchah im März 1841. Das Haus, das noch vorhanden
war ein Doppelhaus mit einem tüchtigen Stück Garten;
ſeinen oberen Fenſtern aus hatte man einen hübſchen A
auf die umgebende Landſchaft, in der einige hohe Schornſt
im Vordergrunde in nicht gerade erquickender Weiſe an
Nähe der Fabrikſtadt erinnerten. Die geiſtigen Intereſſen e
ſolchen pflegen nicht auf hohem Niveau zu ſtehen; aber ſie
immerhin vorhanden und können, je nach dem ſeeliſchen
den, der ihnen entgegengebracht wird, außerordentlich befr
tend wirken. Die ſozialen Berührungen, welche Marian Er
perſönlich hier erwarteten, waren ſo ausnahmsweiſe günſ
daß ihre Überſiedelung nach Coventry eine Epoche in ih
Leben bezeichnet.

Der nächſtliegende Vorteil dieſes Ortswechſels war,
ihr die Sorge um einen größeren Haushalt, die ihr, obg

pflichteifrig getragen, doch immer drückend gewesen war, abgenommen und so eine große Masse von Zeit für ihre Lieblingsbeschäftigung mit der schönen und gelehrten Litteratur frei wurde. Ein anderer, daß sie infolge der ausgebreiteten Bekanntschaften ihres Vaters jetzt zum ersten Male in ihrem Leben eine vielseitige und fast mehr als ihr lieb sie beanspruchende Geselligkeit kennen lernte. Die erfreuliche Wirkung dieser Veränderung erkennen wir in den nun seltener und kürzer werdenden Briefen an ihre Freundin Miß Lewis, aus denen jetzt ein bisher unbekannter Ton harmloser Fröhlichkeit herausklingt, „eine vogelartige Freude an den Dingen, die von Leichtsinn und Genußsucht gleich weit entfernt ist." Und wenn sie einmal sich über ihre geistigen Schwelgereien bei dem Anblick des entsetzlichen Elendes der Arbeiterkreise Vorwürfe macht, ein andermal unter körperlicher Depression sich in der Gesellschaft so vieler Menschen wenigstens seelisch vereinsamt fühlt: so klingt das wie ein verhallendes Echo aus der trüben Zeit ihres dörflichen Lebens.

Ihren intimen Verkehr scheint sie anfangs nach ihren religiösen Bedürfnissen und praktisch christlichen Tendenzen ausgewählt zu haben. Wir hören von einer Mrs. Pears, ihrer nächsten Nachbarin, mit der sie einen Nähverein für einen armen Bezirk der Stadt begründet, und von der Familie des Dissenter-Predigers Sibree, in welche sie durch ihre ehemalige Lehrerin Miß Franklin gleich nach ihrer Übersiedelung nach Coventry eingeführt wird. Hier war der Ort, wo sie die Früchte ihrer immer noch fortgesetzten theologischen Lektüre verwerten und ihrer Neigung zu religiösen Kontroversen fröhnen konnte. Aber nicht lange währt die Fortsetzung dieser Art von kirchlichen Bestrebungen — nach wenigen Monaten tritt ein ebenso plötzlicher wie dauernder Umschlag ein.

Am 2. November 1841 schrieb sie an Miß Lewis die rätselhaften Worte: „Heute will ich eine Bresche in die starke Mauer der Indifferenz schlagen, hinter welcher die Bürger

von Coventry sich verschanzen möchten; aber ich fürchte, ich werde kein Glück damit haben." — Das klingt nach einem beabsichtigten Bekehrungs-Versuche, der, wie wir sehen werden, wahrscheinlich an Ort und Stelle aufgegeben wurde. Schon am 13. November finden wir ihren Geist in vollem Aufruhr: „Meine ganze Seele", schreibt sie an ihre Freundin, „ist in den letzten Tagen in Anspruch genommen von der interessantesten aller Fragen, und zu welchem Resultat mein Denken mich führen wird, weiß ich nicht — vielleicht zu einem, das Dich erschrecken wird; aber mein einziger Wunsch ist, die Wahrheit zu erkennen, meine einzige Furcht, dem Falschen anzuhängen. Ich hoffe, unsere Liebe wird sich nicht zersetzen unter dem Einfluß der Scheidung, Du müßtest mich denn wegen Meinungsverschiedenheit in den Bann thun." Etwas Ähnliches scheint in der That geschehen zu sein; denn im Beginn des nächsten Jahres bricht der Briefwechsel zwischen den Freundinnen ab.

Um diese Zeit tritt sie eines Tages zu den Sibrees ins Haus, erklärt ihren Abfall von dem Kirchen-Christentum und schließt mit den Worten: „Nun, Mrs. Sibree, werden Sie wohl nichts mehr mit mir zu thun haben wollen." „Im Gegenteil," antwortet diese, „ich werde mich jetzt mehr für Sie interessieren als jemals." Die letztere hofft, daß der Schaden durch ruhige Auseinandersetzung noch zu heilen sein wird — aber mit nichten. Marian ist so erfüllt von ihren neuen Anschauungen, wie ein Neubekehrter, der zu seinem Unheil überall seinen Ansichten Geltung verschaffen will. Ihren alten Vater erzürnt sie aufs höchste durch ihre Weigerung, die Kirche zu besuchen. Es kommt fast zum Bruche zwischen ihnen: er will mit einer Freidenkerin nicht zusammenleben, ist im Begriff sein Haus zu verkaufen und zu seiner verheirateten Tochter Christey überzusiedeln; sie giebt nicht nach, thut Schritte, um sich in Leamington eine Stelle als Lehrerin zu verschaffen und verläßt den Vater wirklich, vorläufig sich bei ihrem Bruder Isaac

in Griff niederlassend — bis dann endlich im März 1842, nachdem sie 3 Wochen sich fern gehalten hat, durch die Vermittelung der Verwandten und Freunde eine Versöhnung zustandekommt, die allerdings nur durch ihre Einwilligung, die äußeren Glaubensformen der christlichen Kirche mitzumachen, erreicht wird.

Wodurch ist diese fundamentale Umwälzung in ihrem Denken hervorgerufen?

Jene anfangs angeführte dunkle Stelle in einem ihrer Briefe bezieht sich auf ihren ersten Besuch bei Mr. Bray, einem reichen Fabrikanten von Coventry, der mit seiner Frau und deren Geschwistern eine kleine Gruppe von hochgebildeten und litterarisch thätigen Freidenkern bildete. Seine Schwester, die fromme Mrs. Pears, scheint unsere streitbare und in religiösen Debatten sattelfeste Heldin zu ihrem Bekehrungsversuch veranlaßt zu haben, von dem sie sich guten Erfolg versprechen mochte. Der Mißerfolg wurde — abgesehen von den Argumenten der Brays — herbeigeführt durch die Lektüre eines religionswissenschaftlichen Werkes, welches der Schwager des Mr. Bray, Charles Hennell, ebenfalls ein Kaufmann, verfaßt hatte. Das 1838 erschienene und bald darauf auf Veranlassung von David Strauß ins Deutsche übersetzte Buch hat den Titel: „Untersuchung über den Ursprung des Christentums“ [19]). Es schildert die Person Christi als einen in der Askese aufgewachsenen, sittlich und geistig hervorragenden Anhänger der Essener-Sekte, im übrigen als ein Enthusiasten und Revolutionär, der in seinen mystischen Selbstversenkungen dahin gelangte, sich wirklich für den verheißenen Messias zu halten, und weniger noch als die Gründung einer neuen Religion die Errichtung seines Königtums als reales Ziel vor Augen hatte. Da die von ihm erhoffte direkte göttliche Mitwirkung ausblieb, sah er keinen anderen Ausweg als durch sein standhaftes Leiden und seinen Tod den Glauben seiner Anhänger an ihn als den Messias dauernd zu machen. Nachdem die

Machthaber durch seine Hinrichtung die politische Gefahr beseitig hatten, ließen sie seine Jünger ungehindert seine Lehre, die übrigens nichts, was nicht im alten Testament, in den apokryphischen und rabbinischen Schriften zu finden wäre, d. h. nichts Originales enthielt, verbreiten. Die Entwickelung derselben erfolgte besonders durch Paulus; und die Assimilierung von Elementen des alexandrinischen Platonismus, sowie der allgemeine Verfall des Polytheismus waren wesentlich, um sie zu jener weltumwälzenden Macht zu machen, die sie geworden ist. Die Unmöglichkeit von Wunderthaten wird einerseits aus der zweifelhaften Glaubwürdigkeit und den Widersprüchen der im einzelnen historisch-kritisch geprüften Evangelien nachgewiesen, andererseits durch Auffindung eines gewissen faktischen Kernes, um welchen die Legenden enthusiasmierter Anhänger herumgewuchert seien: so wird die Erzählung von der Auferstehung auf die Thatsache reduziert, daß wahrscheinlich Joseph von Arimathia und Nicodemus den Leichnam Jesu aus dem Grabe entfernten, um gefahrvollen Kundgebungen seiner Anhänger vorzubeugen. — Wir sehen, daß das Buch denselben Gegenstand verfolgt wie das drei Jahre früher erschienene „Leben Jesu" von Strauß, von dem es doch vollkommen unabhängig ist; denn der Verfasser konnte nicht deutsch und wußte wenig von dem damaligen Stande unserer religionswissenschaftlichen Forschungen.

Welches der religiöse Standpunkt war, den Marian Evans nach der Lektüre dieses Buches angenommen hatte, ergiebt sich am besten aus einem Briefe an Mrs. Pears (Februar 1842), der offenbar berechnet ist, sie mit ihrem Abfall auszusöhnen: „Obgleich ich als Prinzipien meines Handelns eine Furcht vor ewiger Rache, eine Dankbarkeit für vorausbestimmte Erlösung und die Offenbarung künftiger Seligkeit als Lohn nicht anerkennen kann, teile ich doch vollkommen den Glauben, daß der einzige Himmel hier oder dort nur zu finden ist in der Übereinstimmung mit dem Willen des Höchsten; in dem be-

ständigen Streben nach der Erlangung des vollkommenen Ideals, des wahren Logos, der in der Brust des Vaters wohnt." —

Wie heilsam für sie der energische Widerstand ihres Vaters war, zeigt die Toleranz, mit der sie im folgenden Jahre (Brief an Sara Hennell vom 19. Oktober 1843) die religiöse Überzeugung strenggläubiger Menschen neben der ihrigen betrachtet und beide zu versöhnen sucht.

„Wenn die Seele von dem elenden Prokrustes-Bett des Dogmas, auf dem sie gestreckt und gemartert worden ist, seitdem sie zu denken begann, eben befreit ist, beherrscht sie ein Gefühl des Jubels und starker Hoffnung. Wir glauben, wir werden tüchtig vorwärtskommen, wenn wir den vollen Gebrauch unserer Glieder haben und die stählende Luft der Freiheit atmen; und wir erwarten, bald etwas Positives zu finden, das uns nicht nur mehr als entschädigen soll für das Aufgegebene, sondern auch so wertvoll für andere sein wird, daß wir wagen dürfen, Anhänger zu werben mit der ganzen Energie unseres Wahrheitseifers. Aber nur ein paar Jahre Nachdenken sind erforderlich", um an unserer eigenen Schwäche zu erkennen, daß wir nicht alle Welt mit unseren Ideen glücklich machen können. „Es ist der Charlatanismus des Unglaubens vorauszusetzen, daß er ein Geheimmittel für die ganze Menschheit besitze, und zu allen und jedem zu sagen: „Trinke meine Ansichten und du sollst gesunden." Wenn uns solche Erwägungen also von dem Versuche, andere unseres Glaubens zu machen, abhalten, sollen wir fern von unseren Mitmenschen bleiben bei Gelegenheiten, wo wir mit ihren Gefühlen vollkommen sympathisieren, wenn auch unsere eigenen in eine andere Form gegossen sind?" — So erkennt sie unter der äußeren kirchlichen Form, die sie nicht billigt, die allen gemeinsame sittliche Empfindung und ehrt diese durch die Beobachtung jener. Hier finden wir den ersten Beweis von jener Geistes- und Herzensgröße, welche bescheiden die relative Un-

zulänglichkeit der eigenen Anschauungen einzugestehen und das Wertvolle in fremden nicht bloß anzuerkennen, sondern liebevoll zu umfassen weiß — eine Größe, wie wir sie neben dem ihrigen nur noch von wenigen Dichtergenien erreicht finden werden. Es ist ein gewöhnliches Attribut des Unglaubens, daß er diejenige Toleranz, welche er von Kirchlich-Gläubigen verlangt, selbst nicht übt; daß er diesen mit einer felsenfesten Überzeugung von der Wahrheit der eigenen, von der Falschheit der fremden Ansichten entgegentritt; die Waffen, mit denen er kämpft, sind häufig Hohn und Spott. Wie man sich nun auch zu der Unkirchlichkeit der Dichterin stellen mag: den Vorwurf wird ihr niemand machen können, daß sie die thatsächliche Geltung ihres Standpunktes überschätzt hätte. Dazu war ihr Geist zu gesund, ihr Kopf zu klar; dazu war die philosophische Bildung, welche sie sich nach und nach erwarb, zu tief. Sie weiß, daß unser Denken über die außerirdischen Dinge niemals auf das Fundament unwiderleglicher Thatsachen zu gründen, niemals mit der Sicherheit einer unanfechtbaren Logik zu entwickeln ist; sie weiß, daß der Unglauben eben auch nur ein Glauben ist, der nicht bewiesen werden kann. — Ja, wir können zu ihren Gunsten noch viel weiter gehen, ohne auch nur *einen* Widerspruch von seiten ihrer kundigen Verehrer zu verzeichnen zu haben: ihre ganze Natur war so angelegt, daß sie niemals zu Glück und Zufriedenheit hätte gelangen können, ohne das tiefe Durchdrungensein von einer im Grunde christlichen Lebensanschauung. Sie hätte niemals einem Unglauben folgen können, der sie zu einem anderen Ziele als dem Kerne der christlichen Ethik hingeführt hätte. So unterscheidet sie sich von den Kirchlich-Gläubigen nur durch den Weg, auf dem sie zu ihrer Lebensanschauung gelangt; die Lebensanschauung selbst ist dieselbe. *Selbstentäußerung* und *Nächstenliebe* ist in zwei Worten die sittliche Tendenz ihrer ganzen späteren Dichtung. „Romola" ist eine Hymne auf die erhabene Freiheit der christlichen Sittlich-

keit im Gegensatz zu der unfreien Befangenheit der heidnischen: sie zeigt, wie die Heldin allmählich aus der Dunkelheit des klassischen Altertums zu der klaren Anschauung des Christentums emporsteigt. In den „Szenen aus dem Leben der Geistlichkeit" steht das kirchliche Leben im Vordergrunde; in allen Romanen, vielleicht „Daniel Deronda" ausgenommen, bildet es ein breites Element ihrer sozialen Gemälde. So konnte denn im Jahre 1879 ein Mr. John Crombie Brown ein Buch, „The Ethics of George Eliot's Works", schreiben, in welchen er ihre Dichtungen als die großartigste Verherrlichung christlicher Ideen schildert. Und aus dem Umstande, daß dieses Buch vor zwei Jahren (1884) die vierte Auflage erlebt hat, erkennen wir, daß Tausende von Gebildeten seine Auffassung teilen. Und sie haben in gewissem Sinne recht: in ihren Dichtungen wenigstens steht kaum ein Wort, das nicht ein überzeugter Protestant geschrieben haben könnte. So wenig Gewicht hat sie in ihren Schriften auf ihre eigene freidenkende Überzeugung gelegt, so sehr hat sie den Wert anderer Überzeugungen anerkannt. Den verschiedenen religiösen Ansichten gegenüber steht sie auf dem höchsten Standpunkte, den es giebt: auf dem unseres Lessing.

Viertes Kapitel.

Neues Leben.

(1841—1846.)

Mr. Charles Bray, durch dessen Umgang Marian Evans auf die neue Bahn des Denkens geführt wurde, war nur acht Jahre älter als sie. Er war der Sohn eines reichen Bandfabrikanten in Coventry, der seinen sämtlichen acht Kindern ein ansehnliches Vermögen hinterlassen konnte; für das Geschäft seines Vaters erzogen, war er ihm nach dessen Tode 1835 darin gefolgt. Obgleich seine Bildung wegen jahrelanger Kränklichkeit in jungen Jahren vernachlässigt worden war, hatte er doch in eifrigen Privatstudien seinen Wissensdurst zu befriedigen gesucht und war besonders auf dem Gebiete der Philosophie, das ihn am meisten angezogen hatte, ein wohlunterrichteter Mann.

Im Jahre 1836 heiratete er Carolina Hennell, eine ebenfalls hochgebildete Dame, mit der er nach seiner eigenen Versicherung ein sehr glückliches Eheleben führte. Während er ein offenes, redseliges Wesen hatte und seine Persönlichkeit überall zur Geltung zu bringen wußte, war sie zurückhaltend und bescheiden und eine von jenen verehrungswürdigen Frauennaturen, die ihr einziges Glück darin finden, andere glücklich zu machen; dabei besaß sie eine gediegene Urteilskraft, die ihrem Gatten unbedingten Respekt einflößte. Anfangs ihrer religiösen Überzeugung nach, wie ihre Familie, der unitarischen

Sekte angehörig, konnte sie sich zu den freien Ansichten ihres Gatten nicht so leicht bekehren und verwies ihn hinsichtlich der Entscheidung der Religions-Frage an ihren älteren Bruder, Charles Hennell, welcher sich vorher schon vielfach mit theologischen Gegenständen beschäftigt hatte. Er machte sich auf Brays Veranlassung nochmals an die Kritik der biblischen Urkunden, deren Resultat die im vorigen Kapitel besprochene, 1838 erschienene Schrift war. Damit war dann der freireligiöse Standpunkt auch für die Hennellschen Familienangehörigen entschieden.

Mr. Bray war schon ein Jahr früher, 1837, als Schriftsteller aufgetreten mit der Broschüre „Die Erziehung des Körpers (The Education of the Body)," die aus in Arbeiterkreisen gehaltenen Vorträgen hervorgegangen war und das gesundheitliche Wohl der Massen im Auge hatte. Im Jahre 1838 folgte das Buch über „Die Erziehung des Gefühls (The Education of Feeling)," über dessen Inhalt die dem Titel der 4. Auflage gegebene Erweiterung Auskunft giebt: „A Moral System for Secular Schools (Ein Moralsystem für weltliche Schulen)." Es war entstanden aus früher gehaltenen Vorträgen über Erziehung, die mit Hilfe seiner Gattin und deren Schwester Mary umgearbeitet wurden auf dem neuen Fundament der Phrenologie, deren begeisterter Anhänger Mr. Bray inzwischen geworden war. Nach seiner eigenen Angabe behandelt das Buch „jede geistige Fähigkeit — Neigung und Empfindung — besonders", zeigt, wie sie gestärkt oder unterdrückt werden kann; da nun aber die Gefühle selten einzeln, sondern in Gruppen nach den Handlungen hinwirken, so stellt es der Erziehung die Aufgabe, die Gefühle so zu gruppieren, daß wir das Rechte instinktiv, ohne Nachdenken thun.

Im Jahre 1841 erschien Brays bedeutendste Arbeit: „Die Philosophie der Notwendigkeit (The Philosophy of Necessity)," die 1861 eine zweite Auflage erlebte. Wir müssen einen Augenblick länger bei dieser Schrift verweilen, da sie keinen geringen

Einfluß auf George Eliots Lebensanschauung geübt hat. Im Laufe seiner philosophischen Studien hatte er gefunden, daß die Moral, wie sie gewöhnlich unter Voraussetzung eines jeden Individuum eigenen freien Willens gelehrt wird, „auf Sand gebaut sei, nämlich auf die Annahme, daß der Mensch fähig sei, der besonderen Natur, mit der der Schöpfer ihn begabt hat, entgegen und unabhängig von den Verhältnissen, in welche er versetzt ist, zu handeln.“ Er erkannte dagegen, „daß die Moralgesetze, durch die Wirkungen des Wohlgefühls und des Schmerzes und der bestimmten, dem Menschen von seinem Schöpfer gegebenen Seelen-Konstitution ebenso fest umgrenzt sind wie die physischen.“ Auch auf dem geistigen und moralischen Gebiet gehe alles nach unabänderlichen Gesetzen, mit eherner Kausalität vor sich. Es komme nur darauf an, diese Gesetze zu kennen, und sie an sich selbst wirksam zu machen. Das Ziel war, zu zeigen — was vor ihm schon Spinoza und englische Philosophen des 18. Jahrhunderts gezeigt hatten und Comte und zum Teil auch Spencer gleichzeitig mit und nach ihm zeigten — daß Tugend, Gerechtigkeit, Treue und Reinheit des Lebens nicht auf Grund irgend einer Offenbarung zu erstreben seien, sondern daß ein Naturgesetz das Glück des Lebens an die Erwerbung und Bethätigung dieser Eigenschaften geknüpft habe, und daß „das Unglück dem Unrecht folgt mit derselben Sicherheit, wie ein losgelassener Stein zur Erde fällt.“ Der Mensch hat über sein Gemüt dieselbe Macht wie über seinen Körper; wie er seine Körperkonstitution stärken und verbessern kann, so kann er auch seinem Gemüt eine bessere Verfassung geben, wenn er den durch die natürlichen Gesetze vorgeschriebenen Weg kennt. Die Kenntnis derselben macht den Menschen billiger in der Beurteilung seiner Mitmenschen: er wird von ihnen nicht mehr verlangen als sie leisten können; er wird wissen, daß „eine Katzennatur sich zu der edlen Selbstlosigkeit des Hundes“ nicht aufschwingen kann daß man „von einem Wolfsmenschen nicht Lammesthaten“ er-

arten darf. Persönliche Rache oder ewige Strafe für Thaten, ie der Mensch seiner Natur nach vollbringen mußte, werden innlos. Für uns selbst aber werden wir ruhiger, wenn wir as Unvermeidliche in den Handlungen der Menschen und en Vorgängen der Welt anerkennen, und das Bewußtsein es Unvermeidlichen unserer eigenen Handlungen in der Vergangenheit nimmt uns das unfruchtbare Gefühl der Reue, das am meisten geeignet ist, unser Lebensglück zu zerstören. „Die Vergangenheit ist unvermeidlich, Gott selbst könnte sie jetzt nicht verhindern . . . Zukünftige Folgen sind allein in unserer Gewalt . . . wenn wir unzufrieden sind mit den Wirkungen [unsere früheren Handlungen], müssen wir die Ursachen in Zukunft ändern."

Wir finden hier — trotz mancher weisheitsvollen Lebensbetrachtungen — im Fundament den spinozistischen Widerspruch zwischen der Leugnung des freien Willens und dem Zugeständnis einer unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit: ein Mensch mit Wolfsnatur kann nicht zum Lamme werden, aber der Mensch dennoch zum Gott? — Das könnte nach dem ersten Satze doch nur ein göttlich beanlagter Mensch — wenn also diese Philosophie etwas Beglückendes hat, so hat sie es nur für die wenigen durch glückliche Anlagen und Verhältnisse Begünstigten.

Wer eine Vorstellung von dem wahren Wesen des Mr. Bray, von seiner Art zu denken und zu sprechen erhalten will, der lese das letzte Werk des 73jährigen Mannes: „Phases of Opinion and Experience during a Long Life. An Autobiography." (London 1884.) Der Stil ist klar und lebendig und ohne die geringste Prätension der Gelehrsamkeit, wie bei einem jugendlichen Anfänger in der litterarischen Beschäftigung. Der greise Verfasser hält die Dinge vielleicht für leichter durchschaubar und leichter erträglich, als sie in Wirklichkeit sind; aber wenn wir auch nicht überall mit seinen Ansichten und der Art ihrer Begründung einverstanden sein können, so fühlen

wir uns doch erfrischt und angeregt durch das Buch und nehmen den nachhaltig wohlthuenden Eindruck mit, einen ehrlichen Mann und einen wirklich zufriedenen Menschen kennen gelernt zu haben.

Im Jahre 1840 kaufte Mr. Bray ein Grundstück in der Nähe von Coventry, Rosehill genannt; hier war es, wo er George Eliot im folgenden Jahr kennen lernte und lieb gewann. Er giebt selbst eine interessante Schilderung ihres ersten Zusammenseins: „Meine Schwester (Mrs. Pears), welche ihre Nachbarin war, brachte sie eines Morgens zu uns, abgesehen von anderen Gründen, wohl in dem Glauben, daß der Einfluß dieser außerordentlichen jungen Dame von evangelischen Überzeugungen auf unsere ketzerischen Geister heilsam einwirken könnte.“) Ich kann mich noch ganz gut erinnern an ihre äußere Erscheinung und ihre bescheidene Haltung, wie sie sich auf einen niedrigen Polsterstuhl am Fenster setzte, und ich hatte eine Empfindung der Überraschung, als sie zu sprechen begann, über ihre wohlbemessene, hochgebildete Ausdrucksweise, welche ganz anders war als der gewöhnliche Ton junger Mädchen vom Lande. Wir wurden sofort Freunde: Wir fanden bald, daß sich ihr Geist einer größeren Freiheit im religiösen Denken zuwandte, daß sie sich sogar Hennell's „Untersuchung“ gekauft hatte“ — wohl nach dem ersten Besuche — „und es herrschte bald ein großes gegenseitiges Interesse zwischen [mir] und ihr bei unseren häufigen Zusammenkünften in unserem Hause.“

Was wir bei Croß vergeblich suchen, eine Schilderung der Persönlichkeit der Dichterin in ihren Mädchenjahren, finden wir bei Bray: „Ich zähle meine intime neunjährige Freundschaft mit Miß Evans,“ sagt er, „zu den Lichtpunkten meines Lebens. Ich habe sie sehr oft gesehen und häufig lange Spaziergänge mit ihr gemacht, und ich glaube, daß ich niemals einen angenehmeren Verkehr gehabt habe; sie wußte von allem. Sie war nicht eingenommen von sich; ihr

Streben ging immer dahin, ihre Freunde aufs beste herauszustreichen, nicht sich selbst . . . . . Aber sie hatte zwei verschiedene Seiten; ihr Temperament war das des Genies, welches immer seine Sonnen- und seine Schattenseite hat. Sie war häufig sehr niedergeschlagen — und oft verletzend, ebenso sehr wie sie liebenswürdig sein konnte — und wir hatten öfters heftigen Streit; aber am nächsten Tage, oder wenn wir uns wiedertrafen, war er vollkommen vergessen, und keiner spielte darauf an. Selbstverständlich sprachen wir über alle Gegenstände im Himmel und auf Erden. Wir waren in unseren Ansichten damals recht einig, und ich darf den Anspruch erheben, den Grund zu der Philosophie, die sie später noch beibehielt, gelegt zu haben." [21])

Auch Mrs. Bray hat sich später einen litterarischen Namen gemacht durch Werke für erziehliche Zwecke: „Physiologie für Schulen" (1860), „Elemente der Moral" (1882). Ein hervorragendes Interesse widmete sie unserem Verhältnis zu den sprachlosen Geschöpfen: ihre Schrift „Pflicht gegen die Thiere (Duty to Animals)" (1870) erfreut sich großer Beliebtheit und wird in den Schulen der mittleren Grafschaften vielfach gelesen.

Die bedeutendste, wenigstens für die Entwickelung unserer Dichterin scheint Sara Hennell, die unverheiratete Schwester des Mr. Bray gewesen zu sein. Nach dem Tone der in diese Periode fallenden Briefe war sie der moralische Stützpunkt, den George Eliot, wie sie seiner in ihrem ganzen Leben bedurft hat, gerade in dieser Übergangs-Periode am wenigsten hätte entbehren können. Eine edle, starkgeistige Natur, zu der die Dichterin mit Bewunderung emporblickte, offenbar stolz darauf, eine solche Freundin zu haben. Das Hochgefühl dieser Freundschaft zeigt in diesen Briefen mitunter einen solchen poetischen Schwung, daß wir unwillkürlich an Shaksperes Sonette denken müssen. Sie ist die Ratgeberin in allen Fragen des Gemütslebens, der Geistesbildung; die erste schrift-

stellerische Arbeit, welche Georg Eliot vollbringt — die Übersetzung des „Lebens Jesu“ — wird Wort für Wort ihrer Begutachtung unterbreitet. Sie ist schließlich der Ersatz für die zum Teil erst spät, zum Teil garnicht befriedigten spezifischen Bedürfnisse des Weibes — eine Jugendliebe scheint George Eliot nicht gehabt zu haben. Es war eine Freundschaft, die bis an ihr Lebensende, also fast 40 Jahre lang, in ungeschwächter Stärke dauerte.[22])

In der geschmackvollen, von schönem Parke umgebenen Villa der Brays berauschte man sich an Geistesgenüssen aller Art. „Es herrschte hier (nach der Schilderung des Mr. Bray) eine freie und leichte geistige Atmosphäre, welche, zusammenwirkend mit der Abwesenheit jedes anspruchsvollen und zeremoniellen Wesens, dieser bescheidenen Häuslichkeit einen eigentümlichen Reiz verlieh.“ Wissenschaftliche und künstlerische Beschäftigungen wechselten mit einander ab: Philosophie mit Musik und der Lektüre der Dichter aus allen Litteraturen. Wir hören sprechen von schwedischen und italienischen, von französischen und deutschen Dichtungen, unter welchen letzteren die Schillerschen Dramen — in einer für den sittlichen und geistigen Enthusiasmus des ganzen Kreises charakteristischen Weise — die größte Anziehungskraft besitzen. Auch Virgils „Aeneis“ wird mit großem Eifer studiert und Xenophon — im Lateinischen und Griechischen ist die Dichterin noch nicht ganz sattelfest. Und daß diese Dinge nicht ganz dilettantisch behandelt wurden, zeigt, abgesehen von der litterarischen Bethätigung der Brays und Hennells, der Charakter der Besucher, welche das Braysche Haus mit ihrer Gegenwart ehrten. Hier lernte George Eliot die Dichterin Harriet Martineau kennen, die damals ziemlich in der Blüte ihres litterarischen Rufes stand; hier hielt Robert Owen[23]) Vorträge über seine sozialen Theorien, hier verbrachte sie (1848) einen himmlischen Abend mit dem großen Amerikaner Emerson, dem ersten „Mann“, der ihr erschienen war; und der nachmals berühmte Historiker Froude,

der Lyriker und Schriftsteller Mackay, Chapman, der Herausgeber der „Westminster Review", waren alle Bekanntschaften aus diesem Kreise. Dabei war der Ton nicht im geringsten blaustrümpfig steif, sondern mitunter recht ausgelassen, und Mr. Bray und die jugendliche Miß Evans kämpften in fingierter Feindschaft manches lustige Witzgefecht durch. Mrs. Bray ist ihr die gemütvollste, „religiöseste", Sara Hennell die bedeutendste der Frauen.

Charakteristisch für Marians Verhältnis zu den Brays ist eine kleine Anekdote, welche ihre damalige Freundin Miß Sibree erzählt. Als sie beide eines Tages in den Garten von Rosehill traten, fragte die letztere sie, ob es nicht so wäre, als ob sie ein Paradies betreten. „Ja", antwortete Marian, „ich habe wirklich das Gefühl, daß ich die Welt ausschließe, wenn ich diese Thür schließe." Dieselbe Freundin weiß von dem auffallenden und fast plötzlichen Wechsel zu berichten, der sich nach der Bekanntschaft mit Brays, wie in ihrem äußeren Auftreten so in ihrem ganzen Wesen vollzog: an Stelle einer zeremoniellen Förmlichkeit der Manieren trat eine tiefinnere Fröhlichkeit, eine herzgewinnende Ungezwungenheit des Benehmens; selbst der Ton ihrer Stimme schien frischer und voller geworden zu sein.

Diese Beobachtung ist sicher richtig, denn die Briefe zeigen genau denselben Wechsel der Erscheinung: Die hypochondrisch-finsteren Grübeleien über ein ungreifbares Jenseits sind dem vollen Behagen an dem warmen, vollsaftigen Diesseits gewichen, die heiligen Selbstquälereien dem Verlangen und der Freude an edlem Lebensgenuß, und die Welt, das Jammerthal ihrer pietistischen Entwickelungs-Krankheit, ist ein Eden geworden. Nun giebt es für sie irdische „Äußerlichkeiten, ohne die sie schwer leben könnte — der tiefe, blaue, herrliche Himmel, der uns überall wie ein Sinnbild der Allgegenwart umfängt, und alle die süßen, frieden-atmenden Erscheinungen und Klänge dieser lieblichen Erde — dieser Welt voll Glück und Schön-

heit." — „Die ganze Welt," schreibt sie an Sara Hennell „ist für mich in Glanz und Schönheit gebadet, und Du bis ein Theil dieser Herrlichkeit." Und fällt sie einmal in den frömmelnden Ton der früheren Jahre zurück, so fühlt sie das Bedürfnis einer Entschuldigung: „wenn ich an dem einen Tage fromm bin, so kannst Du sicher sein, daß ich Tags zu vor sehr gottlos gewesen bin, und am nächsten wieder so sein werde." — Im Jahre 1838 ist sie ganz begeistert von Hanna Mores „Briefen",[24]) im Jahre 1848 „kann sie weder ihre Briefe noch ihre Bücher, noch ihren Charakter ausstehen; sie ist das widerwärtigste aller Ungeheuer, ein Blaustrumpf." Und wenn wirklich einmal etwas von universeller Bedeutung aus dem theologischen Viertel herkommt, wie die Schriften des Baptisten-Predigers John Foster,[25]) so ist ihr das interessant als eine Äußerung des „Genius in Verhältnissen, wo Genie so selten zu finden ist."

Mehr als alles sagt die folgende Vergleichung der Jugend mit den reiferen Jahren: „Man braucht so viele Jahre, um zu lernen, glücklich zu sein. Erst jetzt fange ich an, einige Fortschritte in dieser Wissenschaft zu machen, und ich hoffe Youngs Theorie zu widerlegen, daß, „sobald wir den Schlüssel des Lebens gefunden haben, es die Pforten des Todes öffnet." Jedes Jahr nimmt uns wenigstens *eine* eitle Hoffnung und lehrt uns, ein gediegenes Gut an ihre Stelle zu setzen. . . *Ich will durchaus nicht glauben, daß unsere frühesten Jahre die glücklichsten sind.* Welche jammervolle Aussicht für den Fortschritt unserer Gattung und die Bestimmung des Einzelnen, wenn der reifere und klarere Zustand der weniger glückliche sein soll! Die Kindheit ist nur die schöne und glückliche Zeit in der Betrachtung, im Rückblick: für das Kind ist sie voll von tiefen Schmerzen, deren Bedeutung uns bekannt ist. . . . Daß wir glücklicher jetzt sind als da wir sieben Jahre alt waren, und daß wir noch glücklicher sein werden, wenn wir vierzig Jahre alt sind, das nenne ich ein

tröstliche Lehre, würdig, daß man den Versuch mache, an sie zu glauben." (Brief an Sara Hennell, Mai 1844.) — Der Gedanke kehrt in ihren Dichtungen öfters wieder, und in der „Mühle am Floß" hat sie uns eine solche, bei aller Gunst der äußeren Verhältnisse — von tiefen Schmerzen beunruhigte Kinderzeit geschildert — ihre eigene. — Aber diese Betrachtung ist nicht bloß bezeichnend für ihre persönliche Entwickelung, sie ist gegenüber der gewohnheitsmäßigen Auffassung der Kinderzeit an sich wahr. Das höchste Glück, dessen wir auf Erden teilhaftig werden können, kann nicht ohne das Bewußtsein desselben gedacht werden. Und was wir mit dem Wort „Jugend" zurückzusehnen pflegen, ist nicht die Jugend selbst als vielmehr gewisse Besitztümer derselben, die uns im Laufe unseres Daseinskampfes abhanden gekommen sind — meist die Freiheit von Leidenschaften und jene liebende Sorge, die uns umgab, und die unsere Interessen besser verstand, als wir es später selbst mitunter vermocht haben.

Wenn wir an die traurig beschränkte Auffassung zurückdenken, die sie in Griff für die Poesie, und speziell für soziale und Familien-Romane gehabt hat, so erkennen wir an den scharfen und gesunden Urteilen, die sie jetzt über dichterische Leistungen fällt, daß ihr Horizont auch nach dieser Richtung frei und licht geworden ist. Lesage's Meisterwerk „Gil Blas", das als Roman wie als Zeitgemälde einen gleich hohen Standpunkt einnimmt, wäre ihr damals gewiß als ein Abgrund von Unsittlichkeit erschienen; jetzt begreift sie die Menschen nicht, welche eine unmoralische Tendenz in ihm entdecken können. Und mit aufrichtiger Begeisterung spricht sie von George Sand. Wertvoller freilich scheint ihr Richardson zu sein, und daran erkennen wir wieder den ihr angeborenen, sie durch das ganze Leben begleitenden Zug des sittlichen Enthusiasmus: denn was Richardson über jene Dichter erhebt, ist sicher nicht die poetische Kraft, sondern die stark aufgetragene moralisierende Tendenz, die an sich ebenso wenig poetisch ist wie irgend eine andere.

Überhaupt würden wir Unrecht thun, wenn wir annehmen sollten, daß an die Stelle ihrer früheren ernsten Lebensauffassung irgend etwas wie Leichtfertigkeit getreten wäre. Das Verhältnis, in dem sie in dieser Zeit zu einer jüngeren Freundin, der schon erwähnten Miß Sibree, steht, belehrt uns eines Anderen. Sie fühlt ihr gegenüber die ganze Verantwortlichkeit eines Mentors und arbeitet, wie an deren geistigen Bereicherung, z. B. durch deutsche Sprachstunden, auch an ihrer sittlichen Vervollkommnung. Als diese in dem Stadium der religiösen Zweifel sich an sie um Rat und Aufklärung wendet, wird sie von ihr nach Hause geschickt mit der Weisung, nicht eher wieder zu ihr zu kommen, bis sie aus eigener Kraft sich in diesen Dingen Klarheit verschafft habe. Sie tadelt mit harten Worten die, wie man annimmt, nicht ganz ungewöhnliche Neigung des weiblichen Geschlechts, mit kleinlichen Stoffen, wie z. B. mit des lieben Nächsten Äußerem, seinen Manieren, seinen Reden, das Gespräch zu nähren. Es gilt ihr als „positive Unsittlichkeit, die Zeit zu vergeuden mit boshaftem, armseligem, nutzlosem Geschwätz." Schon damals also scheint sie bestrebt, die Gabe einer gehaltvollen, geistig und gemütlich anregenden Unterhaltnng in sich zu entwickeln, mit deren Zauber sie in späterer Zeit alle, die ihr nahten, zu umstricken wußte.

Die Anregungen dieses schönen Lebens wurden noch vermehrt durch zahlreiche kleinere und größere Reisen.[28]) So war denn die in Coventry verbrachte Zeit für sie wahrhaft glücklich und allseitig befruchtend.

Fünftes Kapitel.

Vereinſamung.

(1846—1851.)

Die letzten Jahre, welche George Eliot in Coventry verlebte, wurden von ſchweren Sorgen heimgeſucht. Schon im Jahre 1846 erkrankte ihr Vater nicht unbedenklich, ſo daß eine Badereiſe nach Dover nötig wurde. Mrs. Bray bedauert in einem Briefe aus dieſer Zeit den Zuſtand ihrer jungen Freundin, die ihre Zeit zwiſchen der Pflege ihres kranken Vaters und einer ſchweren litterariſchen Arbeit — ſie überſetzte damals „Das Leben Jeſu“ von Strauß — zu teilen hat, und durch ihr angeſtrengtes Leben und die Angſt um ihren nächſten Angehörigen körperlich gänzlich reduziert iſt. Im folgenden Jahre hören wir nichts von derartigen Bekümmerniſſen; der Zuſtand ihres Vaters ſcheint ſich gebeſſert zu haben. 1848 aber ergriff ihn die Krankheit, die mit ſeinem Tode endigen ſollte. George Eliots zarte Konſtitution und liebevolles Herz litt furchtbar unter den ſchweren Pflichten, die jetzt auf ihr lagen und die ſie doch mit hingebender Sorgfalt erfüllte. Es iſt nicht die Wiederkehr ihres früheren krankhaften Zuſtandes, ſondern tiefes ſeeliſches Leiden, was aus den düſter gefärbten Briefen dieſer Zeit ſpricht. „O über das Los der armen Sterblichen, das ſie verurteilt, eines ſchönen Morgens zu erwachen und alle Poeſie, in der ihre Welt gebadet war, noch Abends zuvor, gänzlich verſchwunden zu finden! — und die harte, eckige Welt

der Stühle und Tische und Spiegel starren sie an in all
nackten Prosa. So ist's in allen Lebens-Stadien: die
der Kindheit geht dahin — die Poesie der Liebe und E
die Poesie des Mutterglücks — und schließlich selbst die
der Pflichterfüllung verläßt uns für eine Zeit, und w
kennen uns und alles um uns als nichts mehr denn
Agglomerate von Atomen — traurige Versuche des N
Prinzips,*) eine Persönlichkeit zu gestalten. Das
Stand der Erniedrigung, der Selbstverleugnung, durch d
Seele gehen muß, und zu dem sie vielleicht immer wieder
kehren muß, damit ihre Poesie oder Religion, was
selbe ist, ein wirklicher, ewig fließender Strom sei, fris
den Fenstern des Himmels herab und aus den Quell
großen Tiefe herauf." (Briefe an Sara Hennell vom 4
1848.) Hier ist auch nichts Falsches, Übertriebenes, Un
der Kern dieses Pessimismus ist eine gesunde, heilsame
heit. Und bei dem jetzigen Stande ihrer Bildung ble
Ringen nach Fassung nicht vergeblich: „Wo Denken uni
thätig sind", schreibt sie an Mr. Bray als Antwort au
seiner Trostbriefe, „Denken als bildende, Liebe als bel
Kraft — da kann keine Trauer herrschen. Sie sind als
eine intensivere und ausgedehntere Teilnahme an einer
lichen Existenz." Aus diesen Worten erkennt man z
daß Spinoza damals ihr Tröster, der „Ruheplatz ihrer
war — Spinoza neben Thomas a Kempis, in dem sie
einmal „kühle Klosterluft athmet", und das Verlangen
wecken läßt, „für ein paar Monate eine Heilige zu sein.
Gegensätze dieser beiden Philosophen sind nicht größer
Gegensatz zwischen George Eliots Glauben und dem chri
Kirchentum: auf ganz verschiedenen Wegen kommen b
demselben Ziele, Freiheit von bösen Leidenschaften („Ethik
Selbstverleugnung („Nachfolge Christi") und Menschenl

*) Der Text hat den deutschen Ausdruck.

Am 31. Mai 1849, Morgens, schrieb sie an die Brays, daß nach dem Ausspruche des Arztes der Vater den nächsten Tag nicht erleben werde. Sie hatte bei ihm gesessen, seine Hand in der ihrigen haltend, bis 4 Uhr Morgens, wo er dann ruhiger geworden und sanften Schlaf gehabt hatte. Er entschlief in der folgenden Nacht.

Die „unbeschreiblichen Augenblicke," welche Marian zu durchleben gehabt hatte, waren zu Ende, aber sie stand allein in der Welt.

„Was soll aus mir werden ohne meinen Vater?" ruft sie aus, „es ist mir, als ob ein Teil meiner sittlichen Natur dahin wäre."

Mr. Croß macht bei Gelegenheit dieses schweren Schlages, der George Eliot betroffen, die treffende Bemerkung: „In den ersten Monaten nach einem großen Verlust ist es gut, eine Zeit lang allein zu sein — allein vorzugsweise in schöner landschaftlicher Umgebung — und allein in dem Sinne, daß man von den alltäglichen Eindrücken entfernt, aber doch beständig in Gesellschaft neuer Bekannten ist, welche hinreichend interessant, aber nicht vertraut sind." Ein solches ablenkendes und zugleich beruhigendes Dasein wurde George Eliot nach dem Tode ihres Vaters zu teil.

Schon vorher hatten die Brays eine Reise nach dem Kontinent für den Juni geplant; sie forderten die Vereinsamte auf, sie zu begleiten. Und so brachen sie denn schon am 11. Juni auf, gingen über Paris, Lyon, Avignon, Marseille, Nizza nach Genua und Mailand, und zurück über den Lago Maggiore und den großen St. Bernhard nach Genf, wo sie nach der Mitte des Juli ankamen. Hier beschloß Miß Evans einige Monate zu bleiben, während die Brays nach England zurückkehrten. In der Villa Plongeon, auf einer kleinen Anhöhe dicht am See, gab sie sich in Pension und lebte hier bis Anfang Oktober in, wie es scheint, angenehmer und anregender Gesellschaft. Von den Mitpensionären, deren Persönlichkeiten

sie alle in ihren Briefen schildert, seien nur erwähnt eine Mrs. Locke, eine ältliche englische Dame, die ein besonderes Interesse an ihr genommen haben muß; die reiche und ebenso liebenswürdige wie gebildete Frau Cornelius aus Frankfurt a. M. und ein junger deutscher Baron von H. Unter der männlichen Gesellschaft scheint der letztere Marian Evans am meisten angezogen zu haben, trotzdem er „ein entschiedener Feind der Galanterie" und seiner politischen Gesinnung nach ein Kommunist zu sein schien. Indessen war diese Bekanntschaft doch nur eine ganz vorübergehende. „Dieser Aufenthalt kommt mir jeden Tag lieblicher vor," schreibt sie an die Brays, „der See, die Stadt, die Landgütchen mit ihren stattlichen Bäumen und hübschen Häusern, die herrlichen Berge in der Ferne; man kann kaum glauben, daß man auf Erden ist: man könnte hier leben und vergessen, daß es so etwas wie Mangel oder Arbeit oder Kummer giebt. Die beständige Gegenwart all dieser Schönheit hat eine ähnliche Wirkung wie Mesmerismus oder Chloroform." Danach scheint sie hier eine Zeit lang vollkommen glücklich und zufrieden gewesen zu sein. Ein Brief aus dem September, der uns einen interessanten Einblick in ihre persönlichen Verhältnisse gewährt, ist freilich aus einem ganz anderen Tone geschrieben: „Meine [Bücher-] Kisten sind letzten Freitag angekommen," heißt es hier. „Die Transport-Kosten betrugen 150 Frank — wahrhaft fürchterlich! Ich muß mich offenbar den Vögeln der Luft oder den Fischen des Sees zum Futter geben. Es ist tröstlich für einen von erhabener Philosophie erfüllten Geist, daß, wenn man nichts zu essen bekommen kann, man immer noch gegessen werden kann — das Übel ist nur scheinbar. Es ist ganz sicher, daß ich in Plongeon nicht bleiben kann; ich muß in die Stadt ziehen. Aber ach! ich muß 200 Frank monatlich bezahlen. Glauben Sie, daß irgend jemand meine „Encyclopädia Britannica" und meine Globen zu halbem Preise kaufen würde? Wenn das möglich wäre, würde ich nicht in Sorge sein, mein

Mittel zu überschreiten, und ich würde Geld übrig haben meine Klaviermiete zu bezahlen und einige Privatstunden verschiedener Art, die ich nehmen möchte. Die Encyklopädie ist die neueste Ausgabe und kostete 42 £, und die Globen 8 £ 10 Sh. Ich werde niemals eine Stelle für sie haben, also ist es Thorheit, sie zu behalten, wenn irgend jemand sie kaufen will." Die Brays rieten ihr, lieber auf die beabsichtigten Privatstunden zu verzichten, als ihre Mittel zu überschreiten, was sie denn auch that.

Im Oktober siedelte sie nach Genf über in das Haus des Malers d'Albert, mit dessen Familie sie in ein intimes Verhältnis trat, das bis an ihr Lebensende gedauert hat. Fast hätte sie das alte Haus, die dunkle, ausgetretene Treppe abgeschreckt, sich dort einzumieten; sie hätte damit eine sehr schöne Zeit ihres Lebens verscherzt. M. d'Albert war ein Mann in mittleren Jahren, von vollendet feiner Persönlichkeit: „ich habe nicht ein Wort gehört", schreibt sie, „nicht eine Bewegung gesehen, die nicht in vollkommener Harmonie mit seiner auserlesenen Gemüts-Bildung wäre." Er gehörte zu den besseren Malern, und besaß tüchtige musikalische Talente, dazu eine Unterhaltungsgabe, die den Verkehr mit ihm ebenso bildend wie geistreich machte. Nach wenigen Wochen ihrer Bekanntschaft mit diesem Manne, ruft George Eliot aus: „Ich liebe ihn, als ob er mein Vater und Bruder zugleich wäre." Mme. d'Albert war weniger geistreich und gebildet als ihr Gatte, aber dennoch eine gediegene Frau von bester Erziehung und außerordentlicher Liebenswürdigkeit, eine tüchtige Hausfrau und strenge Mutter. Marian Evans fühlt sich so zu ihr hingezogen und wird so verhätschelt von ihr, daß sie ihr Verhältnis zu ihr nicht passender bezeichnen kann als durch das Wort „maman". Marian wird dort nicht als Fremde behandelt, die erhält, was sie bezahlt, sondern als ein gern gesehener Gast, dem man alle Ehre erweisen möchte. Sie wird in ihren Briefen nicht müde, sich glücklich zu preisen, daß sie dieses

reizende Heim gefunden hat. „Alles [bis auf das saubere freundliche Dienstmädchen] ist hier in Harmonie mit meinem sittlichen Gefühl, daß ich wirklich fast sagen möchte, ich habe niemals in meinem Leben ein vollkommeneres bien-être genossen als in diesen letzten Wochen. . . . In der That, ich habe nicht den schwächsten Vorwand, unzufrieden zu sein — nicht den Schatten einer Unbehaglichkeit." Und bis in ihre letzte Lebenszeit hat sie, wie Mr. Croß versichert, von ihrem Genfer Aufenthalt immer mit Entzücken gesprochen.

Das Leben, das George Eliot in Genf führte, verfolgt durchaus keine praktischen Zwecke — es war eine litterarisch künstlerische Mußezeit, ausgefüllt von der Lektüre (besonders Voltaires), musikalischer Beschäftigung und feiner Geselligkeit. „Um ihr Hirn nicht ganz weich werden zu lassen, nimmt sie jeden Tag eine Dose Mathematik zu sich" und hört einige Vorlesungen über Experimental-Physik bei dem berühmten Professor de la Rive. „Nur mit Schauder kann sie an die Rückkehr nach England denken. Es kommt ihr vor wie ein Land der Finsternis, des ennui, der Plattheit; aber trotz alledem ist es das Land der Pflicht und der Neigung."

Nach Mitte März 1850 brach sie in Begleitung des M. d'Albert auf; auf Schlitten und in furchtbarer Kälte mußte der Jura überschritten werden; in Tonnerre wurde die Eisenbahn erreicht, und nun ging's in schnellerem Tempo über Paris nach London, wo sie am 23. März ankam. Nach eintägigem Aufenthalt dort besuchte sie für einige Zeit ihre Freunde in Rosehill, um sich dann nach dem Heim ihrer Kindheit, nach Griff, zu begeben. — M. d'Albert verließ England erst im Mai, nachdem er mehrere Tage mit seinem Schützling in Rosehill verlebt hatte.

Ein, auch für die Nachwelt bedeutsames, Andenken hat sie in Genf zurückgelassen: es war ihr von M. d'Albert gemaltes Porträt, das zugleich ein Abbild ihrer damaligen glücklichen Gemütsverfassung ist. Wenn wir es mit einem spätere

ganz authentischen Bilde vergleichen, so ist es offenbar geschmeichelt: der Maler hat die unschönen Züge ihres Gesichts, die längliche starke Nase, den großen Mund mit den breiten Lippen, das solide, aber zu lange Kinn, gemildert, und aus einem anerkannt häßlichen Gesicht ein fast hübsches gemacht. Was aber sicherlich naturwahr in dem Bilde ist, ist die größere Fülle der Wangen, welche die pferdeähnliche Kopf-Formation nicht so offen wie in späteren Jahren hervortreten lassen, das schmiegsam seitwärts geneigte Haupt, und der tief innerlich frohe, seelenvolle Ausdruck der Augen, die ihrem Gesichte damals unter allen Umständeu etwas sehr Anziehendes gegeben haben müssen.[27])

An Marian Evans trat jetzt die schwierige Frage heran, wie sie ihr Leben gestalten sollte. Gleich anfangs äußerte sie die Absicht, nach London zu gehen und dort sich in Pension zu geben, mit welchem speziellen Zwecke, ist nicht ersichtlich. Indessen, nachdem sie sich mehrere Wochen in Griff und dann bei ihrer Schwester Chrissey (Mrs. Clarke) in Meriden aufgehalten hatte, kehrte sie im Beginn des Mai zu den Brays zurück, und aus dem mehrwöchentlichen Besuche, den sie beabsichtigt hatte, wurde — jedenfalls auf den Wunsch der freundlichen Wirte — ein Aufenthalt von 17 Monaten, der nur durch eine längere Reise nach Devonshire und eine kürzere nach London unterbrochen wurde. Das einzige wichtige und sogar ihr ganzes späteres Leben bestimmende Ereignis in dieser Zeit ist ihre Bekanntschaft mit Chapman, dem Herausgeber der „Westminster Review" (Oktober 1850). Chapman war ein Freund der Brays, denen er in den anderthalb Jahren drei längere Besuche abstattete. Er scheint sie zur litterarischen Thätigkeit angeregt zu haben; denn in die erste Zeit ihrer Bekanntschaft fällt die Abfassung eines Artikels über Mackays „Progress of the Intellect" für seine Zeitschrift, und Ende September tritt sie in die Redaktion der „Westminster Review" ein und damit in diejenige Periode ihres

Lebens, welche bei aller Ärmlichkeit des äußeren Geschehens eine hervorragend interessante ist.

Werfen wir einen Blick zurück auf die bisherige Entwickelung unserer Dichterin, so können wir nicht umhin zu erkennen, daß sie eine für die in sie gelegten Gaben äußerst günstige war. In einem sittlich reinen und praktisch tüchtigen Familienkreise wächst sie auf; in der Frische und Ruhe des Landlebens können die Keime ihrer Anlagen ruhig und allgemach erstarken zu einem Leben von dauernder Gesundheit; von früher Jugend an stellt sich ihrem natürlichen Drange nach geistiger Vervollkommnung nichts hindernd in den Weg. Die treue Sorge ihrer vortrefflichen Eltern läßt ihr eine für jene Zeit vorzügliche Bildung zu teil werden. Nur wenige Jahre ist sie mit ihren gährenden Kräften allein, unkundig, wohin sie zu lenken. — Dann führt ihr Schicksal sie unter Menschen, ausgezeichnet an Geist und Gemüt, die Licht und Klarheit in ihre dunkel verworrenen Gedankenbahnen schaffen, ihr ein des begeisterten Strebens würdiges Lebensziel zeigen und ihr Herz mit Daseinsfreude füllen. Der Umfang des Wissens der noch nicht Dreißigjährigen übersteigt das, was die meisten der Gebildeten in einem ganzen, arbeitsvollen Leben kaum zu erreichen pflegen. Und schließlich, da sie vortrefflich vorbereitet ist, als Lehrerin der Menschheit aufzutreten, eröffnet sich ihr das Feld, auf dem ihre bisher unverwandten Kräfte einen ungemessenen Raum für ihre Bethätigung finden.

Zweites Buch.

Die Schriftstellerin.

Sechstes Kapitel.

Litterarische Beschäftigung in Coventry.

Wenn wir ein Gesamtbild von George Eliots litterarischer Thätigkeit gewinnen wollen, müssen wir einerseits weit in ihre dichterische Periode hinein, andererseits auf die in Coventry verlebte Zeit zurückgehen. Vor diese letztere, also noch in die Tage von Griff (1840), fällt nur ein Versuch, eine Tabelle der Kirchengeschichte zusammenzustellen, der unvollendet aufgegeben wurde, da bald darauf eine solche Tabelle von anderer Hand erschien, die Miß Evans sich wahrscheinlich nicht in der Lage fühlte übertreffen zu können.

Im Jahre 1843 verfaßte George Eliot ein Gedicht, von dem wir weiter nichts als den Namen wissen: „Hyperion". —

In demselben Jahre, im Juli, machte sie eine Reise nach dem Bade Tenby in Gesellschaft der Brays, Hennells, und der Braut des Mr. Hennell, einer Miß Brabant. Die letztere Dame, welche als Tochter eines gelehrten Theologen trotz ihrer Jugend über ein bedeutendes Wissen verfügte, war von einer Gesellschaft von freidenkenden Männern, an deren Spitze ein Mr. Joseph Parkes aus Birmingham stand, dazu ausersehen worden, das „Leben Jesu" von Strauß ins Englische zu übersetzen. Sie hatte die Übersetzung bereits begonnen, als sie sich mit Mr. Hennell verlobte, der das berechtigte Verlangen

an sie stellte, im Hinblick auf die in Kürze bevorstehende Heirat die mühselige und langwierige Arbeit aufzugeben. Es beweist das große Vertrauen, das damals schon ihre Freunde in Marian Evans setzten, daß man ihr den Antrag machte, die Arbeit fortzusetzen. Sie zeigte sich nicht abgeneigt, und im Beginne des folgenden Jahres wurde ihr die Fortsetzung definitiv übertragen.

Sie hatte sich den Umfang und die Schwierigkeiten der übernommenen Aufgabe nicht vollkommen klar gemacht, z. B. nicht daran gedacht, daß der Übersetzer auch über eine gewisse Kenntnis des Hebräischen verfügen mußte. Und so begannen denn schon nach wenigen Monaten Klagen über das langsame Fortschreiten und über den trostlos ermüdenden Charakter dieser Arbeit, die bis zu ihrer Beendigung nicht wieder aufhören sollten. —

Ein Jahr hat sie dem Werke zugedacht und nun wird sie ein ganzes Lustrum dabei verbringen. Ob sie wohl noch das Einlaufen des ersten Korrekturbogens erleben wird? — Wenn ihr Sarah Hennell durch Anerkennung Mut machen will, ist sie froh, daß es noch Menschen gäbe, die an Strauß etwas Genießbares finden; die Million würde es sicher nicht — ist also die „seelenbetäubende" Arbeit nicht ganz umsonst? — Und so geht es fort: sie ist „Strauß-krank" und ganz verzweifelt. Wenn ihr nur nicht einige arge Schnitzer im Griechischen mit unterlaufen! Der „lederne Strauß" verledert ihr das Hirn, das nun zu nichts weiter fähig ist, als ihn zu übersetzen. In dem Jahre 1846, das über der Arbeit allmählich herankommt, kommen zu der mit äußerstem Widerwillen getragenen Last die Sorgen um des Vaters Gesundheit und nach einem Briefe der Mrs. Bray scheint eine wirkliche Katastrophe für Marian nicht zu den Undenkbarkeiten gehört zu haben, so hart war sie durch Kummer, Krankenpflege und Geistesanstrengung mitgenommen. Endlich im April 1846 ist die schier unerträgliche Quälerei beendet, und die folgenden

Briefe sind von Jubel erfüllt, wie die eines Menschen, der von langer Kerkerhaft erlöst ist.

Um diese Zeit kam als eine kleine Entschädigung für die überstandene Drangsal ein sehr liebenswürdiger Brief von Strauß selbst an, der es übernommen hatte, eine lateinische Vorrede für die englische Übersetzung zu schreiben. Im Juni kam sie bei Chapman in London heraus. Und im November erschien eine äußerst anerkennende Kritik in der „Prospective Review", der wir einige für den Wert der Arbeit bezeichnenden Sätze entnehmen: „Eine treue, elegante und gelehrte Übersetzung. Jeder, der diese Bände ohne eine Vergleichung mit dem Deutschen liest, muß erfreut sein über die bewegliche, durchsichtige, eigenartige und harmonische Kraft des englischen Stiles. Aber noch befriedigter wird er sein, wenn er das Original zur Hand nimmt und Wort für Wort, Gedanken für Gedanken, Satz für Satz getreu wiedergegeben findet. Bei der Durchführung einer so schönen Wiedergabe wie die vorliegende können der Schwierigkeiten weder wenige noch kleine gewesen sein, wenn der Übersetzer in den verschiedenen Teilen der Arbeit die Genauigkeit der Übersetzung verbinden wollte mit der gleichmäßigen Harmonie und Klarheit des Stiles, welcher den Bänden vor uns das Ansehen und den Geist eines Originalwerkes verleiht." Schließlich vermutet der Rezensent in dem ungenannten Übersetzer einen „urteilsvollen, wohlunterrrichteten Theologen."

Lord Akton[28]) bemerkt richtig, daß die Strauß-Übersetzung in George Eliots Leben keine Epoche, sondern nur eine Episode bildet. Die Ideen, welche das Straußsche Werk ihr mitteilen konnte, hatte sie schon seit drei Jahren in sich verarbeitet; und an ihrer strengeren wissenschaftlichen Begründung, hinsichtlich deren das Hennellsche mit dem Straußschen Buche keinen Vergleich gestattet, kann ihr wenig gelegen haben. Ihre Vorliebe für Hennells „Untersuchung" bekennt sie wiederholt, und kann sich keinen Menschen denken, der die drei Bände

von Strauß durchlesen könnte. Nur insofern hat die Übersetzung eine Bedeutung für ihr Leben, als sie ihr die erste Gelegenheit gab, den Umfang ihres Wissens, die Kraft ihres Verstandes und die Energie ihres Willens an dieser zweieinhalbjährigen harten Arbeit zu erproben.

Es ist interessant, daß sie schon im Jahre 1848 mit einem ihrer späteren großen Bewunderer, dem Historiker Froude*), der damals wohl noch Geistlicher war, in Korrespondenz kam. Damals sandte sie über sein soeben erschienenes Buch, „The Nemesis of Faith", eine kurze anonyme Rezension in den „Coventry Herald", wofür er ihr einen liebenswürdigen Dankesbrief schrieb. Später lernten sie sich persönlich in Rosehill kennen, zu dessen Besuchern auch Froude gehörte.

Der erste Artikel, den sie noch in Coventry (Ende 1850) für die „Westminster Review" verfaßte, und der im Januar 1851 erschien, war, wie erwähnt, eine Beurteilung von Mackays „Progress of the Intellect." Einige Stellen daraus sind so bemerkenswert hinsichtlich ihrer damaligen Ansichten, daß wir sie in der Übersetzung folgen lassen:

„Unsere Civilisation, und noch mehr unsere Religion sind eine abnorme Mischung von Überbleibseln einer barbarischen Zeit, welche auf uns gekommen sind wie so viele Versteinerungen aus fernen Epochen zusammen mit lebensvollen Ideen, dem Resultat eines natürlichen Entwickelungs-Prozesses. Wir leben unter der Herrschaft von Namen und Begriffen, welche, da sie ihre Wurzeln in nicht mehr vorhandenen Geisteszuständen hatten, aufgehört haben, irgend welche Lebenskraft zu besitzen, Zaubersprüchen, die ihre Wirkung verloren haben. Indessen sie bestehen und hindern die Ausbreitung erleuchteter Ideen, da „sie einerseits mit den besseren Gefühlen der Menschen im Zusammenhange stehen, und andererseits mit Einrichtungen zu deren Verteidigung die Leidenschaften und Interessen der herrschenden Klassen aufgerufen werden. Nun aber kann durch eine Betrachtung der Vergangenheit gezeigt werden daß jede

Zeit und jedes Volk einen Glauben und eine symbolische Darstellung gehabt hat, wie sie für ihre Bedürfnisse und ihr Entwickelungs-Stadium paßten, und daß der Traum späterer Zeiten, den Geist mit den Formen der Vergangenheit lebendig erhalten zu können, eben so leer ist wie das Einbalsamieren eines Leichnams in der Hoffnung, daß er eines Tages wieder beseelt werden könnte. . . . . Es ist Mr. Mackays — [und auch George Eliots] — Überzeugung, daß die göttliche Offenbarung nicht ausschließlich oder hervorragend in den Vorgängen und Eingebungen irgend einer Zeit oder Nation enthalten, sondern mit der Geschichte der menschlichen Entwickelung von gleichem Umfange ist und sich beständig weiter entfaltet mit unserer erweiterten Erfahrung und Forschung, wie Firmament nach Firmament uns sichtbar wird mit der zunehmenden Kraft und Gesichtsweite unserer Forschungs-Instrumente. Der Hauptschlüssel für diese Offenbarung ist die Anerkennung der Existenz eines unentwegten Gesetzes in der materiellen und sittlichen Welt — jener unwandelbaren Kausalität, welche als die Basis der Naturwissenschaft gilt, welche aber verkehrterweise in unserer sozialen Gestaltung, in unserer Sittenlehre und in unserer Religion ignoriert wird. . . . . Das göttliche Ja und Nein, die Besiegelung des Verbots und der Gewährung, ist de facto den menschlichen Thaten und Bestrebungen aufgedrückt, nicht vermittelst des Griechischen und Hebräischen, sondern durch jenes unerbitttiche Gesetz der Wirkungen, dessen Gewißheit mit dem Fortschritt der Zeit bekräftigt anstatt geschwächt wird; und es ist eine Aufgabe der menschlichen Pflicht, dieses Gesetz ernstlich zu studieren und seiner Lehre geduldig zu gehorchen . . . . Unter diesem Gesichtspunkte erscheinen Religion und Philosophie nicht nur vereinigt, sie sind identisch; oder vielmehr, die Religion ist die Krone und die Erfüllung der Philosophie."

In dieser Erörterung findet sich, abgesehen von dem rationalistisch religiösen Standpunkte, eine merkwürdige Ver-

bindung von Brayscher und spinozistischer Philosophie. „Das göttliche Ja und Nein", die Verwerfung oder Billigung, die unseren Handlungen als solchen d. h. in ihren nützlichen oder verderblichen Folgen aufgedrückt ist, erinnert direkt an eine Stelle im „theologisch-politischen Traktat" von Spinoza. Die Stelle von der „unwandelbaren Kausalität" auch auf sittlichem Gebiete könnte auch von ihm herrühren, wenn sie nicht noch näher aus dem Brayschen Denken abzuleiten wäre.

Siebentes Kapitel.

Spinoza.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die teilweise Ähnlichkeit des Gegenstandes George Eliot von Hennells „Untersuchung" zu dem „Theologisch-politischen Traktat" Spinozas geführt hat, der hier zum ersten Male den Versuch einer kritisch-historischen Prüfung der biblischen Schriften, freilich in wissenschaftlich unausreichender Weise, gemacht hat und also der Vorgänger von Reimarus und Strauß gewesen ist. Auch Spinoza kann in der Bibel nicht eine göttliche, geoffenbarte Wahrheit sehen und weist den auf Grund dieser Annahme gestellten Anspruch der Theologie, über der Vernunft und der Philosophie zu stehen, zurück. Wie er überhaupt Wunder nicht kennt, so kann nach ihm auch der Ursprung dieser Schriften kein übernatürlicher sein: die Quellen des alten Testaments seien vielmehr Bruchstücke verloren gegangener hebräischer Geschichtswerke, die an sich fehlerhaft und widersprechend gewesen und durch eine ganz unkritische Zusammenstellung noch unzuverlässiger geworden seien. Chronologische Widersprüche und Ungereimtheiten jeder Art bewiesen jedem Unbefangenen die menschliche Art ihrer Entstehung. Die Apostel aber seien weiter nichts als Verbreiter der Sittenlehre Jesu, so wie sie jeder nach seiner Anlage imstande war aufzufassen; wenn z. B. Paulus die Rechtfertigung bloß durch den Glauben, Jacobus

auch durch die Werke zulasse, so zeige diese Meinungsverschiedenheit, daß ihre Lehre nicht auf einer göttlichen Offenbarung oder einem göttlichen Befehle beruhen könne. Wunder habe es in Wirklichkeit nie gegeben — wohl aber Wunderglauben: Gott, das in alle Ewigkeit herrschende Naturgesetz, könne nicht gegen sich selbst handeln; der Kern jedes Wunders sei eine natürliche Thatsache. — Die Ähnlichkeit dieser Ausführungen mit den Hennellschen leuchtet ein.

Mit der oben ausgesprochenen Voraussetzung stimmt die Thatsache überein, daß sich schon in den ersten Jahren des Coventryer Lebens — soweit wir haben entdecken können schon 1842 — Anklänge an Spinoza in den Briefen George Eliots finden. Ihr „Streben nach Unabhängigkeit von äußeren Gütern" d. h. Geld, Macht, Ehre, ist die vornehmste Vorschrift der spinozistischen Ethik, die in ihren Grundzügen auch schon im „Theologisch-politischen Traktat" entwickelt wird. Das Verlangen, „eins in Willen und Absicht zu sein mit dem großen Wesen" schmeckt nach Pantheismus; noch mehr aber der Ausspruch: „Diese Erde ist nicht die Heimat des Geistes er wird ruhen im Schoße der Unendlichkeit (oder des unendlichen Wesens, the Infinite)." Im Jahre 1848 sucht sie, wie Spinoza, der die Willensfreiheit leugnet, die Möglichkeit sittlicher Vervollkommnung einzig aus der Erkenntnis, dem Selbstbewußtsein abzuleiten: Die Fähigkeit, die eigene Schwäche zu erkennen, schließe „die Macht der Selbstverbesserung in sich. Die Leidenschaften und Sinne (so!) zerstören. Der Verstand mit seiner analytischen Kraft dämmt die Wut ein, mit der sie zu ihrer eigenen Vernichtung stürmen; die moralische Natur reinigt, verschönert und verwandelt sie schließlich." Die Stelle ist nicht gerade philosophisch erleuchtet, aber jeder Kenner Spinozas wird seine Gedanken im Grunde erkennen.*) In

*) Diese Ansicht ist nur eine vorübergehende gewesen; die praktische Moral ihrer Dichtungen ist vielmehr gerade auf die unbegrenzte Macht des Willens begründet.

demselben Briefe (an John Sibree, den Bruder ihrer Freundin) erwähnt sie zum ersten Male den „Brillenmacher" Spinoza.

Der „Theologisch-politische Traktat" erschien ihr so interessant, daß sie im folgenden Jahre (1849) seine Übersetzung begann; die Arbeit tröstete sie während der schweren Zeit vor dem Tode ihres Vaters. Die Veröffentlichung derselben lehnte sie jedoch in einem Briefe aus Genf an Mr. Bray ab. In den ersten Jahren (zum größten Teile in den sechs Monaten ihres Berliner Aufenthaltes) ihres Zusammenlebens mit Lewes übersetzte sie auch Spinozas Hauptwerk, die „Ethik"; Lewes kündigte ihr Erscheinen in seinem „Leben Göthes" an, und nach einem Briefe an Mr. Bray (26. März 1856) mußte es auch in der That bevorstehen; nichts destoweniger ist sie nie herausgekommen. Die Beschäftigung mit Spinoza erstreckt sich demnach nachweislich über nahezu drei Lustren.

Bleiben wir bei der Verfolgung der Einflüsse, welche von Spinoza aus auf die Lebensanschauung George Eliots sich geltend machen, zunächst auf rein religiösem Gebiet, so spricht er, wenn wir uns des längeren Citats aus dem vorigen Kapitel erinnern wollen, ihr in der Einleitung zu seinem „theologisch-politischen Traktat" ganz aus dem Herzen, wo er die Religion eine Sache der Gesinnung, nicht der Lehre und Doktrin nennt; wo er sie als unabhängig von der Form der Erkenntnis, der Bildungsstufe und der Art des äußeren Kultus hinstellt und sie einfach in der Lauterkeit des Herzens findet. Spinoza spricht über seine Zeit das harte Urteil aus, sie besäße eigentlich keine Religion, sondern nur eine Reihe von verschiedenen Kulten. „Die Frömmigkeit, bei dem ewigen Gott," ruft er aus, „und die Religion besteht nur noch in widersinnigen Geheimnissen! Wenn man die Vernunft ganz verachtet, den Verstand für grundverdorben hält und ihm den Rücken kehrt, so gilt man, was der Gipfel des Unsinns ist, gerade deshalb für göttlich erleuchtet. Wahrlich! wenn sie nur einen Funken des göttlichen Lichtes hätten, so würden sie nicht

so hochmütig rasen, sondern Gott besser verehren lernen und, wie jetzt durch Haß, vielmehr durch Liebe vor den übrigen Menschen sich auszeichnen. Sie würden dann nicht so feindselig die Andersdenkenden verfolgen, sondern sich ihrer vielmehr erbarmen, wenn sie wirklich um deren Heil und nicht bloß um den eigenen Vorteil besorgt wären." — Ganz denselben Standpunkt — freilich nicht in Verbindung mit einem so summarischen Urteil — nimmt George Eliot in dem später zu behandelnden Essay über „Dr. Cumming" ein, wo sie das volle Gefäß ihres Zornes über eine gewisse Art von evangelischer Lehre ausschüttet.

George Eliot setzt uns ihre Ansicht über die Unsterblichkeit mit großer Ausführlichkeit auseinander in dem Essay über „den Dichter Young," welcher der Meinung ist, daß der Glauben an die Fortdauer nach dem Tode, oder an Lohn und Strafe im Jenseits die einzige Voraussetzung eines tugendhaften Lebens auf Erden sei; ohne diesen Glauben könnten wir nichts Besseres thun, als uns den Trieben der Selbstsucht, dem Taumel der Sinnesgenüsse überlassen. George Eliot tritt — wie Spinoza im „Kleinen Traktat" — den Beweis der Falschheit dieser Ansicht an — wir werden die Stelle später im ganzen bringen. In den vierziger Jahren und noch später huldigt sie nach dem zum Teil schon gegebenen Stellen offenbar der pantheistischen Ansicht Spinozas, der ein persönliches Fortleben in Seligkeit oder Verdammnis nicht kennt und die liebende Vereinigung der Seele mit dem Weltgeist d. i. Gott Unsterblichkeit nennt. Später aber, als die Einflüsse der Comteschen „Politique positive" mächtig werden, besteht ihre Unsterblichkeit in dem Fortwirken der Thaten über den Tod hinaus und in dem Andenken der Nachlebenden.*)

Im einzelnen nimmt George Eliot in einem Briefe an

*) Man vergleiche das Gedicht „O may I join the choir invisible" in dem Kapitel: „Kleinere Poesien".

John Sibree (1848) besondere Veranlassung, den Unglauben Spinozas an die göttliche Auserwähltheit der Juden zu dem ihrigen zu machen. Der Glauben, auserwählt zu sein, meint Spinoza im „Theologisch-politischen Traktat", sei überhaupt wahrer Religiosität widersprechend. Wer sich seiner Vorteile freue, freue sich, daß andere diese Vorteile nicht haben; der fremde Mangel veranlasse also seine Freude. Das stolze, selbstgefällige Gefühl der eigenen Erwählung wurzele in den verwerflichen Wirkungen der Selbstsucht, des Neides, der Bosheit, und habe mit der Frömmigkeit und Liebe zu Gott nichts zu thun. Bei dieser Gelegenheit äußert Spinoza den Satz, der einen Eckstein in dem Gebäude der Eliotschen Ethik bildet und in verschiedenen Modulationen häufig in ihren Dichtungen wiederkehrt: die Vorteile des einen sind die Nachteile des andern.

Damit kommen wir auf das Gebiet der Moral. Einer der Fundamentalsätze, ja, man darf vielleicht sagen, der Fundamentalsatz der Spinozistischen Ethik heißt: Alles Böse in der Welt hat seinen Urquell in der menschlichen Selbstsucht. Wer die Dichtungen George Eliots kennt, weiß, daß dieser Satz eine der sie beseelenden Ideen ist; in wahrhaft großartigen, unübertroffenen Charaktergemälden hat sie die Lehre von der depravierenden Wirkung des Egoismus selbst in seinen scheinbar harmlosen Gestalten, wie der Selbstgefälligkeit, der Bewunderungsliebe, zu künstlerischer Anschauung gebracht.

Eins der Argumente, mit denen Spinoza sowohl wie George Eliot die Hinfälligkeit der Annahme einer ewigen Strafe beweisen wollen, ist die Behauptung, daß jede böse That schon hier auf Erden ihre Bestrafung finde; und George Eliot acceptiert in ihrer ganzen Tragweite die apodiktische Fassung dieses Satzes durch Spinoza, welche lautet: die Strafe folgt ebenso notwendig der bösen oder verderblichen Handlung, wie der Ursache die Wirkung. Aus ihren Dichtungen ergiebt sich diese Lehre als eine Säule ihres sittlichen Systems — wir

sind überzeugt, es ist eine rissige Säule, die den Einsturz wenigstens eines Teiles des Gebäudes zur unausbleiblichen Folge haben muß.

Auch in George Eliots politischen Anschauungen, die wir in dem Kapitel „Felix Holt" genauer kennen lernen werden, lassen sich spinozistische Spuren nachweisen, z. B. in der Ansicht von der natürlichen Berechtigung der Stände und des Klassengeistes.

Neben den Übereinstimmungen zwischen der Spinozistischen und Eliotschen Lebensauffassung müssen auch einige wesentliche Unterschiede genannt werden. — George Eliot brauchte nicht Spinoza zu lesen, um das Gebot der Humanität als Richtschnur der menschlichen Handlungen anzuerkennen; nach dieser Seite hatte ihre christlich-religiöse Entwickelungs-Phase, und unter spezielleren Einflüssen besonders Wordsworth einen festen Grund in ihr gelegt. Ein philosophischer Geist, wie der ihrige, aber konnte sich bei dem göttlichen Gebote der Nächstenliebe, oder bei der auch dem oberflächlichen Blick erkennbaren Ersprießlichkeit derselben nicht beruhigen; es handelte sich für sie um eine systematische Begründung der Humanität, und diese genügte ihr bei Spinoza nicht. Der letztere leitet sie einerseits (im „Kleinen Traktat") aus dem Bewußtsein unserer individuellen Nichtigkeit ab: — die Einsicht, daß wir nichts aus uns selbst sind, sondern geringfügige Teile der unendlichen Natur, soll uns Demut lehren und unser Gemüt menschenfreundlich stimmen — andererseits (in der „Ethik"), wie alle menschlichen Affekte und Handlungen aus dem Selbsterhaltungstriebe: die Freude erhält und vermehrt unser Dasein, die Trauer schädigt es; wir wollen daher so viel Freude wie möglich erleben, von den Mitmenschen so viel wie möglich erfreut werden. Sie werden uns erfreuen, wenn sie uns lieben d. h. wenn sie von uns ebenfalls erfreut werden; daher müssen wir nach ihrer Liebe streben — oder in anderer Fassung: das Streben nach Selbsterhaltung ist der Wille, unsere Macht (im Sinne von

Können, Tüchtigkeit) zu erhalten und zu vermehren. Eintracht aber ist Macht; wir sind am stärksten, wenn wir mit uns und der Welt in Eintracht leben. Unsere selbstsüchtigen Leidenschaften entzweien uns mit uns selbst und mit anderen. Daher müssen wir durch freundliches Benehmen zu unseren Mitmenschen unsere Macht zu erhöhen suchen. Die Begründung der Idee der Humanität auf den Egoismus ist nicht sehr tief: diese Humanität ist kein mächtiger Impuls des Handelns, die schönsten Thaten der Menschlichkeit könnten um ihretwillen ungeschehen geblieben sein, eine dem Individuum nicht nutzenbringende Hingabe ist eigentlich als falsch ausgeschlossen. Eine solche Humanität konnte dem enthusiastischen Herzen George Eliots nicht genügen. Sie brauchte einen höheren Trieb für das menschliche Handeln als den der Selbsterhaltung und fand ihn, wie wir sehen werden, ziemlich im Gegensatz zu Spinoza in der Sympathie,*) einer Empfindung, die dem von Spinoza für verwerflich erklärten Mitleide sehr nahe steht.

Wir haben gesehen, daß George Eliot die klare, oder geklärte Erkenntnis eine wesentliche Bedingung für die sittliche Vervollkommnung ist; sie verliert sich aber nicht, wie Spinoza, in den Widerspruch, die Möglichkeit einer Vervollkommnung zuzugestehen und den freien Willen, als den naturnotwendigen Übergang von der Erkenntnis zur Handlung, zu leugnen. Im Gegenteile: auf sittlichem Gebiete ist ihr der Mensch ein selbstherrliches Geschöpf, hier ist nichts seinem Wollen unmöglich.

Ein Ausspruch Spinozas scheint mitgewirkt zu haben

*) Auch Spinoza kennt den Begriff der Sympathie, sie bedeutet bei ihm aber etwas ganz anderes: Die Empfindung einem Wesen oder einem Gegenstande gegenüber, das oder der einem anderen von uns geliebten Wesen oder Gegenstande gleicht — zufällige Liebe, der die Apathie, der zufällige Haß, gegenübersteht.

zu einem Fehler in der Kompositionsweise George Eliots. Spinoza, der die Begriffe Gut und Böse zu den „verworrenen" zählt und in ihnen nur unser Urteil über das, was wir für nützlich oder schädlich halten, erkennt, sagt im „Theologisch-Politischen Traktat": „Man muß die Handlungen der Menschen weder beklagen noch belachen noch verabscheuen, sondern begreifen" — das sei der einzige Weg, auf dem man einen sittlich fördernden Einfluß auf sie ausüben könne. In den Dichtungen George Eliots kommt dieser Satz wiederholt vor, und es wäre gut, wenn jeder, der es unternimmt, Menschen zu schildern, sich diese wissenschaftliche Seite seiner Kunst — eine Art von innerer Anatomie, der äußeren entsprechend, über welche der plastische Künstler verfügen muß, — recht klar machen und niemals einen Charakter vorführen wollte, der ihm nicht bis in die geheimsten Triebfedern seines Handelns deutlich vor Augen stände. Was er aber nicht thun sollte, und was George überall mit Vorliebe thut, ist, das innere Getriebe der vielfach verschlungenen, einzelnen Motive vor den Augen des Lesers auseinanderzunehmen, die Seele der Handelnden bis in die kleinsten Fäserchen zu sezieren. Ihre langen psychologischen Exkurse lassen gewiß keine Herzensfalte ihrer Menschen unbeleuchtet und gestatten nicht den leisesten Zweifel an der inneren Konsequenz und minutiösen Genauigkeit ihrer Charakteristik — sie sind aber ebenso wenig eine künstlerische Leistung, wie es die Kunst der Malerei erhöhen könnte, wenn ein Maler zu seinen Gemälden eine Abhandlung über die Gesetze der Anatomie und Optik schriebe und uns nachwiese, daß jedes Glied genau der Natur entsprechend gezeichnet und die Perspective bis in die kleinsten Verhältnisse richtig sei.

Wir beschließen hier diese Gegenüberstellung der spinozistischen*) und der Eliotschen Lebensanschauung — einzelnen

*) Es ist aus dem Obigen und dem 4. Kapitel klar ersichtlich, daß die Brayschen Gedanken mehrfach mit den spinozistischen übereinstimmen.

parallelen Gedanken in beider Werken nachzugehen, würde natürlich zu weit führen — und werden später noch in dem Kapitel „Daniel Deronda" zeigen, wie auch die Persönlichkeit des großen Philosophen in ihre Dichtung übergangen ist.

Da aber G. Eliot sich in dieser Zeit nachweislich mit Spinoza lebhaft beschäftigt hat, so ist offenbar dieser, und nicht Bray, als der Urheber ihrer Ansichten anzusehen.

Achtes Kapitel.

Essays.

George Eliots Essays sind fast sämmtlich in der „Westminster Review" veröffentlicht, aber nur zum kleinsten Teile in der Zeit, wo sie selbst an der Redaktion des Journals beteiligt war, entstanden. Aus ihren Briefen ergiebt sich, daß sie unter der redaktionellen Arbeit vielfach leidend war und schwerlich die Zeit finden konnte zu umfangreicher selbständiger Produktion. Außer dem bereits erwähnten Artikel über Mackay schrieb sie für das Januarheft von 1852 noch eine kurze Rezension von Carlyles „Life of Sterling," und für das folgende Heft einen Artikel über Margaret Fuller. Im folgenden Jahre verfaßte sie eine Übersetzung von Feuerbach's zweiter Ausgabe „des Wesens des Christentums (Essence of Christianity)," welche im Juli 1854 in Chapmans „Quarterly Series" erschien und gegenwärtig als 15. Band in Trübners „English and Foreign Philosophical Library" figuriert — übrigens das einzige Werk, das unter ihrem Mädchennamen „Marian Evans" gedruckt ist. Ein anderes Buch „Die Idee eines ewigen Lebens (The Idea of a Future Life)," von dem sie im November 1853 spricht, und das bereits für die „Quarterly Series" angezeigt war, ist nie erschienen.

Erst nachdem sie aus der Redaktion der „Westminster view“ ausgetreten war (Oktober 1853) — ihre Thätigkeit bei war somit eine zweijährige — und besonders nach ihrer reinigung mit Lewes (Juli 1854) beginnt eine lebhaftere oduktion. Die meisten Essays fallen in die Jahre 1854—1856. s sind die folgenden:

„Woman in France: (Victor Cousin's) Madame Sablé.“

„Vehse's Court of Austria,“ beide in Berlin im Winter 1854/5 geschrieben, der erstere im Oktober 1854, der letztere im folgenden Jahre veröffentlicht.

„Three Months in Weimar“ (August bis Oktober 1854), wahrscheinlich hervorgegangen aus Aufzeichnungen in dieser Zeit (s. Cross I 333—349), aber erst April 1855 beendigt und veröffentlicht in „Fraser's Magazine.“

In dasselbe Jahr fallen mehrere kleinere Artikel für den von Lewes redigierten „Leader,“ darunter einen über Carlyle, ferner

über „Brougham's Lives of Men of Letters.“

„Evangelical Teaching: Dr. Cumming.“

Dem Jahre 1856 gehören an:

„German Wit: Heinrich Heine.“ (Januar.)

Artikel über Griswold's „American Poets.“

„The Natural History of German Life: Riehl.“ (Juli.)

„Silly Novels by Lady Novelists.“ (Oktober.)

Danach sind nur noch wenige Arbeiten zu verzeichnen:

„Worldliness and Other-Worldliness: The Poet Young,“ 1856 geschrieben, aber erst 1857 (Januar) erschienen.

„The Influence of Rationalism: Lecky's History.“ 1865. (Fortnightly Review.)

Address to Working Men, by Felix Holt,“ geschrieben auf Blackwoods Veranlassung für sein „Edinburgh Magazine“ 1868.[30])

Es würde zu weit führen und auch nicht lohnend genug sein, jedem dieser verschiedenwertigen Essays eine besondere Besprechung zu widmen. Außerdem werden die Artikel über deutsche Litteratur in dem Kapitel, welches Eliots Verhältnis zu Deutschland zum Gegenstande hat, der letzterwähnte, welcher ihre sozial-politischen Ansichten enthält, in dem Kapitel „Felix Holt" behandelt werden. Desgleichen werden ihre Ansichten über die Theorie des Romans an anderer Stelle zusammengefaßt werden.

Was den formellen Charakter und den inneren Wert dieser Aufsätze betrifft, so lassen sie sich nicht entfernt mit Macaulay's Essays vergleichen; hätte George Eliot weiter nichts als diese Essays geschrieben, so würde sie vielleicht jetzt schon der Vergessenheit angehören. In dem Stile treibt vielfach — hier, wie in vielen Partien ihrer Dichtungen, wo sie selbst redend auftritt — ein philosophischer Euphuismus sein Spiel, der sich scheut, einfache Dinge bei ihrem einfachen Namen zu nennen und verwickeltere mitunter bis zur Unkenntlichkeit in einen Nebel von Wortfülle, in einen Wust von Periodenumfang hüllt, und der den hervorragendsten Leistungen der älteren metaphysischen Schule Deutschlands Ehre gemacht haben würde. Man weiß heute allgemein — und die Schriften ihres Freundes Spencer und des von ihr hochverehrten Comte hätten ihr ein vortreffliches Muster dafür bieten können — daß auch für philosophische Gegenstände eine vollkommene Klarheit des Ausdrucks zu erreichen ist und genau genommen, da doch Klarheit des Denkens die erste Voraussetzung philosophischer Leistungsfähigkeit ist, auf diesem Gebiete vor allen anderen erreicht werden müßte. Ist nicht unausgereiftes Denken oder Mangel an Formgefühl, so ist doch mindestens eine eigentümliche Art von Eitelkeit die Veranlassung zu jenen unendlichen Perioden, deren bloße Lektüre auch dem mit guter Auffassungsgabe versehenen Leser keinen Aufschluß über das giebt, was der Autor eigentlich zu sagen beabsichtigt hat. Es ist eine

Eitelkeit, welche die mangelnde Originalität der Gedanken durch originelle Stilistik ersetzen zu können vermeint. Bedeutende, neue Gedanken können kein glänzenderes Gewand tragen als ihre natürliche, unverhüllte Nacktheit. —

Mit den Jahren wächst übrigens das Gesuchte des Ausdrucks, das Studierte des Periodenbaus, und der Artikel über Lecky ist so ziemlich das Ungenießbarste, was sie geschrieben hat. Wirklich blühend ist der Stil des Aufsatzes über ihren Weimarer Aufenthalt, der in den Flitterwochen ihrer Vereinigung mit Lewes entstanden ist. Auch die zwei Jahre später verfaßten Essays über weibliche Romanschriftstellerinnen und den Dichter der „Nachtgedanken" sprechen fast durchweg eine frische, kräftige, stellenweise scharf pointierte Sprache.

Der Inhalt ist, wenn wir von dem Aufsatze über Riehl und „Felix Holts Ansprache" absehen, nicht hervorragend. Woher z. B. Miß Blind[31]) ihre Begeisterung über die Kritik von Youngs „Night Thoughts" schöpft, ist nicht recht einzusehen: Daß dieses berühmte Gedicht nicht aus einem Gusse ist; daß neben Stellen höchster Poesie und unvergänglichster Formgebung sich zahlreiche andere finden, in denen der enttäuschte Weltmann seiner Bitterkeit in ohnmächtiger Satire die Zügel schießen läßt, in denen der Höfling am unrechten Orte seinen Witz in Epigrammen zu zeigen bemüht ist, in denen der Kanzelredner sein Auditorium blenden und erschüttern will durch erhaben-lächerliche metaphysische Phantasmagorien oder schaudererregenden Bilderschwulst — ist bereits vor George Eliot festgestellt und bekannt gewesen. Der Unterschied zwischen dem Urteil der letzteren und dem früherer Ästhetiker besteht nur darin, daß jene die Schattenseiten der Dichtung mit besonderem Behagen ans Licht zieht, während diese ihren Vorzügen die gebührende Anerkennung bezeigt haben; daß diese objektiv verfahren sind, und jene tendenziös. Sie läßt den Dichter entgelten, was der Mensch und der Theologe ihr gesündigt zu haben scheinen. Da der Charakter

und die theologischen Ansichten Youngs ihr nicht gefallen, sucht sie den Dichter zu entthronen.

Es herrscht gewiß ein großer Widerspruch in dem Leben eines Mannes, der bis in sein Alter hinein den Adel ohne Ansehen der Person umschmeichelt und die Poesie zum Tauschmittel für den Erwerb äußerer Ehren erniedrigt — um dann sich hinzusetzen und ein Gedicht zu verfassen, in dem er die Güter der Erde mit ingrimmiger Verachtung von sich schleudert und in diesem Leben das ewige allein für erstrebenswert hält. Aber dieser Widerspruch ist erfreulich, insofern er durch eine Vertiefung der Lebensauffassung hervorgebracht ist und eine Besserung in sich schließt. Und weshalb sollten wir ihm nicht glauben, daß der Verlust dreier innigst geliebter Menschen in kurzer Zeit den Höfling in sich gekehrt und zum Dichter der „Nachtgedanken" gemacht habe. Wäre er noch nach diesem Gedichte Ehrenjäger geblieben, dann allerdings verdiente er die ihm von George Eliot erwiesene Verachtung; sie hat aber in seinen späteren Jahren nur einen, wie uns scheint, verzeihlichen Rückfall in sein ehrgeiziges Streben entdecken können: in der Bewerbung um eine bessere Stelle.

Was sie indessen am meisten gegen Young aufbringt, ist sein Glauben an die Unsterblichkeit, zu deren Preise das ganze Gedicht verfaßt ist, und seine Begründung der Sittlichkeit auf diesen Glauben:

Die Tugend stirbt mit der Unsterblichkeit.

Dieses Streben nach der Tugend um des ewigen Lohnes willen empört sie, „dieser Irrtum, der interessierten Gehorsam an die Stelle des sympathetischen Triebes setzt und Egoismus mit dem Namen Religion tauft."

Wir geben die Stelle in extenso, weil sie uns den Grund enthüllt, auf dem ihre Moral und speziell das Gebot der Nächstenliebe aufgebaut ist: „Ich kann mir sehr wohl denken, wie ein Mensch, der die Unsterblichkeit seiner Seele leugnet, [auf den oben citierten Vers] erwidert: „Es ist schon möglich,

daß du ein Schurke sein würdest, und nur dich allein lieben würdest, wenn du an die Unsterblichkeit nicht glaubtest; aber du sollst mir nicht aufbürden, was dein gänzlicher Mangel an sittlichen Impulsen (moral emotion) aus dir machen würde. Ich bin gerecht und ehrlich, nicht weil ich erwarte in einer anderen Welt zu leben, sondern weil ich an mir selbst die Ungerechtigkeit und Unehrlichkeit anderer schmerzlich erfahren und Mitgefühl habe für andere Menschen, die denselben Schmerz erleiden würden, wenn ich ungerecht und unehrlich zu ihnen wäre. Warum sollte ich meinem Nachbarn falsches Gewicht in dieser Welt geben, weil es nicht noch eine Welt giebt, in welcher ich ihm überhaupt nichts abzuwiegen haben würde? Ich bin ehrlich, weil ich es verabscheue, anderen Böses zu erweisen in diesem Leben, nicht weil ich vor dem Bösen Angst habe, das mir selbst in einer anderen Welt widerfahren könnte. Die Sache ist eben: ich liebe mich selbst nicht allein, welche logische Notwendigkeit für jenen Schluß in deinem Gemüte auch vorhanden sein möge. Ich fühle herzliche Liebe für mein Weib, meine Kinder und Freunde, und durch diese Liebe sympathisiere ich mit den gleichen Empfindungen in anderen Menschen. Es ist ein heftiger Schmerz für mich, das Leiden eines Mitmenschen anzusehen, und ich empfinde dieses Leiden um so schärfer, weil er sterblich ist — weil sein Leben so kurz ist, und ich möchte es womöglich von Glück, nicht von Elend erfüllt sehen. Wie ich mich mit den Männern und Frauen, welche ich gekannt habe, eins und gleich fühle, so habe ich die nämliche, wenn auch eine schwächere Sympathie für diejenigen, welche ich nicht kenne; und ich bin imstande, in der Phantasie mit kommenden Geschlechtern so zu leben, daß ihr Wohl mir nicht fremd ist, sondern ein Antrieb, nach Zielen hinzuarbeiten, welche mir selbst nicht mehr Nutzen bringen mögen, ihnen aber nützen werden. Es ist möglich, daß du lieber wie ein Tier dahinleben würdest, dein Vaterland verkaufen, deinen Vater erschlagen, wenn du

nicht gewisse Folgen von den Kriminalgesetzen einer anderen Welt fürchtetest; aber selbst wenn ich kein anderes Prinzip meines Handelns auffinden könnte als mein eigenes weltliches Interesse oder die Befriedigung meiner tierischen Begierden, so habe ich doch nicht bemerkt, daß Brutalität, Verräterei, Mord der direkte Weg zum Glück und Wohlergehen auf Erden ist." ....

„Ein zartes Gefühl für des Nächsten Recht, eine thätige Teilnahme an den Freuden und Leiden unserer Mitmenschen, eine großmütige Übernahme von Entbehrungen und Leiden auf uns selbst, wenn das die Bedingung zur Errettung anderer ist — mit einem Worte, die Erweiterung und Kräftigung unseres sympathetischen Naturtriebes — hat keine unmittelbare Abhängigkeit von dem Glauben an ein zukünftiges Leben. Ja, es ist wohl begreiflich, daß in mancher Herzen die tiefe Tragik, die in dem Gedanken an die menschliche Sterblichkeit liegt — daß wir nur eine kurze Weile hier sind und dann vergehen, daß dieses Erdenleben alles ist, was unseren Geliebten und unseren vielen leidenden Mitmenschen geschenkt ist — den Quellen sittlicher Begeisterung näher liegt als die Idee eines verlängerten Daseins."

Es ist die eigentliche Tendenz dieses Aufsatzes, diesen „Irrtum" Youngs zu bekämpfen; und auf dem Altar ihres humanitären Enthusiasmus wird der arme Dichter mit sammt seinen „Nachtgedanken" geopfert. Das ist das Tadelnswerte und wenig Große in ihrem Essay. Sie ist hier von dem hohen Standpunkt ihrer Toleranz gegen Andersgläubige einmal hinabgewichen; dem versöhnenden Gedanken, den sie in ihren Dichtungen so wundervoll herausgearbeitet hat, daß es viel weniger auf die prinzipiellen Beweggründe unserer guten Handlungen als auf die guten Handlungen selbst ankommt, hat sie an dieser Stelle die Anerkennung versagt.

Der Ton, den sie um die Mitte der Fünfziger gegen die Orthodoxie anschlägt, ist ein von dem früheren und späteren

abweichender, daß man unwillkürlich auf den Gedanken mmt, die Unannehmlichkeiten, welche sie infolge ihres illegalen erhältnisses mit Lewes zweifellos zu erfahren gehabt hat, ären vorzugsweise von geistlichen Kreisen ausgegangen. hre Briefe freilich bieten erklärlicherweise keinen Anhalt für ieſe Annahme.

Furchtbar geht sie (1855) mit Dr. Cumming ins Gericht: „Man denke sich einen Mann von mäßigem Verstande, von einer Moral nicht über den Durchschnitt hinausgehend, von volltönender Rhetorik und großer Zungenglätte, welches wird die Karriere sein, in welcher er ohne die Hilfe von Geburt oder Geld auf die leichteste Art Macht und Berühmtheit in der englischen Gesellschaft erlangen kann? Wo ist das Gosen der Mittelmäßigkeit, wo ein Anflug von exaktem Wissen und Gelehrsamkeit für tiefe Bildung gelten, wo Plattheiten als Weisheit, bigotte Engherzigkeit als heiliger Eifer, salbungsvoller Egoismus als gottgeschenkte Frömmigkeit aufgenommen werden wird? Solch ein Mann mag evangelischer Prediger werden; er wird dann in der Lage sein, geringe Fähigkeit mit großem Ehrgeiz, oberflächliches Wissen mit dem Nimbus der Gelehrsamkeit, eine mittelmäßige Moral mit dem Geruche großer Heiligkeit zu vereinigen. Er vermeide extreme Handlungen und sei nur in der reinen Theorie ein Ultra: er bestehe streng auf der Prädestination, habe aber maßvolle Ansichten in Bezug auf das Fasten; er wanke nicht in dem Punkte einer ewigen Strafe, trage aber Bedenken, den soliden Lebensgenuß zu verkürzen.... Er fische nach den Seelen nicht mit dem Köder auffallender Besonderheit, sondern mit dem Schleppnetz bequemer Allgemeinheit in seinen religiösen Überzeugungen. Er sei hart und buchstäblich in der Schriftauslegung nur, wenn er Textstellen Ungläubigen und Gegnern an die Köpfe chleudern will, aber wenn der Buchstabe der Schrift zu hart uf die anständige Christenheit des 19. Jahrhunderts drückt, ann brauche er seinen vergeistigenden Kolben und verflüchtige

ihn in ungreifbaren Äther. Er predige weniger von Christus als vom Antichrist; er sei weniger bestimmt in der Bezeichnung dessen, was Sünde ist, als in der Bezeichnung des Mannes der Sünde*), weniger ausführlich in Bezug auf die Segnung des Glaubens als auf die Verfluchtheit des Unglaubens..... Auf diesem Wege kann er eine hauptstädtische Kanzel erobern; die Zugänge zu seiner Kirche werden so gedrängt sein wie die Gänge in einer Oper; er braucht seine prophetischen Reden nur drucken und in Lila und Gold binden zu lassen, und sie werden den Salon-Tisch aller evangelisch gesinnter Damen schmücken" u. s. w.

Daß es solche geistlichen Opportunisten giebt, ist nicht unbekannt, und leicht ist der Nachweis erbracht, daß sie die Vertreter wahrer Religiosität nicht sein können, daß sie sich auf Schritt und Tritt in ihrem Lehren und Handeln in Widersprüche verwickeln, und gewiß nicht unwahrscheinlich, daß sie stellenweise auch nicht die Unwahrheit scheuen werden, „wenn sie gerade ihren Zwecken dient". — Indessen, die Zeit Lessings liegt hundert Jahre hinter uns, sind heute noch diese Leute so gefährlich, daß man fulminante Artikel in leitenden Revüen gegen sie loslassen muß? Die Verhältnisse liegen in England auf diesem Gebiete wohl etwas ungünstiger als bei uns, wo derartige Polemiken in die Haupt-Journale kaum Eingang finden würden, aber doch schwerlich so ungünstig, daß nicht George Eliot einem Mitgliede des kleinen Kreises, auf den solche Geistlichen heute überhaupt noch schädlich wirken können, den Kampf gegen einen Dr. Cumming hätte überlassen können. Die Erfolge, die sie feiern, können zeitweise glänzende, niemals aber tiefe und nachhaltige sein. Wozu also der gewaltige Eifer? —

Und nun betrachte man den Bildungsstandpunkt des Mannes, der durch das folgende tragikomische Anathema auf die

*) In einer späteren Stelle wird der Papst als solcher bezeichnet.

griechische Götterwelt in der ergötzlichsten Weise illustriert wird —:

„Einige von den Göttern, welche die Heiden verehrten, gehörten zu den größten Ungeheuern, die je auf Erden gewandelt sind. Merkur war ein Dieb; und weil er ein verschmitzter Dieb war, wurde er unter die Götter versetzt. Bacchus war der reine Materialist und Trunkenbold, und deshalb wurde er unter die Götter versetzt; Venus war eine liederliche und verworfene Dirne, und deshalb wurde sie unter die Göttinnen versetzt. Mars war ein Wilder, dem Kampf und Blutvergießen eine Freude war, und deshalb wurde er vergöttert und unter die Götter versetzt."

Daß einem so hoffnungslos darniederliegenden Geisteszustand gegenüber George Eliot Zorn anstatt Mitleid empfunden hat, scheint in Anbetracht ihrer eigenen hohen Bildung so schwer begreiflich, daß man an nicht in der Sache liegende persönliche Motive zu denken geneigt ist.

Nun, die Erhitzung war nur eine vorübergehende und machte sehr bald, als höhere Ziele sich ihrer begeisterten Hingebung eröffneten, jener Gerechtigkeit und Duldsamkeit in religiösen Dingen Platz, welche ihre Dichtungen charakterisiert. Auch in dem Essay über Lecky (1867) zeigt sie hinsichtlich der Bedeutung und des Schicksals des geistlichen Zelotentums in unserer Zeit nicht die geringste Beängstigung oder Unsicherheit. Das kann uns freilich nicht abhalten zu bedauern, daß der Artikel überhaupt von ihr geschrieben wurde. Wir haben die Empfindung des Unverhältnismäßigen, wenn eine Dichterin wie George Eliot auf der Höhe ihres Ruhmes sich mit der Rezension von Werken beschäftigt, die für die Aufklärung der Halb-Bildung berechnet sind.

Als interessant hinsichtlich ihrer eigenen Überzeugungen ist die folgende Stelle aus dem Essay über Cumming anzuführen: „Die Idee eines Gottes ist wahrhaft versittlichend in ihrem Einfluß — sie pflegt thatsächlich die besten, liebens-

werteſten Eigenſchaften im Menſchen — nur wenn Gott betrachtet wird als ſympathiſierend mit den reinen Elementen des menſchlichen Empfindens, als in unendlicher Vollkommenheit alle jene Attribute beſitzend, welche wir als ſittliche in der Menſchheit anerkennen. In dieſem Lichte ſtärkt die Idee Gottes und das Bewußtſein ſeiner Gegenwart jedes edle Gefühl, ermutigt jedes edle Streben, aus demſelben Grunde, aus welchem die menſchliche Sympathie ſich als eine Quelle der Kraft erweiſt: der tapfere Mann fühlt ſich tapferer, wenn er weiß, daß ein anderes ſtarkes Herz mit dem ſeinigen ſchlägt . . . Die Idee eines Gottes, der nicht nur mit allem, was wir für unſere Mitmenſchen fühlen und dulden ſympathiſiert, ſondern neues Leben gießt in unſere erkaltende Liebe und unſerem ſchwankenden Vorſatz Feſtigkeit giebt, iſt eine Erweiterung und Vermehrung der Wirkungen, welche von der menſchlichen Sympathie hervorgebracht werden.“ — Wenn aus dem Zuſammenhange auch nicht hervorgeht, daß dieſe Gottes-Idee ihre eigene iſt, ſo iſt die Stelle doch beweiſend dafür, daß der pantheiſtiſche „Deus sive Natura“ Spinozas, der kalt und unſympathiſch ſich unſere Liebe entgegenbringen läßt, ohne ſie zu erwidern, in ihrem Herzen, wenn er jemals unbeſtritten darin geherrſcht hat, entthront iſt.

Die Gegenſtände dieſer Eſſays zeigen, daß auch in der Periode ihrer Freidenkerei, wo die Lektüre theologiſcher Schriften durch weltliche abgelöſt worden iſt, ihr Intereſſe an religiöſen Fragen noch immer ein ſehr großes iſt, wie auch die wiederholten Bibel-Citate in ihren Londoner Briefen eine ſcheinbar unwillkürliche Fortwirkung ihrer Jugend-Überzeugungen ſind.

Neuntes Kapitel.

Litteratenleben.

Die „Westminster Review“ war im Jahre 1824 von Bentham unter thätiger Mitwirkung seines Hauptanhängers James Mill begründet worden zu dem Zwecke, die radikale Richtung einer Anzahl philosophischer Köpfe gegenüber dem ihnen zu zahmen Whiggismus der „Edinburgh Review“ zu vertreten und der geistige Mittelpunkt einer zu bildenden radikalen Partei zu werden. 1835—40 hatte der Sohn des James Mill, der berühmte John Stuart Mill, die Redaktion des Blattes geleitet und es zu großem Ansehen gebracht, das noch bestand, als Marian Evans unter Chapman in die Redaktion eintrat.

Es war eine Gesellschaft von wissenschaftlichen und litterarischen Größen ersten Ranges, unter denen sie leben und wirken sollte. Herbert Spencer, Lewes, Froude, Professor Edward Forbes[32]), W. E. Forster[33]), Mazzini, Miß Martineau und als Sterne zweiter Größe James Martineau[34]), Combe, Theodore Parker[35]) figurieren unter den Mitarbeitern. Und litterarische und künstlerische Berühmtheiten nicht bloß Englands, sondern aus fast allen Ländern Europas bilden ihren täglichen Verkehr; es ist eine wahrhaft imponierende Reihe von Namen, die in ihren Briefen erwähnt werden. Da sind die englischen Dichter und Schriftsteller: Dickens, Carlyle,

Grote, Huxley, Ellis, Francis Newman[36]), Mackay, Miß Bessie Parkes, Arthur Helps, David Brewster[37]), die Shakspere-Darstellerin Helen Faucit; die amerikanische Dichtung ist vertreten durch Bryant, Frankreich durch Louis Blanc[38]), den Komponisten Berlioz[39]) und den Philosophen Leroux[40]), Schweden durch Fredrika Bremer und Deutschland freilich nur durch den Phrenologen Noël[41]).

Wir erwarten in den Briefen aus dieser Zeit eine interessante Schilderung von litterarischen Persönlichkeiten und Verhältnissen zu finden; wir werden sehr enttäuscht. Die Briefe, die sie vom Strand aus schreibt, sind selbst an ihre ältesten Freunde kurz, flüchtig und abgerissen gehalten; und es vergehen mitunter so lange Zwischenräume, daß jene sich verletzt fühlen und versöhnt werden müssen (vgl. den Brief an Sara Hennell vom 21. April 1852). Die redaktionellen Arbeiten, die zum größten Teile auf ihren Schultern lagen, gesellige Vergnügungen jeder Art, längere und kürzere Reisen, nach Schottland, in Bäder, zu den Brays, und ihr häufig wiederkehrendes altes Leiden, die Tage lang anhaltenden nervösen Kopfschmerzen, sind der Gegenstand ihrer flüchtigen Bemerkungen, und lassen ihr zu längeren Expektorationen keine Zeit.

Im Beginne ihres Londoner Aufenthaltes nahm sich Mackay, der ihr den Stoff zu ihrem ersten Essay geliefert hatte, besonders freundlich ihrer an; führte sie in London herum und in seine Häuslichkeit ein. Ebenso gern gesehen war sie in der Ellisschen[42]) Familie. Im folgenden Jahre trat sie in ein intimes Verhältnis mit der Parkesschen Familie, besonders mit Bessie Parkes[43]), der späteren Madame Belloc, mit der sie eine ihr Leben lang dauernde Freundschaft schloß. Durch sie lernte sie Barbara Smith, die spätere Madame Bodichon kennen, die ebenfalls bis an ihr Ende zu ihren intimsten Freundinnen gehört hat, wovon ein umfangreicher und interessanter Briefwechsel Zeugnis ablegt. Ebenso

begann ihr lebenslanges Verhältnis mit Mrs. Peter Taylor schon in dieser Zeit.

In einen freundschaftlichen Verkehr trat sie ferner mit dem Phrenologen George Combe[44]), den sie schon aus dem Brayschen Hause kannte. In jener Zeit scheint sie an die Phrenologie, wie viele andere, geglaubt zu haben. Sie nennt ihn einen „Apostel, der einen guten Kampf gekämpft hat und nun in Frieden den Rückblick darauf genießen kann". Combe lebte zwar in Edinburg, aber er kam wiederholt nach London, und veranlaßte George Eliot im Oktober 1852 zu einem mehrwöchentlichen Besuch.

Von anderen litterarischen Größen trat ihr zuerst nahe die schwedische Romanschriftstellerin Fredrika Bremer, welche eine ihrer vielen Reisen nach London und zufällig auch zu Chapman in Pension geführt hatte. Sie war damals gerade 50 Jahre alt[45]) und fast ein Vierteljahrhundert (seit 1828) schriftstellerisch thätig; anfangs mit phantasielosen Erzählungen von plattem Moralgehalt die Halbbildung erfreuend, hatte sie sich in den vierziger Jahren auf die Tendenzschriftstellerei geworfen und kämpfte nun in ihren Romanen für die Frauenemanzipation und die Verwirklichung gewisser religiös gefärbter sozialistischer Ideen. Es waren wohl ihre in fast alle europäischen Sprachen übersetzten Romane, die George Eliot früher mit den Brays gelesen und — wie es scheint — mit Interesse gelesen hatte. Denn sie fühlte sich von ihrer Persönlichkeit schmerzlich enttäuscht. „Jedesmal wenn ich sie ansehe", schrieb sie an Mr. Bray, „muß ich mir vergegenwärtigen, daß es wirklich Fredrica Bremer ist. Sie ist für Auge und Ohr gleich unsympathisch. Ich habe niemals eine Persönlichkeit von ihren Jahren gesehen, die weniger meine rein instinktive Verehrung erweckt hätte." Bald darauf nahm sie freilich ihr absprechendes Urteil über „die große kleine Schriftstellerin" zurück, deren innere Eigenschaften doch wohl etwas anziehender gewesen sein müssen als ihre äußere Erscheinungen.

Ende Oktober 1851 muß die letztere London verlassen haben. — Über eine andere berühmte Frauenerscheinung, die Shakspere-Tragödin Helen Faucit, spricht sich George Eliot dagegen mit Begeisterung aus: „Ich habe mich ganz in sie verliebt. Sie ist das poesievollste Weib, das ich seit lange gesehen habe — es ist der unaussprechliche Zauber einer schönen Seele, der sich in ihrem Antlitz, ihrer Stimme und in ihrem Benehmen fühlbar macht." Die Berührung mit der nachmaligen Lady Martin[46]) scheint indessen eine nur ganz vorübergehende gewesen zu sein. —

Von Carlyle erfahren wir ein paar ärmliche Anekdoten. George Eliot richtete an ihn die Bitte, der „Westminster Review" seine Feder zu leihen, die er mit den Worten „Wir wollen sehen" abwehrte. Es ist uns nicht bekannt, ob er jemals die Bitte erfüllt hat; seine Antezedenzien als Mitarbeiter der „Edinburgh Review", seine nichts weniger als radikalen politisch-sozialen Ansichten machten es ihm sicher nicht leicht. — Der große Geschichtschreiber und Platoforscher Grote tritt als wohlwollender Vermittler zwischen George Eliot und Stuart Mill auf, den er zur Mitarbeiterschaft bestimmt. — Das ist alles, was wir von dem letzteren erfahren. — Huxley, der bis dahin noch nichts geschrieben, aber sich an einer mehrjährigen wissenschaftlichen Expedition beteiligt hatte, ist der Mittelpunkt einer Abendgesellschaft. — Der Dichter Bryant, der den Chapmans einen Besuch abstattete, ist weiter nichts als „ein angenehmer, ruhiger, ältlicher Mann". Mehr Zeit und Worte hat die Verehrerin Wordsworths für sein amerikanisches Spiegelbild nicht übrig. — Von Mazzini finde sie, daß man seine Reden besser liest als hört.

Zwei ihrer innigsten späteren Verehrer lernte sie ebenfall um diese Zeit kennen. Der eine war Sir Arthur Helps, der obgleich nur zwei Jahre älter als George Eliot, sich als Geschichtschreiber und humorvoller Essayist, bereits einen bedeutenden Namen gemacht hatte[47]). — „Er ist ein schlichter Man

mit kurzgeschnittenem Haar; hat eine ruhige, humorvolle Art zu sprechen, wie seine Bücher." — Der andere war der große Dickens, den sie freilich jetzt erst aus der Ferne bewundern durfte; ihre erste persönliche Berührung fällt sechs Jahre später. Sie sah ihn in einem Schriftsteller-Meeting in Chapmans Hause (4. Mai 1852), wobei er den Vorsitz führte. Sein Ruhm hatte damals den Gipfel erreicht — 1850 war sein bester Roman „David Copperfield" erschienen. Wiederum fühlte sich George Eliot — entgegen vielen anderen Schilderungen — von seiner Erscheinung enttäuscht: „Kein Wohlwollen im Gesicht und, ich glaube, wenig im Schädel" — wie scharf ist diese phrenologische Wendung, die durch die Beschreibung des Vorderkopfes, wo das Organ des Wohlwollens sitzen soll, noch weiter geführt wird. — „In der That, nichts ist an ihm, das ihn vor anderen auszeichnet — er ist weder hübsch noch häßlich, weder fett noch mager, weder groß noch klein." Überhaupt finden wir in diesen und den früheren Jahren, in Briefen und Essays eine Reihe von scharfen, absprechenden Urteilen über Personen, die wohl nur auf jenen augenblicklichen, starken Gefühlseindrücken beruhen, denen die Künstlerseele unterworfen ist; denn sie werden mit großer Leichtigkeit umgestoßen und in ihr Gegentheil verkehrt, sobald andere Eindrücke an die Stelle jener ersten treten. Wäre der reizende Brief, den sie über ihre „Szenen aus dem Leben der Geistlichkeit" von Dickens empfing, jetzt schon geschrieben gewesen, dann hätte sie die Gesetze der heiligen Phrenologie sicherlich eher für Lügen erklärt, ehe sie den Kopf dieses Menschenfreundes nicht durch und durch von Wohlwollen erfüllt gefunden hätte.

Mit drei hervorragenden Persönlichkeiten des litterarischen Kreises trat sie in eine besonders enge und dauernde Beziehung: es waren Miß Martineau, Herbert Spencer und Lewes. Sie verdienen darum eine eingehendere Behandlung.

Harriet Martineau war geboren 1802 in Norwich, also

17 Jahre älter als George Eliot. Sie war fast die jüngste von ihren acht Geschwistern und noch sehr jugendlich, als ihr Vater, der Fabrikant war, sein Vermögen verlor, und sie, obgleich schwach und kränklich, auf sich selbst gestellt war. Ein gesunder Geist, eine tüchtige Phantasie und eine umfassende Bildung wiesen ihr den Weg, den sie zu gehen hatte. Schon sehr früh in den Zwanzigern begann sie mit schriftstellerischen Arbeiten, zuallererst mit „Andachtsübungen für die Jugend" (1823), dann kleinen, lebendigen Erzählungen, die eine nicht unbedeutende poetische Gestaltungskraft verrieten. Im Laufe der Zeit war sie eine begeisterte Verehrerin Benthams geworden und beschloß für seine Lehre zu wirken. Von ihrem dreißigsten Jahre ab hat sie mit wenigen Ausnahmen nur sozialpolitische Tendenzschriften geschaffen, in allen denkbaren Formen, als Flugschriften, Essays, systematische Darstellungen, als Geschichte, als Erzählungen und Romane.[48]) In all diesen Schriften legte sie viel geringeres Gewicht auf gründliche Geschichtsforschung, auf ästhetisch vollendete Komposition, als auf die Durchfechtung gewisser Ideen. Um so mehr spricht es für die Glücklichkeit ihrer Anlagen, wenn ihre Romane dennoch unzweifelhafte poetische Vorzüge besitzen. Als George Eliot sie durch Vermittelung der Brays am 17. April 1845 kennen lernte, stand sie bereits auf der Höhe ihrer litterarischen Erfolge und hatte sich ein Vermögen erworben. Im Beginne des Jahres 1852 besuchte sie unsere Dichterin in London und lud sie auf ihren Landsitz Ambleside am Windermeresee ein. Im Oktober, nachdem George Eliot die Combes in Edinburg verlassen hatte, stattete sie ihren Besuch bei Miß Martineau ab und wurde auf die liebenswürdigste Art von ihr aufgenommen. Durch die lebhafte Mitarbeit der letzteren an der „Westminster Review" blieben die Freundinnen fortgesetzt in freundschaftlichem Verkehr, der durch die wiederholt ausgesprochene Bewunderung George Eliots für die schriftstellerischen Fähigkeiten Harriet Martineaus Nahrung empfing. Sie nennt sie

„die einzige Engländerin, welche die Kunst zu schreiben gründlich versteht.“ — Einige Jahre später freilich erlitt das intime Verhältnis eine Störung, die George Eliot sehr nahe ging.

Daß Miß Martineau einen hervorragenden Einfluß auf die Geistesentwickelung unserer Dichterin gehabt habe, ist nicht wahrscheinlich — ihre Schriften bilden nur einen Posten in der Summe von gleichartigen Einflüssen, die, von allen Seiten auf sie eindringend, ihrer Lebensanschauung die dauernde Richtung gaben. Wohl aber gilt das von Herbert Spencer. Denn daß George Eliot „fertig“ aus Coventry nach London kam, diese Ansicht, selbst wenn Lord Acton sie aus dem Munde der Dichterin selbst hätte, verdient nur sehr beschränkten Glauben: nur insofern, als damals ihre Abkehr vom Kirchentum, die Begründung ihrer Lebensanschauung auf andere Prinzipien als die des christlichen Glaubens allerdings definitiv entschieden war. Daß sie damals noch nicht fertig war, erhellt mit absoluter Sicherheit, wenn wir den religiösen, sittlichen, politischen Standpunkt ihrer Essays dem der Dichtungen gegenüberstellen, welcher letztere hinsichtlich seiner Höhe mit jenem gar nicht verglichen werden kann. Es steht auch positiv fest, daß die spinozistischen Einflüsse im Laufe der Fünfziger von anderen mächtigeren verdrängt werden, für welche in Coventry durch die Lektüre von Hennell, Strauß und Brays „Philosophy of Necessity“ höchstens der Boden bereitet sein mag. Mrs. Bray konstatiert auf meine Anfrage, daß das Studium Comtes erst in London begann; daß aber Spencer viel tiefer auf sie eingewirkt hat als jener. Wenn man darauf hinweist, daß Spencer damals erst Essays und seine „Social Statics“ (1851) geschrieben hatte, so beweist das nichts dagegen. Wie George Eliot ihn schon 1854 als den Entdecker umwälzender psychologischer Wahrheiten preist, während seine „Principles of Psychology“ erst im folgenden Jahre erschienen, so werden auch die Grundideen seiner Philosophie, deren systematische Ausarbeitung er im Jahre 1862 („First Prin-

ciples") begann, auch schon früher in ihm lebendig und r
außen mächtig gewesen sein. Wir werden später das Über
stimmende in den Anschauungen George Eliots und Spen
nachzuweisen suchen.

In den ersten Tagen ihrer Anwesenheit in London ler
sie den ein Jahr jüngeren Spencer kennen, dessen oben
nanntes Werk soeben erschienen war und Aufsehen erreg
Der Umgang zwischen ihnen wurde bald ein intimer; n
lesen, daß Spencer sie wiederholt ins Theater führt, daß
in Gesellschaften immerfort zusammentreffen und daß er bei d
zahlreichen Abendunterhaltungen in Chapmans Hause no
weilt, wenn alle anderen Besucher fort sind. Am 22. April 185
schreibt George Eliot: „Wir haben uns ausgesprochen un
finden, daß kein Grund vorhanden ist, weshalb wir nicht
viel wie möglich von unserer gegenseitigen Gesellschaft habe
sollten. Er ist ein guter, prächtiger Mensch, und ich komm
mir jedesmal besser vor, wenn ich mit ihm zusammen bin.
Das heißt doch wohl: sie hatten sich, offenbar gegenseitig vo
einander angezogen, die Frage vorgelegt, welches Verhältni
zwischen ihnen herrschen sollte und sie dahin entschieden, da
es kein verliebtes, sondern ein freundschaftliches sein sollt
Dann am 27. Mai: „Der hellste Punkt in meinem Leben i
nächst meiner Liebe zu alten Freunden, die erquickend ruhi
neue Freundschaft, welche Herbert Spencer mir schenkt. W
sehen uns jeden Tag, und pflegen eine hübsche cameraderie i
allem. Wäre er nicht, mein Leben würde recht öde sein." S
veranlaßt Brays, ihn mit ihr nach Rosehill einzuladen;
macht sie dagegen mit seinen Familienangehörigen bekann
und wenige Tage vor ihrer dauernden Verbindung mit Lew
fühlt sie sich zu einer Prophezeiung über die Dauer sein
Ruhmes begeistert: „Er wird in den Allgemeinen Biographi
von 1954 stehen," schreibt sie am 10. Juli 1854 an Sa
Hennell, als „Spencer, Herbert, ein originaler und tiefsinni
philosophischer Schriftsteller, besonders bekannt durch s

großes Werk . . . . ." (der Titel „Principles of Psychology" war demnach noch nicht bestimmt, und das Werk vielleicht erst im Kopfe Spencers vorhanden), „welches der Psychologie einen neuen Aufschwung gab und hauptsächlich beigetragen hat zu dem gegenwärtigen Stande dieser Wissenschaft, welcher im Vergleich zu dem, den sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erreicht hatte, ein hochentwickelter ist." Spencer hat George Eliot indessen früher berühmt gesehen, als sie ihn, und hat alle ihre Erfolge in reiner Freude mitgenossen bis an ihr Lebensende.

Inmitten dieser interessanten Gesellschaft ihrer zahlreichen neuen Bekannten vergaß die Dichterin ihre alten Freunde, die Brays und Sara Hennell, die im Frühling 1851 mit ihrer Mutter von Hackney (London) nach Coventry verzogen war, nicht; an sie ist die Hauptmasse ihrer Briefe gerichtet. Sara Hennell blieb nach wie vor die Einzige, „mit der ihre Seele vermählt war"; wenn wir die Überschwenglichkeit ihrer Liebe ermessen wollen, müssen wir den Brief lesen, den sie ihr nach dreimonatlichem Schweigen, wohl als Erwiderung auf gewisse freundschaftliche Vorwürfe schrieb (21. April 1852): „Wenn ein Wandel in meiner Liebe ist," sagt sie mit einem Anklange an eins der Shakspereschen Freundschafts-Sonette, „so besteht er nur darin, daß ich Dich liebe *mehr* als je, nicht weniger. Ich hege eine so vollkommene Freundschaft für Dich, als meine unvollkommene Natur nur empfinden kann — eine Freundschaft, in welcher hohe Achtung und Bewunderung gemildert sind durch ein blutsverwandtes Schwester-Gefühl und das glückliche Bewußtsein, daß ich Deine Liebe, wie unverdient auch immer, in Erwiderung habe. Ich vertraue fest, daß diese Freundschaft niemals zu erschüttern ist; daß sie dauern muß, so lange ich dauere, und daß die Annahme, sie könnte durch augenblickliche Gereiztheit jemals geschwächt werden, zu verächtlich absurd ist, um mich auch nur zu dem Versuch einer Widerlegung zu veranlassen. Dein ganzes Verhalten zu mir ist vom

ersten Tage unserer Bekanntschaft so edel und mitfühlend gewesen, daß ich, wenn ich Dich nicht herzlich liebte, tiefe Dankbarkeit empfinden würde — aber Liebe schließt Dankbarkeit aus. . . . Es ist sicher, daß ich niemals einen Freund — und wäre es der Gatte selbst — haben kann, der den Verlust jener Erinnerungen aus der Vergangenheit, die Dir gehören, ersetzen könnte. Glaube an meine Liebe für Dich, und daß sie dauern wird, solange ich Sinne habe, weil sie mit meiner besten Natur verwoben und nicht von Schwankungen des Benehmens abhängig ist, sondern von langer Erfahrung, welche den unbewußten Trieb früherer Zeit gerechtfertigt hat." — Dieses Bekenntnis erinnert — natürlich abgesehen von der Wortfülle, in der sich Frauenherzen zu ergießen pflegen — durch die Tiefe und Aufrichtigkeit der Empfindung an die schönen Worte Hamlets zu Horatio.

Auch mit ihrer Familie blieb sie seit des Vaters Tode in dauernder herzlicher Verbindung, besonders mit ihrer Stiefschwester, Mrs. Houghton. Chrissey, die in diesen Jahren durch den Verlust eines Kindes und ihres Gatten schwer getroffen wurde, machte sie zwei Besuche.

Die äußeren Begebenheiten ihres Londoner Lebens bis zum Juli 1854 lassen sich, soweit sie nicht gesellschaftlicher Natur sind, auf zwei verständige Entschlüsse reduzieren: da sie sich in ihren Arbeiten durch das sehr unruhige Leben in Chapmans Hause gestört sah, siedelte sie zum Oktober 1853 vom Strand nach Cambridge Street, in die Nähe des Hyde-Park über. Und da die redaktionellen Arbeiten, unter denen ebenso mühevolle wie undankbare Litteratur-Berichte obenan standen, sie von wertvollerem Schaffen abhielten, trat sie, wie es scheint (Brief an Sara Hennell vom 23. November 1853), im Herbst 1853 aus der Redaktion aus. Bald darauf faßte sie noch einen dritten Entschluß, der in Anbetracht des leidenreichen Glückes, welches er in ihr Leben brachte, so viel schwieriger zu motivieren ist, daß wir ihm ein eigenes Kapitel bewilligen müssen.

Zehntes Kapitel.

George Henry Lewes.

Derjenige Mann unter ihren Londoner Freunden, welchem George Eliot für die Dauer ihres Lebens am nächsten treten sollte, war George Henry Lewes.

Er hatte ein bewegtes Leben geführt, ehe er das Verhältnis anknüpfte, das für ihn der Hafen der Ruhe werden sollte. Geboren 1817 in London, gebildet in der durch ihren klassischen Unterricht angesehenen Schule in Greenwich, wurde er für den Kaufmannsstand bestimmt. Seinem Widerwillen gegen diesen Lebensberuf konnte er nur kurze Zeit widerstehen und ging dann zu medizinischen Studien über. Hierauf, etwa neunzehn Jahre alt, faßte er eine lebhafte Neigung zur Philosophie, welche ihre Nahrung empfing von einer merkwürdigen Gesellschaft, die sich allwöchentlich in einem Wirtshause an dem Red Lion Square (Holborn) versammelte. Miß Blind schildert die gemischten Elemente dieses philosophischen Clubs in folgenden Worten: „Hier freundschaftlich um das Feuer gesellt, stieß ein philosophischer Schneider mit einem Studenten der Medizin an, der tief in anatomische Studien versenkt war; ein Antiquar, welcher die Litteratur auf seinen Regalen verschlungen hatte, erörterte ihren Inhalt zum allgemeinen Besten; und ein wandernder amerikanischer Mystiker fand Gehör neben einem jüdischen Uhrmacher-Gehilfen, dessen Seele von Spino-

zismus ganz erfüllt war." Von dem letzteren wurde Lew zum Studium Spinozas angeregt und begann sogar e Übersetzung seiner Ethik. Während seines Aufenthaltes Deutschland (1838/39) beschäftigte er sich ebenfalls fast a schließlich mit der Philosophie. Im Jahre 1843 schrieb als Frucht dieser Studien einen Artikel über den großen P losophen, welcher nach Miß Blind „fast der erste Bericht ü ihn ist, der in England erschien." Und es ist wohl mögl daß dieser Artikel der Kern seiner einige Jahre später (18 erschienenen „Biographischen Geschichte der Philosophie"[49]) die sich noch heute vortrefflich liest, deren wissenschaftlic Wert aber wohl nur in einer Zeit, wo bessere Arbeiten ü dieses ungeheure Gebiet noch nicht existierten, überschätzt w den ist.

Von der Philosophie ging Lewes zur Dichtung über u verfaßte zwei Romane „Ranthorpe" (1847) und „Rose, Blanc and Violet" (1848), von denen der erstere von Charlc Brontë und Edgar Poe eine gewisse Anerkennung gefun haben soll, aber doch mit großer Deutlichkeit beweist, daß Lew kein Dichter war.[50]) Nach 1848 folgte eine Tragödie „T Noble Heart (Das edle Herz)," die in demselben Jahre einr in Manchester aufgeführt wurde.

Nun kam 1849 ein kurzes historisches Intermezzo in G stalt von „Robespierres Leben (The Life of Maximil Robespierre, with Extracts from his Unpublished Corresp dence)," das nach Miß Blind auch eine „Tragödie [— ab für den Verleger" war.

Indessen auch das Theater hatte immer für ihn eine gr Anziehungskraft besessen, und nun reizte es ihn, sich einmal Schauspieler zu versuchen, und „während er an der Ph sophical Institution in Edinburg Vorlesungen hielt, gab seinen gesetzten Zuhörern nicht geringen Anstoß, indem er u mittelbar darauf in der Rolle des Shylock auf der Büh erschien.[51])

Der Rest seines Wirkens hatte wenigstens die Einheit, daß er vom Jahre 1849 ab, wo er die Redaktion des Wochenblattes „The Leader (Der Führer)“ übernahm, bis zum Ende immer ein thätiger Journalist war, daneben aber, wie wir seines Ortes sehen werden, größere Werke auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte, Naturwissenschaft, Physiologie und Philosophie veröffentlichte. Kurz, er zeigte eine Vielseitigkeit der Begabung, die ohne eine gewisse Oberflächlichkeit nicht wohl denkbar ist.

„Er war ein leichtgebauter, gebrechlicher Mann, mit buschigem, gelocktem Haar und zottigem Bart und Augenbrauen. Er hatte einen vorstehenden Mund und graue, tiefliegende Augen unter einer breiten, schöngeformten Stirn. Von Natur beweglich, im Gespräch abspringend und sich gehenlassend, amüsierte und verletzte er seine Freunde abwechselnd durch die Munterkeit, Rücksichtslosigkeit und fröhliche Ungezwungenheit seines Benehmens und seiner Reden.“

In jungen Jahren hatte Lewes eine sehr schöne Frau geheiratet, von der er drei Söhne hatte. Welcher Art das Verhältnis der beiden Gatten war, darüber ist wenig in die Öffentlichkeit gedrungen. Nur soviel steht fest, daß es etwa in der Zeit, wo George Eliot nach London kam, den sittlichen Boden unter sich verloren hatte; daß Lewes die gesetzliche Scheidung beantragte, sie aber nicht erlangen konnte. Dieser letztere Umstand läßt für denjenigen, welcher das englische Recht kennt, nur zwei Erklärungen zu: entweder waren die Lewes zu Gebote stehenden Thatsachen nicht hinreichend gravierend oder hinreichend nachweisbar, oder er hatte durch zeitweilige Nachsicht das Recht auf Auflösung seiner Ehe verloren. Wie die Verhältnisse lagen, ist ein Familiengeheimnis, an dem wir, selbst wenn es uns bekannt wäre, nicht rühren möchten. Lewes betrachtete seine Ehe als virtuell gelöst und trennte sich von seiner Gattin.

Gleich in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit in London

lernte George Eliot Lewes durch Spencer kennen. Der er
Eindruck, den er auf sie machte, war kein günstiger; sie nen
ihn „eine Art von Miniatur-Mirabeau seinem Äußeren nac
Anfangs ist der Ton, in dem sie von ihm spricht, ein se
neutraler; auch seine geselligen Talente scheinen keinen groß
Eindruck auf sie gemacht zu haben. Erst im Beginn d
Jahres 1853 zeigt sich das erste Anzeichen eines tieferen I
teresses bei ihr. In dieser Zeit wehrt sie den Verdacht Sa
Hennells, daß Lewes der Verfasser eines nicht hervorragend
Artikels sei, mit ziemlicher Emphase ab. Im März find
wir in einem Briefe an die nämliche die Worte: „Der imm
muntere und amüsante Lewes hat wider meinen Willen ga
mein Herz gewonnen." Und daran knüpft sie die Bemerkun
„Natürlich billigt Mr. Bray die Empfehlung der Richter
Ehescheidungs-Sachen vollkommen" — die sich doch wohl n
auf einen Lewes erteilten Rat, auf Scheidung zu klagen l
ziehen können. Im April heißt es wieder: „Mr. Lewes h
ganz meine Achtung gewonnen, nachdem er manchen Tad
von mir zu hören bekommen hat. Wie einige andere M
schen ist er viel besser als er scheint." Gegen das Ende d
Jahres findet sich der Name Lewes immer häufiger erwähn
sie muß für „einen gewissen, der noch träger ist als sie", l
Korrekturen (für den „Leader") verrichten; sie nimmt aug
scheinlich den lebhaftesten Anteil an seiner Krankheit im Fri
jahr 1854. Daß aber das Gefühl, das zwischen ihnen herrs
mehr als ein gut kameradschaftliches ist, kann niemand a
ihrer Art, von Lewes zu sprechen, entnehmen; und ihre Freun
und Verwandten werden äußerst überrascht gewesen sein, a
sie erfuhren, daß die Reise, welche sie ganz plötzlich im J
desselben Jahres nach Deutschland antrat, ihre Hochzeitsre
war — wenn man diesen Ausdruck anwenden darf mit B
zug auf ein weder rechtlich noch kirchlich sanktioniertes V
hältnis.

Die Brays scheinen bei all ihrer Freidenkerei nicht

stande gewesen zu sein, den Gedankengang, welcher George Eliot zu diesem folgenschweren Schritte führte, zu verstehen. Denn der bis dahin so lebhaft mit ihnen geführte Briefwechsel bleibt vierzehn Monate unterbrochen. Dann, im September 1855, finden wir einen Brief George Eliots an Mrs. Bray, der offenbar eine Antwort auf eine nicht durchaus freundliche Kritik ihres Verhältnisses zu Lewes ist und eine Selbstverteidigung enthält: „Wenn es irgend eine Handlung, irgend ein Verhältnis in meinem Leben giebt, welches tief ernst gewesen ist und noch ist, so ist es mein Verhältnis mit Mr. Lewes .... Leichte und leicht zu zerreißende Bande wünsche ich weder in der Theorie, noch könnte ich in der Praxis für sie leben. Frauen, die sich mit solchen Banden begnügen, handeln nicht, wie ich gehandelt habe. Daß irgend ein ernsthafter, vorurteilsloser Mensch, welcher hinreichend mit den realen Lebensverhältnissen vertraut ist, meine Beziehung zu Mr. Lewes unsittlich nennen kann, kann ich nur begreifen, wenn ich mir klar mache, wie fein und kompliziert die Einflüsse sind, welche unsere Ansichten formen. Aber ich mache mir das klar und ... allerdings, von der Mehrzahl der Menschen haben wir niemals etwas anderes als Verurteilung erwartet. Wir leben nicht leicht dahin, außer daß wir, glücklich in einander, alles leicht finden. Wir arbeiten schwer, um für andere*) besser zu sorgen als für uns selbst und jede auf uns lastende Verantwortlichkeit zu erfüllen. Leichtfertigkeit und Hochmut würden für ein solches Leben keine genügende Grundlage bilden ... Ich würde nichts darauf geben, mich zu rechtfertigen, wenn ich Dich nicht liebte und wünschte, Dich von dem Schmerze zu befreien, den [ich] Dir bereitet habe ... Wenn wir einander niemals wieder nahe kommen sollten, liebe Cara, behalte diesen Glauben in Deinem Herzen, daß ich nicht unempfindlich und undankbar für all Eure Güte gewesen bin,

*) Lewes' Frau und Kinder.

und daß ich einer von den vielen Menschen bin, für welche Ihr nicht umsonst gelebt habt."

Ein französischer Kritiker (der Namen steht mir augenblicklich nicht mehr zu Gebote) vergleicht in einem der letzten Jahrgänge der „Revue des Deux Mondes" George Eliot hinsichtlich ihrer Stellung zur Ehefrage mit George Sand in einer für die erstere nachteiligen Art: George Sand habe sich in der Theorie zu dem bekannt, was sie in der Praxis ausgeübt habe; George Eliots Theorie stände höher — schade nur, daß es bloß die Theorie sei. — Man kann George Eliots illegale Vereinigung mit Lewes beklagenswert und verwerflich finden, und jenes Urteil dennoch schief und ungerecht nennen, ja, auch wohl boshaft, da dem Schreiber jene Stelle in dem gerade 1854 geschriebenen Essay über Madame de Sablé bekannt war: „Gott behüte, daß wir die französische Moral, besonders im Punkte der Ehe, verteidigen sollten!" George Eliot hat mit Recht einen beträchtlichen Abstand erblickt zwischen sich und jenen Frauen, denen „leichte und leicht zu zerreißende Bande" die bequemsten sind. Ein so unversöhnlicher Gegensatz, wie ihn der französische Kritiker erkennen will zwischen ihrer Theorie und ihrer Praxis — zwischen ihrer Verbindung mit Lewes und dem tiefen Ernste, mit dem sie in „Romola" und der „Mühle am Floß" die Heiligkeit der Ehe, ja selbst des Verlöbnisses predigt und in „Middlemarch" — in wie wundervoller Weise! — von einer unglücklichen Frau der anderen unzufriedenen predigen läßt — ist in der That nicht vorhanden. Sie würde allerdings in unser aller Augen als moralische Persönlichkeit so traurig dastehen wie in denen jenes leichtfertig urteilenden Franzosen, wenn sie diesen Schritt mit Bewußtsein gegen das Institut der Ehe, und nicht gegen die Thorheit des englischen Gesetzes-Buchstabens gerichtet hätte. Es besteht für alle mit diesen Familien-Verhältnissen Vertrauten kein Zweifel darüber, daß der Fortbestand des ehelichen Verhältnisses zwischen Lewes und seiner ersten Frau eine sitt-

liche Unmöglichkeit geworden war; das englische Gesetz aber kennt Fälle, in denen eine Ehe, deren Fortbestand für den einen oder den anderen Teil eine Schmach sein würde, dennoch nicht gelöst werden kann; in denen eine Trennung zwar Pflicht, aber eine Wiederverheiratung des sich Trennenden nicht erlaubt ist. Dieses Gesetz ist zweifellos hart und schlecht, und muß dem am härtesten vorkommen, dessen Lebensglück davon getroffen wird. George Eliot glaubte, dieses schlechte und grausame Gesetz nicht beachten zu sollen — das war ihr Vergehen, und kein Jota mehr. Daß sie Lewes Antrag angenommen haben sollte, wenn er als einziges Motiv seine größere Vorliebe für ihre Persönlichkeit als für die seiner ersten Frau gehabt hätte, das ist durch ihr ganzes Vor- und Nachleben, und einfach schon durch den in der That würdig gehaltenen Brief an Mrs. Bray ausgeschlossen.

Wir können nicht zweifeln, daß schwere innere Kämpfe diesem Schritte bei ihr vorausgegangen sind; sie glaubte, alles überlegt und richtig abgewogen zu haben, und wenigstens vor den ihr Nahestehenden die sittliche Unanfechtbarkeit ihrer Handlung vertreten zu können — nur die Achtung der Fernerstehenden, welche die nackte Thatsache ohne ihre Motive vor Augen sahen, glaubte sie, die arme, unbekannte Schriftstellerin, um Lewes willen opfern zu müssen. Und doch war alles, was sie von Vernunft- und Moralgründen sich vorsprach, in sich haltlos, eine Luftspiegelung ihrer berechtigten, aber unerfüllbaren Wünsche. Die Dichterin der „Romola" wußte jedenfalls — und stellt sich darin in einen gewissen Widerspruch mit ihrem früheren Selbst von 1854 — daß zu den Geboten hoher Bildung und hoher Sittlichkeit gehört und immer gehören wird die freiwillige Unterordnung auch unter ein hartes Gesetz; daß im besonderen die Gesetze, welche die Unverletzlichkeit der Ehe stützen, nicht zu denen gehören, die man ohne schwere Schädigung des Gemeinwohls mißachten darf; daß, wenn für die Festigkeit des ehelichen Bandes die persönliche Anschauung

allein maßgebend sein soll, es kein Mittel giebt, den V
dieses für das Kulturleben unerläßlichen und darum he
Instituts aufzuhalten. Die Verfasserin der „Romola“ h
diesen Schritt nicht gethan; sie hätte hier jene Entsagun
übt, die sie so erhaben darzustellen weiß. Und als die
wahren Bedeutung unkundige Schriftstellerin von 1854
that, wußte sie nicht, was sie damit that: Sie opfert
Freiheit des Blickes und der Rede für immer, für lange
ihre Stellung unter den ersten Frauen ihrer Zeit, und –
wiß nicht den größten — aber doch einen beneidensw
Teil ihres Nachruhmes: ein Grab in der Westminster-A
unter den größten Geistern des englischen Volkes.

Auch Lewes, und er vor allem, hätte wissen müssen,
er von ihr mit diesem Schritte verlangte; daß die g
Liebe und Aufopferung seinerseits ihr den moralischen V
in den Augen der Welt niemals vergüten könnte. Sowei
solcher Ersatz möglich war, wurde er geleistet durch das
sammenleben der Verbundenen, das ein volles Vierteljahr
dert lang ein sehr glückliches war. Ihre Temperamente
gänzten einander: das melancholische, tief gemütvolle,
Meditation geneigte Wesen George Eliots bedurfte der
gesetzten Anregung und Aufheiterung durch ein leichteres
turell wie das ihres beweglichen, mitteilsamen, witzigen
geistvollen Gatten. Ihre geistigen Interessen waren gl
auf dem Gebiete der Philosophie und auch wohl auf dem
schönen Litteratur; ihre gemeinsame Lektüre dagegen um
Werke aus jedem Zweige des Wissens. Jeder suchte, au
speziellen Domäne des anderen heimisch zu werden. Die
terin nahm den herzlichsten Anteil an den naturwissens
lichen Studien des Freundes und erwarb sich eine stat
Summe von Kenntnissen — fast zu ihrem Schaden; den
beschwert mit ihrer Gelehrsamkeit die Werke der Fiktion
unter in einer Weise, die an Jean Paul erinnert. Lewes
ihren poetischen Bestrebungen gegenüber der ästhetische

tiker, der ihr die Anerkennung, deren sie immer so sehr bedürftig war, in überreichem Maße zuteil werden ließ, und sie mit seinem Rate unterstützte, welcher freilich die Bedeutung, die George Eliot ihm in der Praxis beilegte, keineswegs immer verdiente. Der Charakter des Verhältnisses war der einer solchen gegenseitigen Hingabe und geistigen Durchdringung, wie sie zwischen zwei bei aller Vielseitigkeit doch ganz verschiedenen Naturen und Geistesrichtungen äußerst selten ist. Durch die ganze Masse der Briefe und Tagebuch-Notizen zieht sich eine ängstliche Sorge des einen um das Wohl des anderen, eine zarte Liebe, welche die Zeit nicht abstumpfen zu können scheint. Das rührendste und ein für Lewes fast beschämendes Zeugnis dafür ist die Widmung, welche George Eliot nach 22jähriger Ehe auf das Manuskript von „Daniel Deronda" schrieb. Sie lautet: „Meinem teuren Gatten, George Henry Lewes". Darauf folgen die schönen Verse aus Shaksperes 29. Sonett:

Ich wünscht' an Hoffnungen so reich zu sein,
Wie andre . . . .
In Kunst, in Freiheit manchen gleich zu sein,
Unfroh bei dem, was mir das Glück erkoren.
Zur Selbstverachtung treibt mich fast mein Sorgen,
Doch denk' ich Dein, ist aller Gram besiegt —
Der Lerche gleich' ich dann, die früh am Morgen
Helljubelnd auf zum goldnen Himmel fliegt.
So macht Erinn'rung an Dein Lieben reich,
Daß ich's nicht hingäb' um ein Königreich.

Die Reise der Gatten, die uns im nächsten Kapitel näher beschäftigen soll, ging über Antwerpen und Köln, wo George Eliot die flüchtige Bekanntschaft von David Strauß machte, den Rhein hinauf bis Coblenz, und von dort nach Weimar. Von hier wandten sich die Reisenden nach dreimonatlichem Aufenthalt nach Berlin, wo sie den Winter verlebten, George

Eliot neben reichlicher deutscher Lektüre mit Essay-Schreiben, Lewes mit seinem „Leben Göthes" beschäftigt. Am 13. März 1855 kamen sie wieder in Dover an. Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt hier, bezogen sie eine bescheidene Mietswohnung in London, von wo sie im Oktober nach dem nahegelegenen Richmond verzogen, immer eifrig mit journalistischen Arbeiten beschäftigt, um den Lebensunterhalt nicht bloß für sich, sondern auch für Lewes' drei Knaben und dessen erste Frau zu erwerben.

Am 1. November 1855 erschien Lewes' „Leben Göthes", mit dessen Erfolg sie sehr zufrieden sein konnten. Das Buch ist allerdings in blühendem Stile geschrieben und liest sich vortrefflich; und, wenn es auch den Ansprüchen exakter Litteratur-Forschung bei weitem nicht genügt, so sind doch auch wir Deutschen trotz der besseren Biographien, die wir jetzt besitzen, für die Verbreitung der Kenntnis von Göthes Leben dem Verfasser zu großem Danke verpflichtet: es hat in der Uebersetzung von Frese bei uns die 14. Auflage 1883 erlebt, in England 1882 erst die dritte.

Im Beginn des Mai 1856 statteten die Gatten den beiden an der Westküste Englands (am Kanal von Bristol) gelegenen Bädern Ilfracombe und Tenby einen längeren Besuch ab, der neben gesundheitlichen Zwecken auch wissenschaftliche verfolgte, indem Lewes Vorstudien zu seinen 1858 veröffentlichten „Seaside Studies" machte. Interessant ist die Schilderung dieses Aufenthaltes von George Elio — nicht zwar durch die zahlreichen zoologischen und botanischen Kunstausdrücke, wohl aber durch eine eigentümliche Seite, die in ihren bisherigen Briefen und Schriften nicht bemerkbar ist: die Verfasserin giebt von der umgebenden Szenerie Schilderungen, die sich von den bisherigen oberflächlichen landschaftlichen Beobachtungen, wie sie jeder Naturfreund macht, dadurch sehr wesentlich unterscheiden, daß sie bis ins einzelne sauber und schön ausgeführte, also beabsichtigte poetische Gemälde sind.

ir werden unwillkürlich an die Briefe Heinrich von Kleists
f seiner Würzburger Reise erinnert, in denen er sich eben-
lls übt, das, was gewöhnlichen Menschen als gewöhnlich
beachtet bleibt, in einem poetisch verklärten Gewande er-
heinen zu lassen. Dieser Beobachtung entspricht denn auch
ie Thatsache, daß sie in Tenby lebhaft, wenigstens in Ge-
anken, mit einem Romane, den sie schreiben wollte, beschäftigt
war. Wir befinden uns jetzt in derjenigen Entwickelungs-
Phase George Eliots, in der sie zu fühlen beginnt, daß sie zu
etwas Besserem bestimmt ist, als Rezensionen, Essays und
Übersetzungen namenlos in die Welt zu schicken.

Der Briefwechsel in der ersten Zeit nach der Verbindung
mit Lewes ist ein beschränkter. Ununterbrochen fortgedauert
zu haben scheint er nur mit Sara Hennell; vielleicht auch mit
Barbara Smith, die wiederholt von ihr freundschaftlich er-
wähnt wird — Briefe an sie aus dieser Zeit sind in der Croßschen
Sammlung nicht vorhanden. Auffallend ist, daß der nächste
Brief an Mrs. Bray nach jenem oben erwähnten erst vom 5. April
1857 ist, während sie an Mr. Bray wiederholt Briefe adres-
siert hat. An ihre Familienmitglieder zu schreiben, scheint sie
vor dem April 1857 keine Veranlassung gehabt zu haben.
Spencer war seinen beiden Freunden treu geblieben; selbst ab-
wesend, als sie heimkehrten, besuchte er sie, sobald er wieder
in London war.

Mitteilungswert ist eine Stelle aus einem Briefe an Mrs.
Peter Taylor (8. Juni 1856), die demnach zwei Jahre nach
dem bewußten Ereignis die frühere Freundschaft erneuert zu
haben scheint:

„Es ist niemals zu spät, großmütige Worte zu schreiben,
nd obgleich die Umstände wohl nicht gestatten wer-
en, uns einander in persönlichem Verkehr intimer
ahe zu treten, wird es mir immer ein froher Gedanke
in, daß Sie sich freundlich meiner erinnert und meine Hand-
ngsweise edel ausgelegt haben. Sie sind eine von den we-

nigen, die „ihre Einbildungskraft in den Dienst der Nächstenliebe zu stellen“ wissen. Ich habe so viel gelitten von Mißverständnissen, die durch Briefe veranlaßt sind, selbst alten Freunden gegenüber, daß ich niemals über private, persönliche Angelegenheiten schreibe, wenn mich nicht eine unabweisliche Pflicht oder Notwendigkeit treibt. Das Leben ist zu wertvoll, um in diesem Weben und Auflösen von falschen Eindrücken verbracht zu werden, und es ist besser, ruhig unter einer etwas falschen Beleuchtung dazustehen, als sie auf dem unsicheren Wege des Briefschreibens von sich abwehren zu wollen.“

Das und der oben citierte Brief an Mrs. Bray ist alles, was wir von den Leiden, die jener verhängnisvolle Schritt ihr bereitet hat, erfahren. Auch in ihren Tagebüchern, soweit sie Mr. Croß mitteilt, beobachtet sie ein beharrliches Schweigen darüber. — Nun kommt eine Zeit, die mit ihrem Glanze den einen Flecken ihres Lebens unkenntlich machen soll.

Elftes Kapitel.

George Eliot und Deutschland.

Es ist sehr schwer, über irgend einen unserer Nebenmenschen ein rein objektives Urteil zu fällen: wenn es unserm ernsten Bemühen selbst gelänge, die feinsten Triebfedern seines Handelns zu erkennen, die Verhältnisse und Umstände, welche seinem Willen von Anbeginn die Richtung gaben, seinen Charakter formten, klar zu durchschauen, so würden doch nur wenige von uns der unwillkürlichen Regungen unseres Egoismus so weit Herr werden können, daß nicht das Bewußtsein unseres eigenen Wertes in irgend einer Erschwerung des fremden Fehlers, in irgend einer Erleichterung des fremden Verdienstes zu latentem Ausdruck gelangte. Was unter Individuen schwer ist, scheint unter Nationen nahezu unmöglich zu werden. Freilich, welche Hindernisse haben wir zu überwinden auf dem Wege, der uns aus dem Nebel nationaler Befangenheit auf den Standpunkt führt, von wo aus wir das ganze verwickelte Getriebe eines fremdartigen Lebens klar zu durchschauen vermögen! Wie viele nationale Vorurteile und Idiosynkrasien haben wir in uns auszurotten, wie vielen liebgewordenen Gewohnheiten und Genüssen zu entsagen, wie viele Anschauungen und Bestrebungen aufzugeben, um auf dem fremden Boden so heimisch zu werden wie auf dem mütterlichen, der uns den Saft zum Keimen und Reifen gab! Ein seltenes Zusammen-

treffen spezifischer Gaben und Eigenschaften und günstiger äußerer Umstände gehört dazu, um zu einem kompetenten Urteil über eine fremde Nation befähigt zu werden.

Vor allen Dingen eine empfängliche Geschmeidigkeit des Wesens, die es ermöglicht, einen neuen Menschen anzuziehen, und neben dieser Assimilationsgabe eine tiefgewurzelte Treue, eine Festigkeit des Charakters, die unerschütterlich am angeborenen Alten hängt und die gewaltige Masse der neuen Eindrücke als Objekt sich unterthan macht, anstatt von ihr überwältigt und absorbiert zu werden. Persönlichkeiten, die als nationale Typen gelten können, werden zur richtigen Beurteilung fremder Nationalitäten wenig tauglich sein; halbblütige, schwächliche Konstitutionen werden urteillos in der neuen Nationalität aufgehen und vielleicht, wie Heine, ihr Vaterland mit Abneigung behandeln.

George Eliot gehörte mehr zu der ersteren Klasse von Charakteren — wie hätte sie sonst eine so bedeutende englische Dichterin sein können? Kein großer Dichter ist ohne nationale Beschränkung denkbar. George Eliot fühlte sich zu Deutschland hingezogen; sie hat sich mit Liebe dem Studium unserer Litteratur hingegeben; sie hat in neun längeren und kürzeren Besuchen alle Stämme unseres Volkes kennen gelernt; an stark entwickeltem Gerechtigkeitssinn hat es ihr ebenso wenig gefehlt wie an Urteilskraft; sie hat manche Vorzüge deutschen Wesens anerkannt und ist bestrebt gewesen, ihre Landsleute mit der hohen Bedeutung deutscher Bildung und Gesittung vertraut zu machen — dennoch hat sie manches Urteil über uns gefällt, das wir als Verkennung bezeichnen müssen; ist sie zu ausschließlich Engländerin gewesen, um uns nicht wiederholt zu sagen, was ihr als Engländerin an uns gefiel oder mißfiel; hat sie einseitig, ja kritiklos den Wert englischer Leistungen auf geistigem Gebiete den Deutschen gegenüber erhoben.

Im 21. Lebensjahre begann sie das Studium des Deutsche

mit großem Eifer; in demselben Jahre las sie „Maria Stuart" und kam weit genug, um lyrische Gedichte ins Englische übertragen zu können. Nach ihrer Übersiedelung nach Coventry 1841 empfing sie frische Anregung für ihre Bestrebungen in der Brayschen Familie, die gleichfalls ein großes Interesse für die deutsche Litteratur hegte. In diesen Jahren erteilt sie ihrer Freundin, Miß Sibree, bereits deutschen Unterricht, und im vierten Jahre nach Beginn ihrer Studien (1844) macht sie sich an die äußerst schwierige Aufgabe einer Übersetzung des „Lebens Jesu" von Strauß, die sie glänzend löst. Wie philologisch scharf ihre Erfassung der deutschen Idiotismen ist, zeigt sich bei dieser Gelegenheit an einigen interessanten Beispielen.

Es handelt sich z. B. um die Übersetzung des Wortes „Partikularismus"; ein Freund rät ihr, es mit „habits of thought (Anschauungsweise)" wiederzugeben; sie findet den Ausdruck vollkommen unzutreffend und meint, daß das englische Wort „exclusiveness (Exklusivität)" dem Deutschen am nächsten käme, aber „Partikularismus" schließe noch eine andere Bedeutungs-Nüance in sich als jenes; man könne es im Englischen nur umschreiben oder müsse das deutsche Wort einfach hinübernehmen. Ganz richtig: in „exclusiveness" liegt nicht die Wahrnehmung der eigenen Interessen, welche das deutsche Wort in sich begreift; und dem „Partikularismus" kommt es weniger an auf das Ausschließen anderer Anschauungen und Interessen als auf das Geltendmachen der Sonder-Interessen und Sonder-Anschauungen eines beliebigen größeren oder kleineren Gebietsteiles eines Staates.

Oder Strauß spricht von einem „notwendigen Übergang er Kritik in das Dogma". Das englische Wort „dogma" zeichnet immer nur ein einzelnes Dogma. Die Übersetzerin kennt, daß „dogmatism" unpassend sein würde, weil es die bjektive geistige Richtung bezeichnet, während hier doch die ache, die „positive (vielleicht noch besser: doktrinäre) Theologie"

gemeint ist. Sie bildet daher das ganz entsprechende „dogmatics", das seitdem denn auch, freilich noch als deu Fremdwort, in die englische Sprache aufgenommen word

In späteren Jahren ist sie sogar in der Lage, eine nommierten deutschen Gelehrten in der Erklärung eines schen Wortes erfolgreiche Opposition zu machen. In , und Leute" bezeichnet Riehl den „Philister" als „einen schen, der gleichgültig ist gegen alle sozialen Interessen, alles öffentliche Leben, soweit es seinen selbstischen und ten Interessen gegenübersteht; er hat keine Sympathi politische und soziale Ereignisse, ausgenommen insofe seine eigene Behaglichkeit, sein Wohlergehen berühren, in sie ihm Unterhaltungsstoff oder Gelegenheit zur Befried seiner Eitelkeit bieten. Er hat kein politisches oder so Glaubensbekenntnis, sondern ist immer der Meinung, ihm augenblicklich am gelegensten ist." Dem wider George Eliot; sie meint, „Philister" habe eine weitere A tung, sei „die Personifikation des Geistes, welcher alle einem niedrigeren Gesichtspunkte beurteilt, als die Sach langt — welcher die Gemeinde-Angelegenheiten vom egoi und rein persönlichen Gesichtspunkte beurteilt — welch nationalen Angelegenheiten vom Standpunkt seiner kom len Interessen aus beurteilt, und kein Bedenken trägt, d deutung des Weltalls vom menschlichen Gesichtspunkt zu bemessen." Als Beleg für ihre Erklärung führt sie G Verse an:

Ihr mögt mir immer ungescheut
Gleich Blüchern Denkmal setzen!
Von Franzosen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen.

Natürlich dachte Göthe hierbei am allerwenigsten an d stige Unreife auf politischem und sozialem Gebiet. — keine Frage, daß Riehl unrecht und George Eliot rec Philister ist der Mann, dem „der Zopf hinten hängt",

selbständigem, vorurteilslosem Denken, zu irgend einer Erhebung auf seelischem und geistigem Gebiet über die gemeine Alltäglichkeit unfähig ist. Wie wäre nach der Riehlschen Erklärung wohl das Wort „Bildungsphilister" zu rechtfertigen? Solch ein Mensch hat ja entschieden ein öffentliches Interesse an der Volksaufklärung: er hat es aber nicht, weil er von der Idee der Bildungsverbreitung tiefinnerlich durchdrungen ist und Willen und Kraft hat, sie zu verwirklichen, sondern weil der Beitrag zu den Bildungsvereinen unerheblich ist, weil er sein Bier an den Sitzungsabenden recht gemütlich trinkt, weil der Sitz im Vorstande ihm ein schmeichelhaftes Air in den Augen der Herren Mitphilister giebt, und vor allem weil er beschränkt genug ist, das bischen Wissen, das ihm seine Gemächlichkeit auf diesem ebenen Wege in sich aufzunehmen gestattet, wirklich für eine große Errungenschaft zu halten. Und wollte jemand das Wort „Fortschrittsphilister" gebrauchen, das nach Riehl eine contradictio in adjecto enthalten würde, so wäre logisch nicht das Geringste dagegen einzuwenden; es kommt eben nicht auf den Gegenstand des Interesses an, sondern auf die Motive und die Art der Bethätigung des Interesses: Philister giebt es auf jedem Gebiet.

In England selbst scheint George Eliot, nach ihren Briefen zu urteilen, vor ihrer Reise von 1849 keinen Deutschen kennen gelernt zu haben. Die ersten Bekanntschaften macht sie auf der letzteren, während ihres Aufenthaltes in Genf. Von den Frauen spricht sie mit Achtung und Liebe; die männlichen Specimina scheinen nicht gerade die empfehlendsten Vertreter unserer Race gewesen zu sein; sie schildert sie als unbeholfen, schweigsam und abgesagte Feinde jeder Galanterie. Diese ungünstigen Einzel-Urteile müssen zusammengewirkt haben, um ein gewisses Vorurteil in ihr zu erzeugen; denn unsere Individual-Charaktere wie unser Stammes-Charakter kommen fortgesetzt schlecht bei ihr weg.

Als sie bei ihrer Anwesenheit in Weimar (1854) Schöll

kennen lernt, den ersten Deutschen, der als ein schöner, stattlicher Mann von frischem, herzlichen Wesen ihren ganzen Beifall hat, weiß sie den Gesamt-Eindruck seiner Eigenschaften nicht besser wiederzugeben als mit den Worten: „Er hat sehr wenig von einem Deutschen.“ Das ist um so auffallender, als gerade die Thüringer, wenn auch nicht durch ihre körperlichen Dimensionen hervorragend, doch durchweg ein wohlgebildeter und ein freundlicher Menschenschlag sind. Nichtsdestoweniger findet sie in ihnen eine Schwerfälligkeit, die über die sonst in Deutschland übliche noch hinausgeht: „selbst ihre Blicke sind träge, wie die der pflanzenfressenden Vierfüßer“; sie kontrastiert das „stupide Wohlbehagen“ der Weimaraner mit der Ruhelosigkeit der Engländer, die ihr vorkommen wie „Aale in einem Topfe, wo jeder seinen Kopf über den des anderen emporstrecken will.“ Die nationale Voreingenommenheit dieses Vergleiches ist wirklich belustigend, wenn wir das Bild der starren Unbeweglichkeit, der eckigen Förmlichkeit, des ungezogenen Phlegmas, der seltenen Fähigkeit, die längste Zeit mit der nichtigsten Beschäftigung auszufüllen, dagegenhalten, das bei uns für den Typus des Engländers gilt. — „Es war ganz erfreulich,“ schreibt sie, „die guten Rindernaturen der Bürger (good bovine citizens) in ihrer ruhigen Art ihr Leben genießen zu sehen. Unähnlich unserem englischen Volke, ziehen sie das Vergnügen in Berechnung und scheinen regelmäßig einen Teil ihrer Zeit für die Erholung auszusetzen. Man glaubt, daß man noch etwas außer dem Geschäft und der Haushaltung im Leben verrichten müsse: die Frauen nehmen ihre Kinder und ihr Strickzeug nach der „Erholung“ mit oder gehen mit ihren Männern nach Belvedere oder irgend wo anders hin, wo eine Tasse Kaffee zu haben ist. Die „Erholung“ ist ein hübscher Garten mit schattigen Gängen, zahlreichen Tischen und Bänken, einer Musikhalle, einem Tanzsaal und einem Gasthause.“ Das wenig schmeichelhafte Epitheton im Beginn der Stelle zeigt, daß die intellektuelle Seite dieses

idyllischen Lebensgenusses nicht gerade die Bewunderung unserer Dichterin erregt. Sie hat aber diese ganze Erscheinung des deutschen Lebens als Engländerin, falsch erfaßt, sie hat den gemütvollen, ja poetischen Zug unserer Volksnatur, welcher der regelmäßige Genuß harmloser geselliger Freuden ohne Glanz und Aufwand ein Bedürfnis geworden ist, nicht erkannt. Die Zeiten haben sich seit 30 Jahren bei uns sehr geändert: die Schwere des heutigen Existenzkampfes läßt wenigstens dem deutschen Manne nur geringe Zeit zur Befriedigung dieses tiefinneren Bedürfnisses, das aber immer noch stark genug ist, um ihm das Leben im Auslande, z. B. in England, wo er auf diese Freuden ganz verzichten muß, arm und ungenießbar erscheinen zu lassen.

Eine ausführliche Schilderung unserer stumpfen, „bovinen" Natur findet sich in ihrem Essay über Heine: „Dem typischen Deutschen ist es gleichgültig, ob sein Thürschloß schließt oder nicht; ob seine Theetasse mehr oder weniger als einen Zoll dick ist; ob in seinem Buche jedes zweite Blatt lose ist oder nicht; ob sein Tischnachbar bei seiner Unterhaltung mehr oder weniger brüllt; ob die Zähne der Geliebten spärlich und in großen Zwischenräumen stehen oder nicht. Dieselbe Unempfindlichkeit hat er für Zeitunterschiede. Wir haben Deutsche das Wort „Langeweile" brauchen hören und uns im stillen gewundert, was es nur sein kann, das in einem Deutschen Langeweile erzeugt. Nicht die allerlängste Tragödie, denn wir sind dabei gewesen, wie er sie „höchst fesselnd" nannte; nicht das allerabstruseste Buch, denn er findet Genuß an seiner „Gründlichkeit"; nicht die langsamste der Reisen in einem Postwagen, denn je langsamer die Pferde sind, desto mehr Zigarren kann er rauchen, bis er sein Reiseziel erreicht." — Wir dürfen bei derartigen Expektorationen nicht unterlassen hinzuzusetzen, daß es in George Eliots Werken unendlich zahlreiche Stellen von viel geschmackvollerem Humor, viel ungetrübterem Scharfblick giebt, und daß nationale Idiosynkrasien gerade bei den

höchstentwickelten Typen einer Nation am stärksten vertreten zu sein pflegen. Erste, oberflächliche Reiseeindrücke, die später vielleicht von günstigeren verwischt sein mögen, darf man in diesen Ausführungen nicht sehen; sie finden sich eben nicht bloß in ihren Tagebüchern, sondern in ihren Essays, die sie kurz vor ihrem Tode durchgesehen und korrigiert hat.

Ebenso wenig anmutend wie die Menschen erscheint ihr die Lokalität, die auf sie den Eindruck erdrückender Kleinstädterei macht; selbst die fürstlichen Schlösser kommen ihr so einfach vor, daß ein englischer Lord es für unausführbar halten würde, in ihnen seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Sie kann es nicht begreifen, daß ein Geist wie Göthe in diesen engen Verhältnissen seine Befriedigung finden konnte. Nur um seinetwillen ist ihr Weimar eines Besuches wert; mit Lewes, der damals an seinem Leben Göthes arbeitete, studiert sie den Schauplatz seines Lebens und Wirkens und ist froh, daß dieses Interesse nicht durch Geselligkeit zersplittert wird; denn es ist gerade Sommer, die einzige Jahreszeit, in der die Deutschen einen „Waschungstrieb" empfänden, und die vornehme Welt weilt in den Bädern. So sind die Bekanntschaften, welche sie in Weimar macht, wenig zahlreich; es sind außer dem bereits genannten Schöll: Hoffmann von Fallersleben, Schade, der jetzige Professor der Germanistik in Königsberg, Rubinstein, der Schüler Liszt's, der sich damals vorübergehend dort aufhielt, und Liszt selbst. Besonders der letztere fesselte sie durch seine Liebenswürdigkeit und den genialen Vortrag seiner Kompositionen.

Nach dreimonatlichem Aufenthalt in Weimar siedelten die Reisenden im November nach Berlin über. Die preußische Hauptstadt vergleicht George Eliot mit Menschen, deren Gesicht zwar eine Reihe von Zügen, eine Adlernase, schwarze Augen u. s. w., aber keine Physiognomie aufweist: „wenn man es sieht, kann man beim besten Willen kein Gefühl der Überraschung empfinden oder eine Bemerkung über die Stadt

machen, die man nicht schon vorher gehört hat.“ Der Tiergarten macht ihr erklärlicherweise einen einförmigen Eindruck nachdem sie so lange in der reizenden Umgebung Weimars geweilt hat. Die königliche Bibliothek findet sie ärmlich, von ihr Bücher verlangen heiße „Eimer in leere Brunnen hinablassen.“ Auch von den Theatern weiß sie einige abschätzige Bemerkungen zu machen, die am ehesten beweisen, wie unfähig sie zu einem objektiven Vergleich der heimischen und der fremden Verhältnisse ist; denn jedem Deutschen oder Franzosen, der nach London kommt, fällt es in den ersten Tagen auf, daß das englische Theaterwesen in einer Weise darniederliegt, die auf den Gesamt-Bildungsstand des englischen Volkes ein höchst bedenkliches Licht wirft.*)

*) Wer als Mann von künstlerischem Interesse zum ersten Mal nach England kommt, ist äußerst gespannt, Shakspere in seinem Vaterlande dargestellt zu sehen; er hält es für selbstverständlich, daß die Dramen dieses Dichters mindestens dieselbe hervorragende Rolle in dem Repertoir der dortigen Theater spielen werden wie bei uns. Seiner wartet eine klägliche, fast unglaubliche Enttäuschung: wer Shaksperes Dramen mustergültig vorgeführt haben will, muß ebenso wenig nach England gehen, wie der, welcher gute Musik zu hören verlangt. Sieht er im Laufe einer Saison zwei derselben, so kann er von großem Glück sagen: wenn eine Bühne ein shaksperesches Stück auf ihr Repertoir nimmt, so gilt das allgemein für eine kühne That; die englischen Schauspieler rekrutieren sich so sehr aus den illitteraten Volkskreisen, daß sich nur hin und wieder unter ihnen jemand findet, der sich an die Interpretation des größten Dichters wagen darf. Das thatsächliche Verhältnis ist dem erwarteten und naturgemäßen entgegengesetzte: der Engländer, welcher seinen Shakspere in Fleisch und Blut sehen will, muß nach Deutschland kommen. — Welcher Verachtung und vollkommener Nichtbeachtung würde wohl bei uns eine Provinzial-Bühne anheimfallen, wenn sie, wie das bedeutendste und vielseitigste Theater Londons, das von Irving geleitete „Lyceum“, ein Repertoir von 8—10 Stücken hätte? — Man weiß überhaupt nicht recht, wo in England das theatralische Handwerk aufhört; man findet eben kaum den Anfang der theatra-

Und die Menschen? — Nun, sie bekennt, daß sie vortreffliche Männer dort kennen gelernt hat; daß Varnhagen „ein Mann von wirklicher Bildung, Freundlichkeit und Feinheit (nach dem deutschen Sinne des Wortes)“ sei; daß General von Pfuel*) (sie schreibt Pfuhl) ein schönes Beispiel von Ritterlichkeit im Verein mit höchster geistiger und geselliger Kultur sei; sie sieht in Fräulein Solmar das Ideal einer Salondame, die das „angenehmste Wesen“ mit dem vielseitigsten Wissen verbindet; sie bewundert die vornehme Persönlichkeit und das liebenswürdige Entgegenkommen des großen Rauch; sie ist entzückt von der harmlosen Gemütlichkeit des Philosophen, Litterarhistorikers, Übersetzers, Dichters Gruppe. Aber mit besonderer Genugthuung erwähnt sie Urteile, in denen die Deutschen den Engländern gegenüber den Kürzeren ziehen, so z. B. Du Bois-Reymonds „sehr entschiedenen“ Ausspruch, daß die deutsche Zivilisation der englischen nicht ebenbürtig sei. Der Schauspieler Dessoir gewinnt ihr ganzes Herz durch das Glaubensbekenntnis: „Shakspere ist mein Gott, ich habe keinen anderen Gott.“ Der Porträtmaler Magnus, „ein scharfsinniger, intelligenter Mann, der einzige Deutsche, der ein Bewußtsein von den Schwächen seiner Landsleute zu haben schien,“ ist ihr ein lieber Freund.[52]) Und nach einem fünf Monate langen lebhaften Verkehr mit all diesen hervorragenden Männern finden wir in ihrem Tagebuche das erheiternde Verdikt: „es fiel uns auf, daß wir während unseres ganzen sieben Monate langen Aufenthaltes in Deutschland nicht einen Witz, ja nicht einmal einen glücklichen Gedanken oder Ausdruck von einem Deutschen gehört haben.“ Danach muß die technische Sprachfertigkeit George Eliots im Deutschen, die

---

lischen Kunst. Wer aus einem solchen halbbarbarischen Zustande nach Deutschland oder Frankreich kommt, der ist nur zu zwei Empfindungen berechtigt: Anerkennung der höheren Zivilisation und — Bescheidenheit.

*) Der Freund Heinrich von Kleists.

niemals bedeutend war, damals eine recht beschränkte gewesen sein.

Das Gesamturteil über Deutschland und seine Bewohner, das Fazit dieser ersten Reise, fällt übrigens noch gnädig genug aus: „Schließlich lebt sich's in Deutschland ganz gut; und die Deutschen sind, um mit ihrem Mangel an Geschmack und Form auszusöhnen, wenigstens frei von der glaubensfesten Selbstgenügsamkeit (bigotry of exclusiveness) ihrer gebildeteren Vettern. Ich sehne mich sogar danach, wieder unter ihnen zu sein — Dresden und München und Nürnberg und das Rheinland zu sehen. Möge der Tag bald erscheinen!"

Der Tag erschien nach vier Jahren am 7. April 1858, wo George Eliot zu einem zweiten längeren Aufenthalt mit ihrem Gatten Lewes nach Deutschland aufbrach. Dieses Mal waren die Hauptziele der Reisenden München und Dresden. Es scheint, daß der süddeutsche und sächsische Volkscharakter ihr besser behagte als der norddeutsche; oder daß die erfolggekrönte Dichterin die Dinge mit milderen Augen betrachtete als die mit Arbeiten überlastete Journalistin, vor der die Zukunft trübe und verworren lag. Die Urteile über Menschen und Zustände sind freundlich und anerkennend, mitunter wird sie sogar von einer gelinden Begeisterung erfaßt, z. B. bei der Schilderung Nürnbergs. Absprechend behandelt sie nur den deutschen Gesang und die neuere deutsche Malerei. Was ihr in der königlichen Oper Genuß erweckt, ist die Musik allein, welche ihren Zauber fühlbar macht „trotz der deutschen Stimmen". Von den Werken Cornelius', Kaulbachs, Genellis kann sie keins bewundern: die Fresken von Cornelius kommen ihr „steif und abscheulich" vor; in den Skizzen Genellis „läßt sich kein auffallender Vorzug entdecken." Am entschiedensten eingenommen zeigt sie sich gegen den „verwickelten, ermüdenden, symbolischen Stil" Kaulbachs, dessen weltgeschichtliche Gemälde sie „gewaltige Charaden" nennt. „Er ist sicherlich ein hochbegabter Mann," schreibt sie nach der Besichtigung seines „Irrenhauses",

„aber ich glaube, er ist von dem rechten Pfade abgelenkt worden durch seinen Ehrgeiz, „weltgeschichtliche Bilder" zu produzieren, über welche die deutschen Kritiker in Verzückung verfallen können. Seine „Hunnenschlacht", welche das packendste von all seinen großen Gemälden ist, war das erste der Reihe. Als er es malte, war er einfach inspiriert von dem erhabenen Mythus, nach welchem die Geister der toten Krieger wieder aufstehen und in der Luft den Kampf fortsetzen. Sofort fingen die deutschen Kritiker an, wütend jenen gemeinen Tabak zu schmauchen, den sie „Ästhetik" nennen (— und dessen geringere und bessere Qualitäten in England verhältnismäßig wenig bekannt sind —) gaben ihm den Namen „weltgeschichtliches Bild", und seit der Zeit hat Kaulbach immerfort diese Gemälde zusammengebraut, in welchen er, anstatt einen einzelnen realen Moment zu wählen und auf die unendliche Symbolik alles Natürlichen zu bauen, den Versuch macht, uns auf einen Blick ein Nacheinander von Ereignissen zu geben — jedes durch eine Gruppe dargestellt, welche bedeuten mag — „alles was du willst, mein liebes Kind." Wir führen dieses Urteil an, nicht als ein neues Beispiel ihrer Voreingenommenheit gegen deutsche Leistungen — viele unter uns werden es unterschreiben und selbst solche, die nicht bloß Dilettanten sind — sondern als einen Beweis ihrer gesunden Auffassung auch auf anderen, ihr fernliegenden Kunstgebieten, und des Nutzens, mit dem sie Lessings „Laokoon" gelesen hat.

Am lebhaftesten fühlt sie sich hingezogen zu den Rittern der königlichen „Tafelrunde": Heyse, Bodenstedt, Liebig. „Heyse ist ein Dichter für Maler, ideal schön, wirklich glänzend in seiner Unterhaltung und von durch und durch gefälligem Wesen." Bodenstedt ist „ein reizender Mann", in seinem Gespräch „nicht ein Wort der Verkleinerung über irgend jemand — nichts, das dem Eindruck eines gebildeten Mannes von nobler Gesinnung, den er auf uns macht, Abbruch thäte". — „er ist ungeheuer unterrichtet, nach Art der Deutschen, aber

nicht im geringsten langweilig dabei." „Aber von Liebig sind wir wirklich entzückt; sein Benehmen ist reizend — leicht, anmuthig, wohlwollend und um so bedeutungsvoller hervortretend, weil er so ruhig und leise spricht unter den lauten Sprechern hier." Geibel scheint ihr weniger gut gefallen zu haben: „Er ist eine grobkörnige Persönlichkeit mit einer Stimme wie eine Kesselpauke, der seine Meinung über jeden Gesprächsgegenstand mit unerschütterlicher Entschlossenheit abgiebt. Aber es war doch recht viel Geist in seinen Bemerkungen." Ein besonders intimer Verkehr entwickelte sich auch zwischen den Reisenden und der Familie Siebolds, des vergleichenden Anatomen. Daneben aber fanden fortgesetzte gesellschaftliche Berührungen statt mit einer Reihe anderer hervorragender Männer, deren Bekanntschaft sie in München gemacht hatten[53]), sodaß sie, nachdem ihnen im Fluge drei Monate vergangen waren, die Stadt mit Bedauern verließen.

Von München begaben sie sich im Juli über Salzburg, Wien, Prag nach Dresden, um sich hier nach den zahlreichen in der bairischen Residenz genossenen Vergnügungen im strengsten Incognito ausschließlich der Arbeit und dem Kunstgenuß zu widmen. Im Beginn des September waren sie wieder in England.

Von den späteren sieben Reisen George Eliots, die Deutschland entweder zum Ziel hatten oder es nur berührten,[54]) ist wenig zu erwähnen: Urteile über die deutsche Gesellschaft finden sich nicht mehr; dagegen nimmt sie oft Veranlassung, die Fülle des Naturgenusses, die unser Land bietet, zu preisen.

Nur der zweite längere Aufenthalt in Berlin 1870 (1867 war sie nur vorübergehend dort) ist erwähnenswert; sie findet in den 16 Jahren seit 1854 „den Luxus in allen Formen so gewachsen, daß man nur hier und dort einen altmodischen deutschen Haushalt zu sehen bekommt." Die Leute sind sehr liebenswürdig zu ihr gewesen und haben sie mit Aufmerksamkeiten überhäuft. „Wäre ich gesund gewesen, würde ich wahrscheinlich mehr ergötzt als ermüdet gewesen sein von einer

Situation, wo man auf dem Sofa sitzt und sich einen nach dem andern vorführen läßt, um eine Verbeugung und immer das nämliche Kompliment in Empfang zu nehmen."

In demselben Jahre 1870 ist sie lebhaft erregt von dem furchtbaren Ringen der deutschen und französischen Race, welche sie, wie die meisten Engländer, fast gleichmäßig zu lieben scheint mit jener zwiespältigen Liebe, die das Kind seinen entfremdeten Eltern entgegenbringt, weil sie ihm beide das Leben gegeben haben. Schon nach den ersten Siegen — am 12. August — ist sie von dem schließlichen Erfolge der deutschen Waffen überzeugt. „Wir treten jetzt in die Periode", schreibt sie an Sara Hennell, „die auf den zukünftigen Geschichts-Tabellen als die Periode der deutschen Hegemonie verzeichnet werden wird." Sie ist „weniger bekümmert um das Blutvergießen als um das hassenswerthe Bauen auf Lügen" und sieht in der Niederlage Frankreichs die gerechte Vergeltung für das in diesem Lande herrschende Lügen-System. „Ich fühle herzliches Mitleid mit den Leiden des französischen Volkes", schreibt sie am 25. August, „aber ich glaube, diese Leiden sind besser für die sittliche Wohlfahrt der Nation, als der Sieg es gewesen sein würde. Der Krieg ist über sie heraufbeschworen worden durch eine verwerfliche Regierung; aber in der großen Mehrheit des französischen Volkes ist eine unsittliche Verherrlichung egoistischen Hochmutes großgezogen worden, welche, wie jede andere Eitelkeit, eine Art von Dummheit ist, die jede richtige Auffassung von dem, was außerhalb ihrer eigenen eitlen Wünsche liegt, ausschließt. Man erwartete, wie es scheint, von den Deutschen, daß sie wie Zinnsoldaten vor den Franzosen stehen sollten, bloß um niedergeschlagen zu werden. Es ist ganz richtig, daß der Krieg in gewissem Sinne der Kampf zweier verschiedener Formen der Zivilisation ist. Aber welchen Reiz für uns die südlichen lateinischen Racen auch haben mögen, es sollte uns nicht blind machen gegen die großen Beiträge, welche deutsche Energie nach allen Richtun-

gen hin zu dem gemeinsamen Kultur-Schatz der Menschheit geliefert hat. Und welcher Mensch, der nur ein wenig Gerechtigkeitssinn hat, könnte anders als mit ihnen sympathisieren in der gewaltigen Abwehr des französischen Anschlages, sie zu unterjochen und auseinanderzureißen. Wenn ich eine Französin wäre — möchte mein Jammer über die französischen Leiden noch so groß sein — ich glaube sicher, ich würde das französische Geschwätz über die „Prussiens" verabscheuen".

Dieser männliche Sinn, der auch das Furchtbare im Leben ruhig und gefaßt objektivieren kann, zerfließt dann im Verlaufe des Krieges, als das Würgen kein Ende nimmt, in humane Thränen: „Anfangs" schreibt sie am 2. Januar 1871, „konnte ich ganz mit den Deutschen fühlen, konnte mit Bezug auf die Kalamität, welche man „Sieg" nennt, sagen — ich freue mich darüber. Aber jetzt kann ich mich über nichts freuen. Kein Volk kann einen langen, wilden Krieg führen, ohne davon mehr oder weniger brutalisiert zu werden, und es schmerzt mich, daß die gebildeten Stimmen keinen höheren sittlichen Ton anschlagen können über nationale und internationale Pflichten und Aussichten. . . . Das Traurige ist, daß man so wenig thun kann". —

Am 7. Juni 1878 war sie zu einem Diner geladen, das Mr. Goschen dem deutschen Kronprinzen zu Ehren gab; die Beschreibung, die sie von ihm giebt, ist eine dem deutschen Patriotismus sehr wohlthuende. „Der Kronprinz ist eine wahrhaft imponierende Persönlichkeit, nach deren Namen man mit Spannung fragen würde, wenn man ihn für einen Privatmann hielte. Er sieht einer herrlichen antiken Büste ähnlich, und ist dabei in seinem Wesen herzlich und einfach, gab mir die Hand und bat mich, ich möchte es ihn wissen lassen, wenn wir das nächste Mal nach Berlin kämen".

George Eliot stellt sich uns in ihren Tagebüchern und Essays als eine Verehrerin und verhältnismäßig gute Kennerin

der deutschen Litteratur dar. Aus den recht genauen Angaben über ihre Lektüre entnehmen wir, daß sie sich von ihrem 21. Jahr bis zu ihrem Lebensende mit ihr beschäftigt hat, vorzugsweise freilich um die Zeit ihrer ersten deutschen Reise, in den Fünfzigern; in den dreißig Jahren vor und nach dieser Zeit kommt kaum ein deutscher Buchtitel auf je ein Jahr. In dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens erscheint ihre deutsche Lektüre sehr sporadisch, wenn wir auch zugeben wollen, daß sie einige Bücher mehr gelesen haben mag, als in ihrem Tagebuche verzeichnet stehen. Im Beginn ihrer Studien, in der Zeit ihres religiös-sittlichen Enthusiasmus, ist Schiller ihr Lieblingsdichter; von ihm scheint sie ihr Deutsch gelernt zu haben. Ihr angeborener Idealismus sog kräftige, dauerhafte Nahrung aus dieser ihr verwandten Individualität; sie blieb in Wahrheit immer eine tief religiöse Natur, wenn sie auch ebensowenig wie Schiller sich zu einer der bestehenden Kirchen bekannte. Gerade in der Mitte ihrer dichterischen Laufbahn hinter eine Reihe von Schöpfungen, in denen sie den Realismus als oberstes Kunstprinzip praktisch und theoretisch for und fort anerkennt, fällt „Romola", die heldenhafte Dulderin die unter den Trümmern ihres Glückes aufrecht erhalten wird durch den kategorischen Imperativ und so hoch über der gemeinen Wirklichkeit steht, wie nur eine Heilige stehen kann. Kein Kind ihrer Phantasie, das sagt sie uns selbst, ist mit so viel Schmerzen geboren, mit so viel Liebe großgezogen worden wie sie. Und neben dieser Elisabeth als Pendant steht der religiöse „Wallenstein" Savonarola. Die mehrere Jahre später gedichtete „Spanische Zigeunerin" strömt über von Schiller'schem Pathos. Und was ist Dorothea Brooke in „Middlemarch" anders als eine ins bürgerliche Leben versetzte Johanna?

Freilich erscheint in erstgenannter Dichtung das in seinsten Zügen psychologisch treue, erschütternd reale Bild eines Tito, zu dessen Schöpfung Schiller die lebendige Anschauung gefehlt haben würde, das eines Göthe würdig wä

Wenn wir den Einfluß, den beide Dichter auf George Eliot ausgeübt haben, abwägen, so ist der Göthes offenbar der größere. Er ist das dichterische Ideal ihrer reiferen Jahre: vom Jahre 1848 ab bis an das Ende ihres Lebens finden wir sie immer wieder mit Göthe beschäftigt,*) gern citiert sie seine Aussprüche, einfach und echt spricht sich an vielen Stellen ihre Bewunderung für die Schönheit seiner Dichtung aus, die doch keine blinde Begeisterung ist und Urteile, wie das über die „Wanderjahre" — „à mourir d'ennui" — nicht ausschließt. Göthesche Realistik ist das Ziel ihres künstlerischen Strebens, das sie freilich nicht erreicht: das lebhaft empfindende Weib kann sich zu absoluter Objektivität nicht erheben, überall in der Schilderung von Menschen und Ereignissen bricht ihr Mitgefühl hervor, uns für den Mangel künstlerischer Vollendung häufig entschädigend mit wahren Meisterstücken eines seelenvollen Humors; ihre realistische Kunstanschauung ist nicht so klar, ihre Kunstform nicht so rein wie die Göthesche, das regelmäßige Fehlen der poetischen Perspektive, die mangelhafte Ökonomie weisen den deteriorierenden Einfluß englischer Muster auf.

Lessing nimmt in ihrer Achtung ebenfalls eine sehr hohe Stellung ein; sie bewundert den „kräftigen, klaren und lebendigen Stil" seines „Laokoon", den Witz und die Satire der „Hamburgischen Dramaturgie"; sie glaubt, daß sein Namen ewig leben wird in dem „krönenden Werk" seines Lebens, dem „Nathan"; ist entzückt von „Minna von Barnhelm", kann aber nicht umhin, seine „Emilia Galotti" als einen „traurigen Mißgriff" zu empfinden.

Auffallend ist es nun, daß unter den Dichtern der klassischen Periode — von den unbedeutenderen ganz abgesehen — die Namen Herder und Wieland in ihren Tagebüchern

*) Noch in ihrem Todesjahre las sie mit Mr. Croß „Faust" und „Hermann und Dorothea", das letzte in ihren Tagebüchern verzeichnete Buch.

fehlen. Und was die Litteratur des 19. Jahrhunderts bet
so erstreckt sich ihre Kenntnis mehr auf wissenschaftliche
auf Kunst-Produkte; von Dichternamen finden wir nur
folgenden verzeichnet: Jean Paul, Gräfin Hahn-Hahn, H
Novalis, Geibel, Ludwig, von Hillern und Heyse, dessen
türe sie jedoch beiseite legte um Johnsons willen. Ge
Eliot kennt also im wesentlichen nur unsere drei größ
Dichter, von den übrigen wenige Dichtungen, wie sie ihr
Auswahl, zufällig in die Hände gelangt sind. Eine s
Kenntnis erhebt sie zwar über das Gros ihrer Landsleute
nichts von der deutschen Litteratur wissen, in die Reihe
50 bis 100 Höhergebildeten, die etwas von ihr wissen; be
tigt sie aber nicht im entferntesten zu einem Urteil über
deutsche Litteratur. Wenn sie dennoch ein Urteil gefällt
so hätte es höchstens zufällig richtig sein können, ist abe
Wirklichkeit, wie zu erwarten, schief und unrichtig ausgefa

„Deutschland hatte keinen großen Komödiendichter, ke
großen Satiriker hervorgebracht, und es hat das Versäu
bisher nicht nachgeholt; es hat nicht einmal einen her
ragenden Humoristen erzeugt." Dieses Urteil soll dem Ko
nach*) zugleich die Inferiorität der deutschen gegenüber
englischen Litteratur kennzeichnen. Die Behauptung,
Deutschland keinen bedeutenden Satiriker erzeugt habe,
gestellt in einem Essay über Heine, ist komisch genug;
müßte auch von einem, der über unsere satirischen Leistu
richten will, erwarten, daß er Wieland, Rabener, Lichten
Platen, Immermann u. a. wenigstens kenne. Und ist
land sehr fruchtbar an Satirikern gewesen? Gehört
Pope oder Swift, oder gar Hall zu der höchsten Ordnun
Satiriker? — Ein Cervantes, ein Rabelais ist in der engli
Litteratur ebenfalls nicht vorhanden.

Wir sind immer so wahrheitsliebend gewesen,

*) Essay über Heine. Tauchnitz Edition, S. 77.

kennen, daß ein Molière unserer Poesie versagt gewesen ist und vielleicht auch immer versagt bleiben wird; wir stimmen mit George Eliot vollkommen überein, daß wir ein wesentliches Ingrediens der komischen Komposition relativ wenig besitzen: den Witz. Daß aber der Witz allein noch nicht die große Komödie schafft, das sehen wir an Heine, der nach George Eliot eine einzelne, die Regel bestätigende Ausnahme ist; das sehen wir auch an unseren sächsischen Stammesbrüdern. Es ist sicher, daß der englische Volksgeist die scharfe Auffassungsgabe für Ähnlichkeit und Kontrast in viel höherem Maße besitzt als der deutsche; und dennoch — wie wenige hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Komödie hat er zu nennen? Shakspere. — Ja, Shakspere! — — Wenn sich aus einer Hügelkette ein gewaltiger Bergkegel in die Wolken erhöbe, würde man die Durchschnittshöhe der Hügelkette nach der Höhe dieses einzelnen Riesen bestimmen? Shakspere ist keine naturgemäße, naturnotwendige Evolution des englischen Volksgeistes, er ist ein Naturwunder; in ihm ist England ein Heil widerfahren; die Bedeutung der englischen Litteratur nach der Größe Shakspere's bestimmen, wäre nicht viel verständiger, als den Wert des jüdischen Volkscharakters zu bestimmen nach der sittlichen Erhabenheit jenes Einzigen, der der Welt gelebt hat und für alle Zeit der Welt gehört. Vor Shakspere müssen sich, wie schon Ben Jonson richtig gesagt hat, alle Litteraturen ohne Ausnahme beugen; er sollte in vergleichenden Höhenberechnungen keine Rolle spielen. — Außerdem aber giebt es nur eine Komödie in der englischen Litteratur, die von dauerndem Werte ist: Sheridan's „School of Scandal"*) ein Werk indessen, das kein Mann von poetischem Geschmack unserer „Minna von Barnhelm", unserem „Zerbrochenen Kruge" an die Seite stellen würde.

*) „The Rivals" sind eine naturunwahre Burleske ohne jeden feren Gehalt.

Ans Unglaubliche grenzt die Versicherung George Eliots, daß wir keinen „Humoristen von Bedeutung" besäßen — nachdem sie kurz vorher Jean Pauls Bedeutung, freilich nach ihrer eigentümlichen Auffassung, geschildert hat: „Der deutsche Humor zeigt gewöhnlich kein Gefühl für Maß, keinen instinktiven Takt; er ist entweder plump und ungeschlacht wie die Spielbewegungen eines Ungeheuers, oder ermüdend und unendlich wie ein lappländischer Tag. Aus diesem Grunde ist Jean Paul, der größeste der deutschen Humoristen, für viele Leser unerträglich und häufig ermüdend für alle. Hier, wie sonst, zeigt der Deutsche den Mangel jener zarten Auffassungsgabe, jenes Gefühls für feine Gradunterschiede, welches das Wesen des Taktes und des Geschmackes ausmacht und der notwendige Begleiter des Witzes ist." — Man sieht, die Dichterin laboriert schmerzlich unter den Schwierigkeiten, welche ihr die Form oder die Formlosigkeit Jean Pauls als Ausländerin bereitet hat; sie hat zum Kerne nicht vordringen können; was Wunder, daß sie die Schale so hart wie möglich findet? Und nur die Gewandung des Dichters schildert sie in den obigen Worten, den Dichter selbst nicht. Ihr Urteil ist ebenso falsch, wie wenn wir in ihren Romanen die umfassende Bildung, die tiefe Gelehrsamkeit, das große, vorurteilslose Denken, die eindringende Menschenkenntnis, die Fähigkeit zu kompliziertem Periodenbau anerkennen wollten, und weiter nichts. Trotz ihrer Vorliebe für wissenschaftliches Beiwerk, für philosophische Betrachtungen, für psychologische Untersuchungen, für Perioden, die ein gelehrtes Werk nicht gerade populär machen würden — trotz ihrer kompositionellen „Geschmack"- und „Tact"losigkeiten, in denen sie mit Jean Paul vielfache Ähnlichkeit hat, ist George Eliot doch eine große Dichterin. —

Wir wissen, die Zahl der bedeutenden englischen Humoristen ist groß — Eliot gehört selbst zu ihnen — aber keiner unter ihnen, bei dem sich die Gabe des Humors in höherem Sinne so rein und ausschließlich vorfände wie bei Jean Paul, selbst

terne nicht. Was ihm fehlt, um an Jean Paul heranzureichen, das ist die gänzliche Abwesenheit von Schärfe und Bitterkeit, das große liebevolle Herz unseres Dichters, dessen versöhnendes Lächeln sich niemals zu einem mephistopheliſchen Grinsen verzerrt.

Daß George Eliot von unseren Humoristen nur Jean Paul kennt, hätte ihr eine Veranlassung sein sollen, mit ihrem Urteil über dieses Gebiet unserer Litteratur zurückzuhalten. Ihre wissenschaftliche Bescheidenheit hat sie nun freilich bei dieser Gelegenheit nicht so ganz im Stiche gelassen, daß sie jenem obigen kühnen Urteile nicht eine wesentliche Restriction hinzugefügt hätte. „Wir machen natürlich keinen Anspruch auf eine erschöpfende Kenntnis der deutschen Litteratur; wir geben nicht nur zu, wir sind überzeugt, daß sie viele Produkte der komischen Gattung in sich schließt, von denen wir nichts wissen. Wir konstatieren nur das Faktum, daß kein deutsches Erzeugnis jener Gattung vor diesem Jahrhundert europäische Geltung gehabt hat — ein Factum, welches allerdings nicht die Summe des nationalen Humors bestimmen kann, das aber für die Qualität dieses Humors kennzeichnend ist.“ — Seltsame Behauptung! Wird etwa die europäische Geltung eines Litteraturproduktes von seinem inneren Werte bedingt, und nicht etwa von der Kulturstufe der einzelnen Nationen, die ihm gegenüberstehen, von ihrer Neigung oder Abneigung, auch aus den Erzeugnissen eines fremden Volksgeistes ihre intellektuelle Nahrung zu ziehen? Soll darum die deutsche Litteratur minderwertig als die französische oder englische sein, weil die Franzosen und Engländer in blinder Selbstberäucherung es bisher verschmäht haben und mit Ausnahme weniger Gebildeten es noch verschmähen, auch nur einen geringen Teil von den unermeßlichen Schätzen unserer nationalen Geistesarbeit sich anzueignen? Ist die Tüchtigkeit, die Kraft und die Größe eines Einzelnen darum nicht vorhanden, weil es Millionen von Ignoranten giebt, die nichts von ihr

wissen wollen? Bei uns in Deutschland muß man in die untersten Volkskreise hinabsteigen, um Menschen zu finden, die Shakspere nicht kennen; und solche, denen Molière, Racine, Rousseau, G. Sand, V. Hugo oder Goldsmith, Scott, Byron, Bulwer, Dickens, Tennyson unbekannte Größen sind, zählt man noch nicht einmal zu den Halbgebildeten. Wie sieht es dagegen in England mit der Kenntnis fremder Litteraturen aus? Wo fangen dort die gesellschaftlichen Kreise an, in denen man die Namen Göthe, Schiller, Kant — von anderen ganz zu schweigen — hin und wieder aussprechen hört? G. Eliot repräsentiert die allerhöchste Bildung ihres Landes und wie ungemein beschränkt ist ihre Kenntnis unserer Litteratur! — Die europäische Geltung eines Litteraturproduktes wird erst dann einen gewissen Maßstab für seinen Wert abgeben können, wenn nach unserem mehr als hundertjährigen Vorgange auch andere Nationen das Studium fremder Litteraturen als eine selbstverständliche Bildungsaufgabe betrachten werden, wenn sie in zahllosen Übersetzungen, so wie wir sie in Deutschland seit lange besitzen, der Masse des Volkes die fremde Geistesarbeit erschlossen haben werden. Wenn die andern Kulturvölker das hoch über ihnen liegende Niveau deutscher Geistesbildung einmal erreicht haben werden, dann erst wird eine gerechtere Würdigung unserer litterarischen Leistungen, als wir sie soeben gehört haben und hören werden, möglich sein. —

Das Urteil G. Eliots über deutsche Prosaisten ist nicht gerade erhebend zu nennen. Die deutsche Sprache, die sich so leicht und schmiegsam für alle poetischen Zwecke biete, meint sie, sei in der Hand der Prosaiker „schwerfällig, plump und langweilig". Die Prosa-Lektüre bereitet „eine ganz besondere Ermüdung, wie wir eine ganz besondere Ermüdung empfänden, wenn unser Spaziergang uns über aufgepflügten Lehmboden führte". „In den Bau einer deutschen Periode sei kein Grund zu finden, weshalb sie jemals zu Ende kommen sollte; man

nehme den Schluß nicht als eine Veranstaltung des Autors, sondern als eine Fügung der Vorsehung hin."

G. Eliot hat Recht mit Bezug auf diejenige Prosa, aus der sie hauptsächlich ihre Lektüre entnommen hat: die wissenschaftliche, aber auch hier nur in beschränktem Sinne, nur vom Standpunkte der Zeit aus, in der sie den Essay über Heine schrieb (1855). Hätte sie die Entwickelung dieser Prosa nach der Volkstümlichkeit hin, die ihr durch die massenhafte Mitwirkung unserer Gelehrten an der üppig emporblühenden periodischen Litteratur aufgezwungen wurde, verfolgt, so hätte sie im Jahre 1880 dieses summarische Urteil streichen müssen; denn sie hätte gewußt, daß unsere ersten Revüen aus allen Zweigen der Wissenschaft Artikel bringen, die sich hinsichtlich der korrekten und geschmackvollen Behandlung der Sprache mit den entsprechenden englischen Leistungen*) mindestens messen. Auch nach der architektonischen Seite hin haben unsere wissenschaftlichen Werke gewonnen, und wenn heute hin und wieder noch ein labyrinthischer Cyklopenbau der Gelehrsamkeit getürmt wird, so findet er seine Bewunderer nicht mehr.

George Eliot vergleicht unsere Sprache mit einer Dame des Mittelalters, die „hold und nachgiebig gegen ihren Sänger war, aber oft störrisch und abstoßend gegen ihren prosaischen rauhen Ehegenossen". Der Vergleich ist hübsch, aber er scheint uns das Gegenteil von dem zu beweisen, was bewiesen werden soll: nämlich daß unsere Sprache zur Schöpfung einer künstlerischen Prosa untauglich sei. Wie man es den Damen

*) Ich möchte nicht, wie George Eliot, ein Urteil aussprechen, das ich doch nur ungenügend begründen könnte; aber als Bewunderer Macaulay's habe ich die Empfindung, daß der wissenschaftliche englische Stil in den letzten Jahrzehnten an durchsichtiger Klarheit und Eleganz (besonders im Periodenbau) verloren hat. Man lese einen Essay von Macaulay oder der Revue de deux Mondes, gleich darauf einen neueren englischen Journal-Artikel, und man wird sich des deutschen Aufsatzes, den man nun folgen läßt, meist erfreuen.

des Mittelalters nicht zur Last legen darf, daß sie dem zarten Werben eher Gehör gaben, als dem brutalen Machtgebot, so kann auch nicht die Schuld an der Sprache gelegen haben, wenn sie Widerstand leistete, sobald man ihr Gewalt anthat. Eine Sprache, die allen poetischen Zwecken genügt, muß sich auch der Hand des prosaischen Schriftstellers willfährig zeigen, wenn er sie mit rücksichtsvoller Aufmerksamkeit behandelt. Für die Wahrheit dieses Satzes haben wir ein sehr frühes und ein unsterbliches Beispiel in unserem Lessing. Der Grund für die horrende Masse unverdaulicher Gelehrsamkeit, die in unserer Litteratur aufgespeichert ist, liegt in der langjährigen Geltung jenes Vorurteils, welches als ein böser Auswuchs des Strebens nach Sachlichkeit zu bezeichnen ist, des Vorurteils, das dem Gedanken gegenüber die Form nebensächlich sei — als ob nicht erst die Form dem Gedanken seine wirkende Kraft mitteilte.

Wenn George Eliot ihr Verdikt nicht blos auf die wissenschaftliche, sondern auf unsere gesamte Prosa, also auch die schönwissenschaftliche ausdehnt, so weiß sie eben nicht, daß neben den gelehrten Verballhornungen unserer Sprache immerfort wahre Meisterwerke beschreibender und erzählender Prosa einhergingen. Von prosaischen Musterschriftstellern kennt sie nur Lessing, Göthe, Heine, und von noch neueren Stahr und den Historiker Mommsen. Die Dutzende anderer Prosa-Künstler, die Wilh. von Humboldt, Thümmel, Gebrüder Grimm (Märchen), A. W. Schlegel, Börne, Fr. Th. Vischer (Kritische Gänge), die Historiker Becker, Niebuhr, von Raumer, Ranke, Varnhagen, Treitschke, die Dichter Kleist, Hauff, Keller, Freytag, Spielhagen, Scheffel, Wilbrandt (Leben Kleists, Novellen), Storm, Ebers, selbst Heyse kennt sie nicht genau. Wer die entzückende Schönheit der Sprache Heyses niemals genossen hat, der hat keine Ahnung davon, was die neueste deutsche Prosa zu leisten vermag, kein Recht, eine Meinung über sie abzugeben.

Daß nicht die Auffassungsgabe, nicht der Geschmack George Eliots, sondern nur ihre Unkenntnis an jenen Aussprüchen die Schuld trägt, zeigt die schlagende Sicherheit ihrer Urteile überall da, wo sie sich auf exploriertem, bekanntem Gebiet bewegt. Göthe's und Heine's Prosa vergleicht sie folgendermaßen: bei Heine findet sie „kristallinische Bestimmtheit und Durchsichtigkeit, schöne und mannigfaltige Rhythmik und alle jene feinfühlige Angemessenheit, jene glückliche Wahl des Ausdrucks und des Tones, die der höchsten Gattung der Prosa eigen sind. Heine hat bewiesen, daß es möglich ist, auf Deutsch witzig zu sein; wahrlich, wenn man ihn liest, sollte man meinen, Deutsch wäre die Sprache des Witzes par excellence, so biegsam, so fein, so treffend wird sie unter seinen Händen. Er ist weit mehr Artist als Göthe. Er hat nicht die Breite und Ruhe und die behagliche Entwickelung, welche für Göthes Stil charakteristisch sind, denn sie sind seinem geistigen Wesen fremd; aber er übertrifft Göthe in der Fähigkeit, die mannigfachen Gattungen der Prosa zu handhaben und in der Beherrschung ihrer Effekte. Heine ist voll von Abwechslung, von Licht und Schatten: epigrammatische Kraft, phantasiereiche Anmut; verschmitzte Verhüllung, scharftreffende Satire, alles steht ihm zu Gebot; und mitten hindurch läuft eine Ader von Trauer, Zartheit und Hochsinn, die den Dichter enthüllt." — Nicht minder schön ist der Vergleich der Göthe'schen und Heine'schen Lyrik: „Beide haben die gleiche meisterhaft vollendete Einfachheit und melodische Anmut; aber Göthes Empfindung hat einen größeren Zusatz von Gedanken — sein lyrischer Genius ist ein Fahrzeug von größerem Tiefgange als Heines, und wenn es auch mit gleicher Leichtigkeit dahinzugleiten scheint, so haben wir doch bei der Anmut seiner Bewegung die Empfindung größerer Schwere und Kraft. Aber gerade darum rührt Heine unser Herz tiefer; seine Lieder sind ganz Musik, ganz Gefühl."

Wie schwer sich George Eliot in einzelnen Urteilen ver-

griffen haben mag, so gehört sie doch zu jenen noblen Geistern, die sich bemüht haben, die nationale Kluft zwischen uns und unseren Stammesbrüdern zu überbrücken. Sie steht in diesem Bestreben neben Lewes und Carlyle, weniger mächtig, mehr im Kleinen wirkend, aber tief durchdrungen von dem Bewußtsein unseres Wertes, tief erfüllt von dem Wunsche nach der gegenseitigen Annäherung und Ergänzung unserer beiden Nationalitäten. „Alle Ehre Deutschland," ruft sie aus, „für die großen Thaten, die es für uns gethan hat. Es hat den schwersten Kampf um die Gedankenfreiheit gekämpft, hat die größesten Erfindungen hervorgebracht, hat die großartigsten Beiträge zu unserem Wissen geliefert, hat uns Schöpfungen der göttlichsten Poesie und die allergöttlichste Musik geschenkt. Wir beugen uns ehrfurchtsvoll vor den Werken des deutschen Geistes, wir speichern sie auf als Schätze."

Drittes Buch.

Sittliche Tendenz-Romane.

Zwölftes Kapitel.

Die „Szenen aus dem Leben der Geistlichkeit.“

George Eliot hatte schon lange den unbestimmten Gedanken mit sich herumgetragen, daß sie vielleicht einmal auch einen Roman schreiben könnte[55]; aber der Plan zu diesem Zukunftswerke hatte mit den Jahren immerfort gewechselt. Als sie schließlich ans Werk ging, war sie über das einleitende Kapitel, welches das Leben in einem Staffordshire-Dorfe schilderte, nicht hinausgekommen; und schließlich war sie an ihrer Befähigung zum poetischen Schaffen irre geworden. Der Gabe zur Beschreibung von Zuständen fühlte sie sich sicher; was ihr aber abzugehen schien, nennt sie mit einem jener unklaren Ausdrücke, denen wir in den ästhetischen Erörterungen unserer sächsischen Stammesgenossen so häufig begegnen, „dramatische Kraft“, und versteht darunter sowohl die Fähigkeit, eine komplizierte Handlung aufzubauen, als auch die Kunst, im Dialoge die Charaktere der handelnden Personen mit szenischer Greifbarkeit uns vor die Augen zu stellen.

Jenes einleitende Kapitel hatte sie zufällig mit nach Deutschland genommen und las es in Berlin eines Abends Lewes vor, der durch die Anschaulichkeit der Schilderung, durch die echt poetische Art, die Dinge zu sehen, höchlich überrascht wurde. Von dem Vorhandensein dichterischer Begabung

in seiner Gattin überzeugt, erklärte er ihr eines Tages: „Du mußt versuchen, eine Erzählung zu schreiben". Sie sollte sofort beginnen, sie zögerte. „Da, eines Morgens", so erzählt sie, „wie ich nachdachte, welches der Gegenstand meiner ersten Geschichte sein sollte, und meine Gedanken in einer Art von Halbschlaf verschwammen, bildete ich mir ein, ich schriebe eine Geschichte, deren Titel lautete: „Die traurigen Schicksale des ehrwürdigen Amos Barton. (The Sad Fortunes of the Rev. Amos Barton)." Sofort war ich wieder ganz munter und erzählte es George. Er sagte: „Oh, was für ein prächtiger Titel!" und von dieser Zeit an stand es in mir fest, daß dieses meine erste Geschichte sein sollte."

So wurde die erste der „Scenes of Clerical Life" am 22. September 1856 begonnen und am 5. November vollendet. Lewes ermunterte sie bei der Arbeit auf jede Art, zweifelte indessen im Stillen an ihrer Fähigkeit, einen guten Dialog zu schreiben und, wo es erforderlich war, Pathos zu entwickeln. Als er aber die Szene in Croß' Farm und gar den Schluß, die erschütternde Szene an Millys Sterbebette, gehört hatte, war jeder Zweifel besiegt. „Wir weinten beide darüber, und dann kam er zu mir und küßte mich mit den Worten: „Ich glaube, Dein Pathos ist besser wie Dein Scherz"".

Lewes sandte das Manuskript des „Amos Barton" nach Edinburg an den Verleger John Blackwood, dem er den Verfasser als seinen jungen Freund und einen schüchternen Anfänger auf der dichterischen Laufbahn vorstellte. „Nach meinem Urteil", schrieb er, „ist soviel Humor, Pathos, lebendige Darstellung und feine Beobachtung in dieser poetischen Gattung seit dem „Vicar von Wackefield" nicht entfaltet worden". Blackwood fand das Lob nicht übertrieben; er erkannte sofort, daß hier ein neues Talent entdeckt war, und schrieb zurück, daß er „Amos Barton" für sein „Edinburgh Magazine" annehmen würde,

sobald eine zweite der „Szenen" von gleichem Werte ihm vorläge. Diese bedingte Aufnahme und seine bei aller Anerkennung freimütige Kritik — in der es u. a. hieß: „Vielleicht verfällt der Verfasser in den Irrtum, die Charaktere der Handelnden zu sehr durch Beschreibung zu erklären, anstatt sie in der Handlung sich entwickeln zu lassen" — waren hinreichend, um Mrs. Lewes, die ihr ganzes Leben hindurch gegen jede nicht vollkommen zustimmende Kritik äußerst empfindlich blieb, in den Zustand tiefster Niedergeschlagenheit zu versetzen. Lewes nahm in dem folgenden Briefe Veranlassung, den Charakter „seines jungen Freundes" Blackwood auseinanderzusetzen: „Er ist ungewöhnlich sensibel und im Gegensatz zu den meisten Schriftstellern begieriger, etwas Vorzügliches zu leisten, als sich gedruckt zu sehen. Einem Mißerfolge würde er gänzliche Obskurität vorziehen; und unter einem Mißerfolge versteht er etwas, das die meisten Schriftsteller wahrscheinlich als einen Erfolg betrachten würden — so groß ist sein Ehrgeiz. Ich sage Ihnen das, damit Sie die leicht verletzte, ängstliche, ehrgeizige Natur verstehen mögen, mit der Sie zu thun haben." Blackwood hatte nicht im entferntesten eine derartige Wirkung seines Briefes beabsichtigt und erklärte sich nun ohne weiteres zur sofortigen Aufnahme des „Amos Barton" bereit: „Es ist lange her", schrieb er, „daß ich etwas so Frisches, Humorvolles und Rührendes gelesen habe." „Amos Barton" erschien im Januar 1857, als die Dichterin in ihrem 38. Lebensjahre stand, anonym. Sofort nach dem Erscheinen schickte Blackwood ihr die erfreulichen Berichte über eine nicht bloß gute, sondern geradezu begeisterte Aufnahme der kleinen Novelle; besonders beglückte sie, daß ein Geistlicher, Mr. Swayne, die Erzählung „in ihrer bezaubernden Zartheit" mit dem „Landprediger von Wakefield" verglichen hatte.

Was war nun Besonderes an der kleinen Dichtung, das in den Augen der Menschen so viel Rühmens verdiente?

Der Held ist eine Persönlichkeit, die wenig geeignet scheint, im Vordergrunde einer ernsten Handlung zu agieren. Wenn wir die lange, hagere Gestalt des Curate[56] von Shepperton in ihrem abgetragenen Schwarz und mit einem langen Shawl als einzigem Schutz gegen die Winterkälte dahineilen sehen, oder ihn näher betrachten in seiner Häuslichkeit, wie er in einem maisfarbenen Schlafrock, der seinen unentschiedenen Teint auf das nachdrücklichste bestätigt, gemächlich im Lehnstuhl sitzt über dem Studium einer theologischen Schrift — so können wir in diesem pockennarbigen Gesicht mit den unbestimmten Zügen, dem nichtssagenden Ausdruck der Augen und der schmalen, sich in einer Glatze bis zum Scheitel hinziehenden Stirn nichts entdecken, was uns in günstigem oder ungünstigem Sinne für ihn interessierte. Hören wir eine seiner Predigten mit ihrem seltsamen Gemisch von hochkirchlichen und evangelischen Doktrinen — dem stolzen Resultat seiner diskursiven Thätigkeit — so erhalten wir keine hohe Vorstellung von seinen geistigen Gaben; der gänzliche Mangel an rhetorischem Talent, die ununterbrochene Monotonie des Vortrages treibt uns vielleicht, wie den ländlichen Besuchern der halbgefüllten Kirche, den Schlaf in die Augen. Beobachten wir ihn im Armenhause, wo seine moralische Autorität die öfters gestörte Disziplin unter der schwierigen Mißgesellschaft der Insassen wiederherstellen soll, so finden wir, daß er keine besitzt. Blicken wir ihm beim Schreiben über die Schulter, so können wir unseren Augen kaum glauben, daß ein englischer Geistlicher mit der Orthographie und Syntax der englischen Sprache auf so feindseligem Fuße stehen kann. Und nun sehen wir diese Persönlichkeit, deren vorstehende Eigenschaft eine größere oder geringere Untauglichkeit für alle auf ihr ruhende Obliegenheiten ist, in unbesuchten Kirchen- und Hausandachten, in lau unterhaltenen Wohlthätigkeits-Vereinen, in unbenutzten Bibliothek-Anlagen u. s. w. eine Thätigkeit entfalten, als ob das Heil der Welt von seiner Existenz und seinem Wirken abhinge,

und als ob Shepperton der alleinige Platz wäre, von dem es ausgehen könnte — so können wir uns bei aller möglichen Nachsicht mit den Schwächen unserer Mitmenschen des Eindrucks der Lächerlichkeit nicht erwähren. Was ist das für ein Held! — „Ein ganz uninteressanter Charakter", möchten wir mit Mrs. Farthingale ausrufen. —

Da kommen wir der Dichterin indessen gerade recht. „Aber, lieber Leser," ruft sie uns zu, „es giebt eine so außerordentlich überwiegende Majorität deiner Landsleute, die von so unbedeutendem Schlage sind. Wenigstens achtzig unter hundert sind weder hervorragend thöricht, noch hervorragend schlecht, noch hervorragend weise; ihre Augen sind weder tief und feucht von Empfindung, noch glänzend von unterdrücktem Witzesfeuer; sie sind wahrscheinlich nicht mit genauer Not dem Rachen des Todes entronnen, sie haben wahrscheinlich keine schauererregenden Abenteuer erlebt; ihr Hirn ist sicher nicht von genialen Gedanken schwanger, und ihre Leidenschaften haben nicht vulkanische Ausbrüche gehabt. Es sind einfach Menschen von mehr oder weniger reinem Teint, deren Rede mehr oder weniger schmucklos und unzusammenhängend ist. Aber diese trivialen Menschen — viele von ihnen — haben ein Gewissen und haben das erhabene Gebot in sich gefühlt, das Rechte zu thun, sei's auch unter Schmerzen; sie haben ihren unausgesprochenen Kummer und ihre heiligen Freuden; ihr Herz hat vielleicht vor Liebe gezittert, als sie das Erstgeborne an sich drückten, und es hat getrauert über unwiederbringlichen Verlust. Sag', liegt nicht etwas Rührendes gerade in ihrer Unbedeutendheit — wenn wir zum Beispiel ihr dunkles und enges Dasein vergleichen mit den glorreichen Höhen, erreichbar von jener menschlichen Natur, an der sie teilhaben."

Das heißt freilich die menschlichen Verhältnisse tiefer, wahrer und somit poetischer erfassen, als wir gewöhnlichen Menschen es zu thun pflegen. Wenn nun die Dichterin es ver-

steht, diesen Mr. Barton, den wir, wenn wir ihn im
träfen, belächeln und wahrscheinlich ein wenig verachten
den, so zu schildern, daß er nicht allein einem uns gel
trivialen Menschenbilde sprechend ähnlich steht, sondern
seiner unsympathischen Außenseite die schönen, liebens
verehrungswürdigen Züge der Menschlichkeit herauszu
fand: dann wollen wir ihr zugestehen, daß ihre Kun
über oberflächlichen und im Grunde unwahren Natural
hinaus zum wahren, poetischen Realismus erhebt.

Amos Barton hat eine Frau, eine madonnenhaft
und liebevolle Frau, die zugleich eine zärtliche Mutt
eine Wirthschafterin ist, welche es durch arbeitsvolle Sp
keit zuwege bringt, mit 80 Pfund jährlich ihre große F
zu kleiden und zu nähren. „Beruhigender, unaussprec
Zauber milder Weiblichkeit!“ ruft die von ihrer e
Schöpfung entzückte Dichterin aus, „vor dem alle zu
benden Vorzüge, äußere und innere, wertlos sind. G
der Mann, dessen Auge in den Pausen der Abend-Lektü
ihr ruhen kann — dessen heiße schmerzende Stirn vo
Berührung ihrer kühlen weichen Hand erquickt wird
sich erholen kann von dem Druck seiner Irrungen und S
lagen in dem liebenden Licht ihres Auges, das keinen
kennt.“ — Wie aber kommt Amos zu dieser Frau? W
sich mit einem so häßlichen, unbedeutenden Manne nich
lich unglücklich fühlen? Gewiß eine sehr unharmonische
— „Ich sage, durchaus nicht,“ erwidert die Dichterin,
doch jener glückliche, wohlgestaltete, kluge und fähige
auf dem ehelichen Gebiet mit etwas weniger als dem
vorlieb nehmen; mag doch jenes anmutige Weib hingeh
Sonnenschein und ein sanftes Ruhekissen bereiten jenem
Teufel, dessen Beine nicht vollendete Muster, dessen Best
gen öfters Misgriffe sind, und der für gewöhnlich meh
tritte als Groschen erhält. Sie — das anmutige W
wird es ebenso gern thun; denn ihre Liebeskraft wird

größeren Spielraum haben; und ich behaupte wirklich, Mrs. Bartons Wesen würde niemals halb so engelhaft geworden sein, wenn sie den Mann geheiratet hätte, den die Welt ihr vielleicht ausgesucht haben würde — einen Mann mit ausreichendem Einkommen und stattlicher Persönlichkeit."

Weiß Mr. Barton denn wenigstens den Wert einer solchen Frau zu würdigen? — Nun, er gehört nicht zu den Bevorzugten, die ihren Empfindungen einen beredten und sinnigen Ausdruck zu geben wissen; aber das geht aus seinem Thun und Treiben unzweifelhaft hervor: der Mann ist trotz allem, was Natur und Glück ihm versagt haben, vollkommen glücklich in dem Besitze dieses einen Schatzes. Seine ganze moralische Existenz ist — ihm unbewußt — rein auf sie gebaut; sein Selbstgefühl ist weiter nichts als das Bewußtsein ihres Wertes — wie könnte der Mann einer solchen Frau ohne Selbstgefühl sein; den Trieb und die Kraft zu seinem schiefgerichteten und erfolglosen Wirken zieht er aus ihr, deren er doch würdig zu sein streben muß; den unverzagten Mut bei allen Niederlagen giebt ihm ihr freundlich anerkennendes Lächeln — nicht er ist ungeschickt und unfähig, die Welt ist falsch und schlecht, er muß sie ohne Unterlaß bekämpfen; und das Ansehen in der Welt, der Lohn und Sporn zum Guten — was fragt er danach, wenn er seiner edlen Frau und ihren lieben Kindern, die ihr alle gleichen, ins Auge sieht. — Wie wenig er sich darum kümmert, sieht man, als er der schönen, aber fragwürdigen Gräfin Czerlaski, die sich mit ihrem Halbbruder überworfen hat, in seinem Hause Obdach gewährt, und dadurch das böseste Gerede herausfordert und unwissentlich seiner Milly geheimen Kummer bereitet.

Ja, er führt ein sehr glückliches Leben, der arme, unwissende, viel bespöttelte und zuletzt verrufene Amos Barton an der Seite dieser Frau — ein gutes Jahrzehnt hindurch. Dann, auf einmal ist alle Herrlichkeit zu Ende. Zu viele Mühen und Sorgen, zu viele Kindbetten, zu mangelhafte Nahrung

haben die Gesundheit der prächtigen Frau untergraben; nachdem sie lange, viel zu lange ihr Leiden verheimlicht, sinkt sie nach kurzem Krankenlager ins Grab.

Was ist nun Amos, nachdem ihm die Stütze seines Daseins, dem Armen sein einziges Gut entrissen ist? Geknickt und haltlos, verlassen auch von dem guten Triebe, der seine mangelnde Kraft mitunter vergessen ließ — ein Nichts? — O nein, es wäre trostlos im Leben, wenn die Wirkung der Liebe nicht länger als sie selbst dauerte. Der Schatz von Millys Liebe bleibt ihm, auch wenn er seine Seele an seinem Anblick nicht mehr erlaben kann. Der furchtbare Schlag streckt ihn nicht zu Boden, er hebt ihn innerlich — zu dem schweren Entschluß, nun ein Leben, das seine Freude für ihn verloren hat, dennoch fortzusetzen in Liebe und treuer Pflichterfüllung zu seinen Kindern und Mitmenschen, zur Ehre seines geliebten Weibes, dessen Andenken ihn immerdar als ein guter Genius umschweben wird. Und Milly hat auch — so zu sagen — materiell dafür gesorgt, daß Amos nicht ganz ihre Zärtlichkeit entbehren soll, einen Teil davon hat sie in Pattys Herzen zurückgelassen, einen andern in dem frischen, freundlichen Wesen der kleineren Kinder, die alle zu braven Menschen heranwachsen werden. Und auch äußerlich, in den Augen der Menschen wird er gehoben durch sein Unglück: „Es standen Männer und Frauen auf dem Kirchhofe, die über ihren Pastor gemeine Witze gerissen und ihn leichthin der Sünde bezichtigt hatten; aber jetzt, als sie ihn hinter dem Sarge hergehen sahen, bleich und zusammengefallen, wurde er von neuem geweiht durch seinen großen Schmerz, und sie betrachteten ihn mit respektvollem Mitleid." Seine ihm entfremdeten Pfarrkinder wetteifern nun in Freundschaftsbeweisen: „Millys Andenken hatte ihren Gatten geheiligt, wie in alten Zeiten der Fleck für heilig galt, an dem ein Engel Gottes herniedergestiegen war."

Als Amos im nächsten Jahre auf die Kündigung seines Vicars die Pfarre verlassen muß, begleiteten ihn die Thränen

seiner Dorfgenossen. Und als er nach zwanzig Jahren mit Patty noch einmal Millys Grab besucht, ist sein Blick „ruhig und selbst heiter."

Hat nun die Dichterin mit dieser einfachen Erzählung ihren schönen Zweck erreicht — uns nicht mit sensationellen Vorgängen aufzuregen, sondern „unsere Sympathie zu erwecken für triviale Leiden — unsere Thränen zu gewinnen für wirklichen Schmerz, so einen Schmerz, der im Nachbarhause wohnen mag — der weder in Lumpen noch in Samt, sondern in ganz gewöhnlichen anständigen Kleidern einhergeht?" — Wer die tief traurige und zugleich erhebende Geschichte gelesen hat, wird nicht zweifeln.

Interessant ist es nun, schon in dieser ersten, wenig umfangreichen Dichtung alle Charakteristika der Eliotschen Kunst vorzufinden. — Die Dichterin besitzt eine glänzende Gabe der Schilderung: die einleitende Darstellung der Sheppertoner Lokal- und Zeit-Verhältnisse ist eine ihrer besten Leistungen auf diesem Gebiet. Ihre eigentliche Größe beruht darin, die handelnden Personen in ihren charakteristischen Eigentümlichkeiten vollkommen distinkt vor uns hinzustellen, auch die Nebenfiguren mit wenigen Strichen scharf zu zeichnen: nun lese man die Szene in Croß Farm, wo die Hauptpersonen der Dorfgemeinde versammelt sind und uns mit den dörflichen Zuständen und den Absonderlichkeiten ihres Pfarrers vertraut machen — sie leben vor unseren Blicken wie die Figuren auf dem besten Bilde der holländischen Schule. Dr. Pilgrim, eine Art von wandelndem Dorf-Advertiser, läßt sich z. B. in folgender Rede vernehmen, während er sich ein starkes Glas mischt: „Ja, dieses Haus-Predigen — ich sprach neulich mit Pastor Ely darüber, und er billigt es durchaus nicht. Er sagte, es thäte ebensoviel Schaden wie Gutes, der religiösen Lehre ein zu familiäres Ansehen zu geben. Das sagte Ely — es thut ebensoviel Schaden wie Gutes, der religiösen Lehre ein zu familiäres Ansehen zu geben." — Dr. Pilgrim braucht

uns nicht mehr zu sagen, wir wissen jetzt, was für eine Art von Mensch er ist. — Man nehme die Abendgesellschaft bei der Gräfin Czerlaski — welche prächtige Kontrastwirkung in der Gegenüberstellung Millys und der Weltdame! wie weiß sie die größere Anmut, den höheren inneren Wert der einfachen Pastorsfrau gegenüber der hübschen und gewandten Gräfin zur Anschauung zu bringen! — es ist, als ob wir die ihrer hohen Vorzüge gänzlich unbewußte Frau von Milo neben der unsere Bewunderung kokett herausfordernden mediceischen Venus sähen.

Mit äußerster Schärfe und Konsequenz pflegt George Eliot die einmal konzipierten Figuren festzuhalten und bis zum Ende durchzuführen: auch hier sind die Hauptfiguren, Amos, Milly, die Gräfin, aus einem Guß.

Auch die Fehler ihrer Darstellungsart zeigen sich hier bereits: trotz und neben der vorzüglichen Schilderung der Figuren durch Rede und That langatmige Beschreibung ihrer Charaktere; Selbstgespräche und Plaudereien mit dem Leser über Plan und Zweck ihrer Dichtung, über Welt und Menschen im allgemeinen, hier freilich, wie wir gesehen haben, ebenso frisch und humorvoll, wie sie in späteren Dichtungen akademisch werden.

Um zu zeigen, was die Dichterin in der Schilderung von Vorgängen leisten kann, mag bei der ersten Dichtung einmal gestattet sein, was öfters wiederholt ein Mißbrauch wäre — nämlich eine Szene ganz hierherzusetzen. Es ist die berühmte Sterbe-Szene gegen den Schluß der Erzählung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Das Zimmer lag nach Westen hinaus; die Sonne ging eben unter, und das rote Licht fiel voll auf das Bett, wo Milly lag, sichtbar unter der Hand des Todes. Ihr langer schöner Hals schien in schmerzlicher Anstrengung zu ringen; ihre Züge waren bleich und eingesunken, und ihre Augen geschlossen. Amos und Mrs. Hackit standen am Bette, und Milly öffnete die Augen.

„Mein Liebling, Mrs. Hackit ist hier, um Dich zu besuchen."

Milly lächelte und sah sie an mit jenem fremden, fernen Blick, der dem ebbenden Leben gehört.

„Kommen denn die Kinder nicht?" sagte sie mühevoll.

„Ja, sie werden gleich hier sein."

Sie schloß ihre Augen wieder.

Jetzt wurde der Pony-Wagen gehört; und Amos winkte Mrs. Hackit, ihm zu folgen, und verließ das Zimmer. Auf ihrem Wege die Treppe hinab schlug sie vor, daß der Wagen dableiben und sie später wieder fortbringen sollte, und Amos nickte.

Da standen sie in dem traurigen Wohnzimmer — die fünf süßen Kinder, von der Patty bis hinab zum Dickchen — alle mit den Augen der Mutter — alle, außer Patty, mit unbestimmter Furcht zu ihrem Vater emporblickend, wie er eintrat. Patty begriff den großen Kummer, der über sie gekommen war, und suchte ihr Schluchzen zu unterdrücken, als sie des Vaters Tritte hörte.

„Kinder," sagte Amos, indem er Dickchen auf den Arm nahm, „Gott will eure liebe Mama von uns nehmen. Sie möchte euch sehen, um Abschied zu nehmen. Ihr müßt recht artig sein und nicht weinen."

Er konnte nicht mehr sagen, sondern drehte sich um, zu sehen, ob Nanny mit Walter da wäre, und dann ging er voran nach oben, mit der einen Hand Richard führend. Mrs. Hackit folgte mit Sophie und Patty, und dann kam Nanny mit Walter und Fritz.

Es schien, als ob Milly die kleinen Tritte auf der Treppe gehört hatte, denn als Amos eintrat, waren ihre Augen weit geöffnet und blickten erwartungsvoll nach der Thür. Nun standen sie alle am Bette — Amos ihr am nächsten, Dickchen und Richard haltend. Aber sie winkte Patty zuerst heran und sagte, die Hand des armen bleichen Kindes umfaßt haltend:

„Patty, ich gehe jetzt von euch fort. Habe deinen Papa lieb. Tröste ihn; und nimm dich deiner kleinen Geschwister an. Gott wird dir beistehen."

Patty stand ganz ruhig da und sagte: „Ja, Mama."

Die Mutter winkte mit den bleichen Lippen dem lieben Kinde, es sollte sich zu ihr beugen und sie küssen; und da übermannte Patty ihr großer Schmerz, und sie brach in Schluchzen aus. Amos zog sie zu sich und drückte ihr Haupt sanft an sich, während Milly Fritz und Sophie winkte und noch leiser zu ihnen sagte:

„Patty wird eure Mama sein, wenn ich nicht mehr da bin, meine Lieblinge. Und ihr werdet artig sein und sie nicht ärgern."

Sie beugten sich zu ihr hinab, und sie streichelte ihre blonden Köpfe und küßte ihre thränenbenetzten Wangen. Sie weinten, weil Mama krank war und Papa so traurig aussah; aber sie dachten, nächste Woche würde alles wieder so sein, wie es gewesen war.

Die Kleinen wurden auf's Bett gehoben, um sie zu küssen. Der kleine Walter sagte: „Mama, Mama," und streckte seine dicken Ärmchen aus und lächelte; und Dickchen schien sich ernstlich zu wundern; aber Richard, der sie die ganze Zeit, wo er im Zimmer war, starr angesehen hatte, mit offenem Munde, schien jetzt plötzlich von dem Gedanken durchdrungen zu sein, daß Mama irgendwo anders hinginge; sein kleines Herz schwoll ihm und er weinte laut auf.

Da führten Mrs. Hackit und Nanny sie alle hinweg. Patty wollte zuerst zu Hause bleiben und nicht wieder zu Mrs. Bond zurückgehen; aber als Nanny sie daran erinnerte, daß sie doch besser nach den jüngeren Geschwistern sähe, fügte sie sich sofort, und sie wurden alle wieder in den Pony-Wagen gepackt.

Milly hielt ihre Augen eine Weile geschlossen, als die Kinder fort waren. Amos war auf die Kniee gesunken und

hielt ihre Hand, während seine Augen auf ihr Gesicht geheftet waren. Allmählich öffnete sie die Augen und, ihn dicht an sich heranziehend, flüsterte sie langsam:

„Mein lieber — lieber — Mann — Du bist zu mir — sehr gut gewesen. Du — hast — mich — sehr — glücklich gemacht."

Sie sprach nicht mehr, Stunden lang. Sie sahen, wie ihr Atmen immer schwerer wurde, bis aus dem Abend Nacht wurde und Mitternacht vorüber war. Um halb eins schien sie sprechen zu wollen, und sie beugten sich nieder, um ihre Worte verstehen zu können.

„Musik — Musik — hörtest Du nicht?"

Amos kniete am Bette nieder und hielt ihre Hand in der seinigen. Er glaubte nicht an sein Elend. Es war ein böser Traum. Er wußte es nicht, als sie dahin war. Aber Mr. Brand, den Mrs. Hackit vor zwölf hatte holen lassen, in dem Glauben, daß Mr. Barton wahrscheinlich seines Beistandes bedürfen würde, trat jetzt zu ihm heran und sagte:

„Sie fühlt jetzt keinen Schmerz mehr. Kommen Sie, mein lieber Herr, kommen Sie mit mir."

„Sie ist doch nicht tot?" schrie der arme verzweifelte Mann auf und suchte sich von Mr. Brand loszuringen, der ihn beim Arme gefaßt hatte. Aber sein übermüder, geschwächter Körper hatte keine Widerstandskraft und er wurde aus dem Zimmer geschleppt."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn wir diese Szene gelesen haben, können wir glauben, was Blackwood der Dichterin in einem Briefe mitteilt, daß die Herren in seinem Club über ihrer Lektüre „ihre Thränen mit ihren Getränken gemischt" haben. Wer mit einer so keuschen, treu-realistischen Erzählung solche Wirkungen hervorbringen kann, dem ist auf dem Gebiete seiner Kunst in der That wenig unmöglich.

Die Geschichte beruht übrigens, wie uns Miß Blin richtet, auf Wirklichkeit: Amos, Milly, die abenteuernde G und auch eine Reihe von Nebenfiguren, z. B. Dr. Pil haben in Chilvers Coton gelebt; George Eliots Mutt „Mrs. Hackit" — war eine Freundin der schönen Pastor Emma Gwyther, die ihrem armen Manne entrissen wurd die Dichterin 16 Jahre alt war. Auf dem Kirchhofe Chilvers Coton meldet noch heute ein stattliches, von Eibenbaume beschattetes Grabdenkmal das traurige Er fast mit den Worten der Erzählung (10. Kapitel):

Hier ruht,
den Posaunenton des Erzengels erwartend,
alles, was sterblich war, von
dem geliebten Weibe des
Rev. John Gwyther, B. A.,
Hilfspredigers dieser Gemeinde,
die am 4. November, 1836,
im Alter von vierunddreißig Jahren
einen Gatten und sieben Kinder verließ.

„Mr. Gilfils Liebesgeschichte (Mr. Gilfil's Love St wurde begonnen am Weihnachtstage 1856; im März muß sie Blackwood nach dem an ihn gerichteten Briefe vo schon vollständig vorgelegen haben. Der Epilog wurde im auf dem Scilly Isles geschrieben. Unter dieser Geschich schien zum ersten Male das Pseudonym „George El mit welchem die Dichterin „sich alle Vorteile des litterar Rufes ohne seine Nachteile sichern" wollte. Gewählt ha diesen Namen, ähnlich wie George Sand, in Anlehnun den Namen ihres Freundes George Lewes und weil „Eli ein guter Mundvoll und ein bequemes Wort" ist.

Mr. Gilfil gehört einer ganz anderen Spezies von Pfa an als sein Nachfolger, der ehrwürdige Amos Barton.

hat nicht die geringste Hinneigung zum Spiritualismus, zur Strenggläubigkeit; vielleicht hätte es ihm nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten verursacht, wenn er die der hochkirchlichen Orthodoxie wesentlichen Glaubenssätze hätte angeben sollen. In seiner ganzen Persönlichkeit ist nichts über das Gewöhnliche Emporstrebendes, auch nicht im Glauben. Er ist eine von jenen ruhigen, starken und gänzlich harmlosen Naturen, die, wie sie es selbst nicht lieben, in der ebenen, geraden Bahn ihres Lebens behindert zu werden, auch ihre Mitmenschen den Weg ziehen lassen, der ihnen gefällt. Von allen Dogmen das am wenigsten sympathische ist ihm sicherlich die Lehre von der ursprünglichen Verderbtheit der menschlichen Natur; er hat in seinem langen ländlichen Berufsleben wenige hervorragende Schlechtigkeiten erlebt, hält die Menschen für leidlich gut und findet nicht die geringste Veranlassung, ihnen von der Kanzel herab ihre sündhafte Anlage mit besonderer Energie zum Bewußtsein zu bringen. „Er hatte einen großen Haufen von Predigten, ziemlich gelb, mit zerfetzten Rändern, von denen er jeden Sonntag zwei nahm, mit unerschütterlicher Unparteilichkeit immer diejenigen wählend, welche gerade an die Reihe kamen, ohne Rücksicht auf den Gegenstand." Der Inhalt dieser Predigten war nicht darauf berechnet, das Innere seiner Zuhörer in seinen Tiefen aufzuwühlen; es war die einfache Lehre, „daß es denen, die Gutes thun, wohl ergehen wird, und daß die, welche Böses thun, Schaden davontragen werden." In jeder von ihnen wurde eine bestimmte Tugend gepriesen, ein bestimmtes Laster als verwerflich geschildert; und anstatt das Gewissen seiner Pfarrkinder zu ringen, überließ er es den Einzelnen, das aus seinen Ermahnungen zu entnehmen, was ihren sittlichen Anschauungen kongenial war. So war Mrs. Hackit, wenn sie von dem Krämer wieder einmal falsches Gewicht empfangen hatte, regelmäßig sehr erbaut von der Rede über die Vorzüge der Ehrlichkeit, pflegte aber wenig Anstoß zu nehmen, wenn der Pastor die Nachteile eines zorn-

mütigen Wesens auseinandersetzte. Und Mrs. Patten, deren vortreffliche Käse weit berühmt waren, überzeugte sich leicht, daß eine gerechte Vergeltung sie erwarte, wenn sie mangelhaft gepreßte Käse verkaufte, während sie aus der Predigt über die Verleumdung keine persönliche Anwendung zu ziehen wußte. Viel wichtiger als die Erzielung tiefgehender rhetorischer Effekte erschien Mr. Gilfil der Beweis seiner persönlichen praktischen Menschenfreundlichkeit. Er war ein ausgezeichneter Landwirt und Viehzüchter, besonders seitdem er auf die Jagd, seine Liebhaberei, aus Gesundheitsrücksichten hatte verzichten müssen; seine Aussprüche auf diesen Gebieten galten den Pächtern von Shepperton für Orakel. Mit den meisten von ihnen unterhielt er einen freundschaftlichen Verkehr, der sich um so ungezwungener gestaltete, als er ohne Rücksicht auf seine höhere Bildung mit ihnen in ihrer Sprache redete. Alle Familienverhältnisse waren ihm bekannt, in dem Leben jedes einzelnen seiner Pfarrkinder spielte er eine hervorragende Rolle. Und so kam es denn, daß sie alle, als er ihnen schließlich genommen wurde, seinen Verlust wie den eines Familienmitgliedes betrauerten und eine Lücke in ihrem Leben empfanden, die ihnen unausfüllbar schien: ein Teil ihres besseren Selbst war ihnen mit seinem Tode verloren gegangen.

Nachdem uns die Dichterin so das Wesen dieses prächtigen Mannes nicht entwickelt, sondern beschrieben hat, führt sie uns in sein Haus, das den Eindruck eines öden, unerfreulichen Junggesellenheims macht. Nur ein für gewöhnlich verschlossenes Zimmer, in das wir Zutritt erlangen, zeigt uns, daß hier früher einmal zarte Frauenhände gewaltet haben. Hier „lag auf einem kleinen Toilettentisch ein zierlicher Spiegel in geschnitztem Goldrahmen; Überbleibsel von Wachskerzen waren noch in den Seitenleuchtern, und auf einem von diesen hing ein kleines schwarzes Spitzentuch; ein verblichenes seidenes Nadelkissen mit verrosteten Nadeln darin, ein Riechfläschchen und ein großer grüner Fächer lagen auf dem Tisch; und auf

einem Toilettenkasten neben dem Spiegel stand ein Arbeitskörbchen, und ein unvollendetes Kinderhäubchen, gelb von Alter, lag darin. Zwei Kleider von einem längst vergessenen Schnitt hingen auf Nägeln an der Thür, und ein Paar winziger roter Schuhe mit Spuren vergilbter Silberstickereien standen am Fußende des Bettes. Zwei oder drei Aquarell-Zeichnungen, Ansichten von Neapel, hingen an den Wänden; und über dem Kaminsims mit seinen alten, seltenen Porzellanfiguren zwei Miniatur-Porträts in ovalen Rahmen. Eins von diesen stellte einen etwa 27jährigen jungen Mann dar mit frischem Teint, vollen Lippen und hellen, ehrlichen grauen Augen. Das andere war das Bild eines wahrscheinlich nicht mehr als 18 Jahre alten Mädchens mit zierlichen Zügen, schmalen Wangen, einem bleichen, südlich aussehenden Teint und großen dunklen Augen."

Nachdem uns die Dichterin soweit mit den Familien-Verhältnissen Gilfils bekannt gemacht hat, werden wir etwa dreißig Jahre zurückversetzt, auf den 21. Juli 1788, um zu erfahren, wie derselbe zu seiner interessanten kleinen Frau kam. In Cheverel Manor finden wir ihn als jungen Geistlichen in Gesellschaft des Gutsherrn Sir Christopher Cheverel, dessen Mündel er gewesen ist, und eines Captain Wybrow, des Neffen und mutmaßlichen Erben Sir Christophers. Im Garten sehen wir die stattliche Dame des Hauses in Begleitung eines kleinen brünetten Mädchens, an dessen „großen dunklen Augen, die in ihrer ausdruckslosen, unbewußten Schönheit den Augen eines jungen Rehes gleichen", wir die spätere Gattin Mr. Gilfils erkennen. Sie ist eine an Kindesstatt angenommene Waise, die Sir Christopher mit seinem Mündel zu verheiraten wünscht. Mr. Gilfil liebt die Kleine, aber zu der Verbindung fehlt ihm das wesentlichste Moment ihrer Neigung, welche an Captain Wybrow vergeben ist. Dieser wäre ein schöner Mann und ein vollendeter Kavalier zu nennen, wenn seine ganze Konstitution nicht den Charakter der Zartheit, weiblicher,

weibischer Zartheit zeigte — eine Seite, welche die kleine Italienerin wohl um so eher zu ihm, als zu dem robusten und ein wenig derben Gilfil hingezogen haben wird. Wybrow hat das Verhältnis mit Caterina mehr aus nobler Passion als aus wirklicher Liebe unterhalten und scheint wenig niedergeschlagen zu sein, als Sir Christopher ihm die Aussicht auf eine Verbindung mit einer reichen Erbin, Miß Assher, eröffnet. Um so unglücklicher ist die arme Caterina, deren Schmerz er vergeblich zu beschwichtigen sucht durch seine zuversichtlich ausgesprochene Erwartung, daß er mit seiner Bewerbung kein Glück haben werde.

Nachdem nun unsere Spannung auf die Lösung der geschaffenen Verwickelung leidlich erregt worden ist, fühlt die Dichterin die gewissenhafte Verpflichtung, uns noch einmal 25 Jahre zurückzuversetzen und uns zu erzählen, welche Umstände die kleine Italienerin nach Cheverel Manor gebracht haben. — Sie ist die Tochter eines armen Gesanglehrers in Mailand und als Waise von Lady Cheverel adoptiert. — Also das 1. Kapitel spielt etwa ums Jahr 1820, das 2. 1788, das 3. 1763. An dieses schließt sich das 4., welches die Ankunft des Baronet und seiner Gemahlin mit der Kleinen in Cheverel Manor erzählt, wobei sämtliche Empfangs-Feierlichkeiten geschildert und die gesamte damalige Dienerschaft, von der allerdings ein paar ältere Exemplare noch zur Zeit der eigentlichen Geschichte vorhanden sind, uns in einer Souterrain-Szene vorgeführt wird. Welchem poetischen Zwecke die letztere Szene dienen soll, ist schwer zu ergründen — zumal sie nur kurz ist und vor der Croß-Farm-Szene in „Amos" und späteren Leistungen sehr zurücksteht — wenn wir nicht die Gabe und die Freude der Dichterin an der Massenschilderung als alleinige Veranlassung annehmen wollen. Im 5. Kapitel kann dann endlich die im 2. begonnene Geschichte ihren Fortgang nehmen, der nun bis zum Ende nicht mehr unterbrochen wird.

Das einleitende Kapitel, in welchem uns derjenige als Greis vorgeführt wird, dessen Jugendliebe der Gegenstand der Erzählung sein soll, ist als solches kompositionell berechtigt: die Dichterin beschreibt uns Mr. Gilfil, wie sie selbst ihn gesehen hat — wobei wir freilich nicht übersehen dürfen, daß es isoliert dasteht, daß zwischen ihm und der eigentlichen Geschichte eine für unsere Anschauung unausgefüllte Lücke ist, während doch die berechtigte Frage des Lesers an die Dichterin: „Wie kommst du zu der detaillierten Kenntnis der Jugend-Erlebnisse dieses Mannes?" durch eine kleine formelle Veranstaltung so leicht fernzuhalten gewesen wäre. Die Art aber, wie sie im 3. und 4. Kapitel vor der Handlung liegende Ereignisse uns vorführt — durch direkte Schilderung, als ob sie auch diese selbst miterlebt hätte, und ohne weitere Überleitung als durch den geistreichen Satz: „Wenn Du, lieber Leser, wie ich hoffe, ein gewisses Interesse für Caterina und ihre Freunde in Cheverel Manor fühlst, fragst Du vielleicht: Wie kam sie dahin?" — schließt abgesehen von der Belästigung unserer Phantasie, die sich innerhalb weniger Minuten in verschiedenen Jahrhunderten heimisch fühlen soll, eine solche kompositionelle Naïvität in sich, daß sie selbst von einem weniger begabten Anfänger hätte vermieden werden müssen. Was die Komposition betrifft, ist aber George Eliot immer in der ästhetischen Nonchalance ihrer Landsleute befangen geblieben, hat sie immer die von ihr ausgehende poetische Wirkung neben den anderen, die sie allerdings mit großartiger Kraft zu erzielen weiß, für nebensächlich gehalten. Das Auffallendste hat sie in dieser Beziehung noch in einem ihrer letzten Werke, in „Middlemarch", geleistet: hier läßt sie Mr. Featherstone, der im 3. Buche stirbt und begraben wird, im 6. seine Auferstehung feiern, auf seinem „gemächlich schreitenden Pony" herumreiten und mit den Bauern schwatzen.

Im übrigen verdient die Erzählung großes Lob: sie ist neben „Daniel Deronda" diejenige, in welcher unsere Spannung

durch eine interessante Handlung von Anfang an erregt und bis zum Ende festgehalten wird. In allen übrigen haben wir breite, stille Flächen der Schilderung zu durchschiffen, ehe wir in das engere Bett der schnellfließenden Handlung kommen. Die Vorgänge sind, wie in allen Romanen der Dichterin, mehr seelischer als äußerer Natur: der Schmerz Caterinas über die Untreue Wybrows, ihre Qualen beim Anblick seiner verliebten Bemühungen um Miß Asshey, ihre an Wahnsinn grenzende Aufregung über seine Verleumdung und die ihr zu teil gewordene unverdiente Zurechtweisung durch ihre Nebenbuhlerin, die ihr heißes italienisches Blut bis zu Mordgedanken entflammt, ihre schließliche Flucht — alles das ist mit packender Gewalt und großer Naturwahrheit dargestellt. Die Personen leben wiederum alle vor unseren Augen, und gerade die schwierigeren, aus gemischten Motiven handelnden Charaktere sind meisterhaft gezeichnet: die kleine Caterina mit ihrem heißen Herzen, das sich garnicht in ihren Verlust zu schicken vermag und dessen Ausbrüche doch immer durch das Bewußtsein ihrer untergeordneten Stellung und das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Familie des Baronets gewaltsam zurückgehalten werden — ihre geistige Erstarrung seit dem Anblicke der Leiche Wybrows, ihr schließliches Überwundensein von der unentwegten Treue und Liebe Gilfils, alles ist der eigentümlichen Zusammensetzung ihrer inneren Konstitution entsprechend. Auch mit dem in ihr aufkeimenden Mordplane behält die Dichterin den Bedenken Blackwoods gegenüber recht: Caterina ist keine phlegmatische nordische Frauennatur; sie hat die Herrschaft über ihre aufs äußerste erregte Leidenschaft vollkommen verloren, als sie den Dolch zu sich steckt, den sie — wir wissen es ganz genau — in dem betreffenden Augenblicke doch nicht die Grausamkeit besitzen wird zu gebrauchen.

Captain Wybrow ist der Typus jener Charakterrichtung, welche der Engländer mit einem Worte self-indulgen-

— Nachsicht gegen sich selbst — nennt. Ohne positiv verwerfliche Absichten thut er das, was ihm angenehm ist, und sucht alles Unangenehme, auch die zu tragenden Folgen seiner Handlungen, von sich fernzuhalten. Er findet die interessante kleine Italienerin auf dem Gute seines Onkels. „Sich angebetet zu sehen von einem kleinen, anmutigen, dunkeläugigen, süßsingenden Mädchen, die niemand zu verschmähen braucht, ist eine angenehme Empfindung, vergleichbar mit dem Genuß des feinsten Latakia, und legt auch eine gewisse Erwiderung der Zärtlichkeit als Pflicht auf". Er knüpft eine Liebschaft mit ihr an, die diese viel tiefer auffaßt, als ihm wünschenswert ist. Caterina ist ihm ein hübsches Spielzeug; aber um eines Spielzeuges willen wird er seine Zukunft nicht opfern und die Gunst seines energischen Onkels nicht verscherzen durch Widerstand gegen dessen Heiratsprojekte. Er weiß, daß die geplante Heirat stattfinden wird, aber warum das arme Kind in Verzweiflung bringen durch offene Enthüllung dieser Thatsache, die sie zeitig genug bei der Anwesenheit seiner Braut auf Cheverel Manor erfahren wird. Dann freilich muß sie Verzicht leisten, und er ist so menschenfreundlich, ihr in Gilfil einen Ersatz verschaffen zu wollen. Nun nimmt Caterina die Angelegenheit nicht so leicht, wie er erwartet hat; es kommt zu wiederholten Anseinandersetzungen, die der Braut schließlich nicht verborgen bleiben können. Von ihr zu Rede gestellt, was bleibt ihm, wenn er nicht die empfindlichsten Unannehmlichkeiten erfahren will, anders übrig als zur Lüge seine Zuflucht zu nehmen? Er also ist der unschuldige Teil, und die Kleine verfolgt ihn mit ihrer Liebe. Während er sie so Unrecht leiden läßt, um sich jede Bitterkeit zur ersparen, werden die durch sein doppeltes Spiel veranlaßten aufregenden Szenen dem Herzleidenden verhängnißvoll: er stirbt plötzlich am Herzschlage.

Hier finden wir zum ersten Male jene sittliche Tendenz, die wir als eine der hervorragenden Bestrebungen des ganzen

poetischen Schaffens unserer Dichterin bezeichnen können: zu zeigen, daß alles Böse, alles Unglück in der Welt durch die Selbstsucht erzeugt wird. Ein solcher Nachweis wäre nun freilich eine leichte Aufgabe, wenn er an Beispiele des groben Egoismus geknüpft würde. George Eliot hält aber als Anhängerin Comtes auch die feineren, harmlos erscheinenden Regungen des Egoismus für verderblich. Sie geht zwar nicht so weit wie jener, alles, was der Mensch zu seinem eigenen Wohlbefinden und nicht zum Wohle der Menschheit thut, für sündhaft zu erklären; aber sie bemüht sich zu zeigen, daß auch die kleinen Schwächen der Selbstgefälligkeit, welche die Welt so milde zu beurteilen pflegt, einerseits furchtbares Unglück heraufbeschwören, andererseits einen Menschen, der keinen eigentlichen Trieb zum Bösen, ja, vielmehr einen gewissen Abscheu davor hat, von Stufe zu Stufe sinken lassen können, bis er schließlich in unseren Augen als Schurke dasteht. Wybrow ist nicht so verworfen, gleichgültig bei dem Leiden anderer zu stehen, es ist ihm sehr unangenehm, Caterina so unglücklich zu sehen; aber er würde noch größere Unannehmlichkeiten haben, wenn er sie glücklich machte; er zieht die kleineren vor. Noch zweimal hat George Eliot dieses sittliche Problem gestaltet, am erschütterndsten in Arthur Donnithorne („Adam Bede"), einem Menschen mit entschiedener Neigung zum Guten; am großartigsten und geradezu klassisch in Tito („Romola"), der, mit einer relativen Indifferenz gegen das Böse versehen, zum Verräter an allem Heiligen im Leben wird. —

Im „Amos Barton" wird verhältnismäßig wenig gesprochen; „Gilfils Liebesgeschichte" hat den Vorzug, fast ganz aus Dialogen zu bestehen. Und hier entwickelt nun die Dichterin von vornherein jene Kunst der Charakteristik, die nur von wenigen erreicht wird und in der sie in der That mit Shakspere verglichen werden darf: jeden, Hoch und Niedrig, von Anfang bis zu Ende in seiner eigenen Sprache reden zu lassen. Wenn wir uns fragen, woher es kommt, daß ihre

Figuren auch ohne erneuerte Lektüre fast unauslöschlich in unserer Phantasie fortleben, wie Menschen, mit denen wir lange und intim verkehrt haben: so können wir nur in dieser festgehaltenen plastischen Bestimmtheit ihrer Rede, und nicht in noch so langen Beschreibungen ihres Äußeren und Inneren, den Grund finden. Wiederum ist die Darstellung reich an jenen psychologischen Lichtbildern — wie wir es nennen könnten — die uns mit einem Schlage das distinkte Bild einer gewissen Persönlichkeit in der Seele erwecken. Hierfür nur ein Beispiel. Sir Christopher erwartet in der Mutter der Miß Asher seine einstige Jugendliebe; ein leiser Nachklang der alten Empfindungen in der Brust des Sechzigjährigen läßt ihn ihrer Ankunft mit Spannung entgegensehen. Hätte nun die Dichterin uns weiter nichts gesagt, als daß ein Blick der Lady Cheverel genügte, um ihre Überlegenheit über ihre ehemalige Nebenbuhlerin zu erkennen, so würden wir doch nur eine schwache Anschauung von dem Wertverhältnis der beiden Frauen haben. Die ersten Worte aber, die sie spricht, sind folgende: „Wir sind entzückt von ihrem Gute, Sir Christopher, ich glaub' sicher, ihrem Neffen muß Farleigh ganz wüst vorgekommen sein. Der gute Sir John war darin so nachlässig, Haus und Grundstück instandzuhalten. Ich hab' oft darüber mit ihm gesprochen, aber er sagte dann: „Pah, pah, solange meine Freunde gutes Essen und ein gutes Glas Wein bei mir finden, wird es ihnen nicht darauf ankommen, ob die Decken ein bischen räucherig aussehen." Er war so sehr gastfrei, Sir John, ja, *das war er*." Nach diesen Worten, von denen jedes einzelne bis auf die ersten sechs zuviel ist, hat Sir Christopher sich immer gratuliert zu der Wahl, die er *nicht* getroffen. Alles, was sie weiterspricht, ist dann nur noch die stilvolle Ausführung des bereits feststehenden Bildes, z. B. die folgende köstliche Expektoration gegen Caterina: „Ich höre, Sie sind eine ganz vorzügliche Sängerin. Alle Italiener singen so schön. Ich bin in Italien mit Sir John gereist, als

wir eben verheirathet waren, und wir sind auch nach Venedig gekommen, wo sie in Gondeln herumfahren, wissen Sie. Sie pudern sich ja nicht, seh' ich eben. Das will Beatrice auch nicht thun; obgleich viele Leute denken, ihre Locken würden sich gepudert um so besser machen. Sie hat so dickes Haar nicht wahr? Unser letztes Mädchen machte es viel besser als dieses; aber, wissen Sie, sie trug Beatricens Strümpfe, ehe sie in die Wäsche kamen, und wir konnten sie danach doch nicht behalten, meinen Sie nicht?" — Wo wäre die heitere Ruhe des würdigen Sir Christopher, die feine Behaglichkeit seines Haushaltes geblieben, wenn er im Besitze einer solchen Frau sein Leben verbracht hätte?

Wir müssen uns wundern über die langen psychologische und weltweisheitlichen Exkurse, die mit den Jahren immer länger werden, bei einer Dichterin, die es in der Gewalt hat in kurzen, stimmungsvollen Worten eine Beobachtung über das Leben uns wunderbar nahe ans Herz zu legen. Eine Bemerkung z. B., wie sie sie an die Darstellung des gealterten Mr. Gilfil knüpft, dessen frische Gemütskraft mit den Jahren dennoch dem Prozeß der Verwitterung verfallen ist, ist ein kostbarer Schmuck auf dem Gewande des Epos. „Mit den Menschen ist's wie mit den Bäumen: wenn wir ihre schönsten Zweige abschneiden, in welche sie ihren jungen Lebenssaft strömen ließen, so wird die Wunde zuheilen mit einem rauhen Knollen, einem seltsamen Auswuchs darüber; und was ein mächtiger Baum hätte sein können, reichlichen Schatten spendend, ist nur ein wunderlicher mißgestalteter Stumpf. Manche ein abstoßender Fehler, manche häßliche Absonderlichkeit ist einem herben Schmerze entsprungen, welcher die Naturkraft niedergedrückt, verstümmelt hat, gerade als sie mit üppiger Schönheit ins Weite wachsen wollte; und die Irrungen, die wir im Leben alltäglich vor uns sehen und mit unserm harten Tadel heimsuchen, sind vielleicht nur wie die schwankenden Bewegungen eines Menschen, dessen bestes Glied verdorrt ist."

Mit „Janets Buße (Janet's Repentance)" treten wir in eine weniger ansprechende Gesellschaft, als die der ersten beiden Erzählungen ist. Da ist zunächst die männliche Hauptperson: „ein großer und massiv gebauter Mann; die vordere Hälfte seiner geräumigen Außenseite war so dick mit Schnupftaback bestreut, daß die Katze, als sie einmal unversehens in seine Nähe gekommen war, heftig niesen mußte. Mr. Dempster trug sein Kinn gewohnheitsmäßig in der Binde, und seinen Kopf vornüber gesenkt, vielleicht heruntergebeugt von einem vorwiegenden Hinterhaupte und einer vorspringenden Stirn, zwischen welchen seine kurzgeschorene Scheitelfläche wie ein ebenes, neubesätes Tafelland lag. Die einzigen anderen bemerkbaren Züge waren aufgedunsene Backen und ein vorstehender, aber lippenloser Mund. Von seiner Nase ist nur zu sagen, daß sie über und über voll Schnupftaback war, und da Mr. Dempster niemals dabei betroffen wurde, daß er nach irgend etwas im besonderen blickte, so dürfte es schwierig gewesen sein, auf die Farbe seiner Augen zu schwören." Diese anmutige Persönlichkeit gehört zu den Honoratioren Milbys, ist Advokat und zugleich ein Kämpe der Hochkirche gegen evangelische Neuerungen, und besitzt — leider! — eine schöne, liebenswürdige Frau. Wir müssen, so schwer es uns wird, der Dichterin wohl Glauben schenken, wenn sie uns sagt, daß Mr. Dempster früher ein ganz anderer gewesen sei; daß es eine Zeit gegeben, wo er mit Janet „auf dem Grase saß, ihr Mohnblumen ins Haar steckte und sie seine Zigeuner-Königin nannte." Er ist ein Mann von starken Leidenschaften gewesen und hat sich von ihnen knechten lassen: nun ist er vertiert in Sinnlichkeit und Materialismus, ein Mensch, der seine Zeit zwischen einem keineswegs immer lauteren Streben nach Gewinn und dem Genuß betäubender Getränke teilt, zornmütig und gewaltthätig selbst gegen seine Frau. — Ein Ungeheuer! wird man rufen, und ein Widerspruch gegen das, was George Eliot als die Aufgabe ihrer Kunst bezeichnet:

„Menschen von gemischtem Wesen darzustellen, derartig, daß sie ein nachsichtiges Urteil, Mitleid und Sympathie erwecken.“ — Nein, auch Dempster hat einen Rest des Guten aus besseren Zeiten behalten: die Liebe zu seiner Mutter. Und die Dichterin verfehlt nicht, einen wohlwollenden Blick auf diese Seite seines Wesens zu werfen: wenn sie den ernüchterten Trunkenbold des Morgens seine kleine hübsche Mutter am Arm durch den sonnigen Garten führen läßt, erscheint ihr der Anblick traurig und hübsch zugleich; „traurig, weil diese Zärtlichkeit des Sohnes für die Mutter kaum mehr war als ein Kern gesunden Lebens in einem durch Krankheit verhärteten Organ; hübsch, weil er zeigte, wie schwer es ist, die tief hinabreichenden Wurzelfasern menschlicher Liebe und Güte zu töten — wie der Mensch, von dem unser Stolz uns fernbleiben heißt, doch uns brüderlich verbunden ist durch einige unserer heiligsten Empfindungen.“ — Dies ist wohl einer von den zarten Zügen, an denen Dickens den weiblichen Pinsel erkannte; während die Zeichnung Dempsters als solche sicher einer von den Gründen ist, weshalb niemand sonst daran dachte, daß diese Bilder von einer Frau geschaffen sein könnten. George Eliot unterscheidet sich von den übrigen weiblichen Dichtern durch die Fähigkeit, wirkliche Männer und selbst solche Männer naturwahr zeichnen zu können: naturwahr aber ist das Gemälde Dempsters in allen abschreckendsten Einzelheiten, von den Kneipen-Unterhaltungen und nächtlichen Prügelszenen bis zu der brutalen Ausstoßung seiner nur mit einem Hemde bekleideten Frau und seinem fürchterlichen Todeskampfe.

Besser gelingt es der Dichterin, für Janet unsere Sympathie zu erregen, die ihren Jammer über ihr häusliches Elend in schweren Südweinen zu ertränken gesucht hat und auch zur Trinkerin geworden ist. — Aber ist eine trunksüchtige Frau aus den besseren Ständen nicht äußerst unsympathisch? ist sie nicht eine so selten auftretende Abnormität, daß ihre Verwertung in der Poesie an die niedrig sensationellen Motive,

an die absolute Häßlichkeit jenes französischen Naturalismus erinnert, der die Abfälle von der Straße sammelt und daraus ein stinkendes Ragout bereitet, an dem das Vieh verschmähen würde sich zu mästen?

Vom deutschen Standpunkte aus könnten wir so urteilen, vom englischen ist die Sache anders. Wir haben hier einen von jenen interessanten Fällen, welche beweisen, daß es in der Ästhetik, wie in der Ethik, neben ewig feststehenden Gesetzen nationale und zeitliche Abweichungen giebt. Wenn Shakspere heute lebte, könnte er eine Tragödie „Macbeth" nicht mehr schreiben: Der zu seiner Zeit viel häufiger vorkommende Mord galt damals als eine That verblendeter Leidenschaft, die ein gewisses Mitgefühl mit dem unter ihr Leidenden zuließ; heute ist er glücklicherweise zu einem gemeinen Verbrechen herabgesunken, für das unser sittliches Bewußtsein keine mildernden Umstände kennt; an der Verkennung, daß der Mörder heute noch irgend ein tragisches, also mit Sympathie gemischtes Interesse in unserer Brust erregen könnte, ist Bulwers „Eugen Aram" gescheitert. Hätten die Halbasiaten eine tragische Kunst, so würde bei ihnen noch heute der Mörder tragisch wirken können. — Wer in England gelebt hat, weiß, daß die dort auch unter dem weiblichen Geschlecht ziemlich verbreitete Trunksucht einer anderen Auffassung begegnet als bei uns: eine junge, schöne, gebildete Frau, die dem Trunke ergeben ist, ist bei uns ein Gegenstand einfachen Ekels, dort eine bemitleidenswerte Kranke. Es wird für das englische ästhetische Gefühl also nichts hervorragend Verletzendes haben, die Besserung einer an dieser Leidenschaft Erkrankten zum Gegenstande poetischer Darstellung zu machen.

Janet ist unter der Last ihres häuslichen Unglückes sittlich gesunken, sie wird von ihrem Falle vor unseren Augen allmählich emporgehoben: das ist der Gegenstand der Dichtung. Daß diese Rettung von einem evangelisch gesinnten Geistlichen durch die Kraft wahrer Religiosität und tiefer Menschenliebe

vollführt wird, während diesem das Hochkirchentum — ver= treten von Mr. Dempster! — in stumpfer Formengläubigkei= und sittlicher Indifferenz feindselig gegenübersteht, ist für unse= Interesse von sekundärer Bedeutung. Die Liebe und Tief= mit der George Eliot diesen Geistlichen, Mr. Tryan, gezeichne= hat, berechtigte sie allerdings, diese Erzählung unter die „Cl= rical Scenes“ aufzunehmen. Der Held aber, ist er, wie auc= der Titel zeigt, zweifellos nicht. Und so behält sie gege= n Blackwood, der in dieser Darstellung des Hochkirchentum= s etwas Anstößiges sah, wiederum recht, wenn sie erwidert, es handle sich nicht um eine Gegenüberstellung einer bigotte= n hochkirchlichen und einer evangelischen Religionsrichtung, so= n= dern um Gegenüberstellung von Religion und Irreligion; [redacted]ie will zeigen, daß das äußere Sichbekennen zu einer Religi= on noch keine wirkliche Religiosität in sich schließe oder die Si= t= lichkeit befördere (Beispiele: Dempster und die trunksüchti= ge Janet); sondern daß erst die wahre Frömmigkeit, unter welch= er äußeren Form des Bekenntnisses immer, die Menschen be= er und glücklicher macht (Beispiele: Mr. Tryan, Mr. Jero= me und die reuevolle Janet). „Ich möchte gern keinen Anst= oß erregen“, sagt die Dichterin hübsch, „ich möchte gern je= es Herz unter meinen Lesern erfüllen mit liebevollem Hum= or, mit zarter Rücksicht, mit dem Glauben an das Gute.“ (B= ief vom 11. Juni 1857.)

Mr. Tryan ist George Eliots priesterliches Ideal; ob er vielen anderen auch so erscheinen wird, ist fraglich. Er ist eben ein Mann, der an sich selbst Erfahrungen über die sitt= liche Hinfälligkeit der menschlichen Natur gemacht hat und u= n seine Sühne darin sucht, anderen in ihren inneren Bedrä= g= nissen beizustehen — nach seinen körperlichen und geisti= gen Kräften, die auch viel des Menschlichen an sich haben. Ein hochdenkender Kritiker könnte vielleicht von ihm sagen, daß „er den Irrtum beging, ein zu beschränktes Lehrsystem mit dem Christentum zu identifizieren; daß er das Gotteswerk zu aus=

schließlich im Kampfe gegen die Welt, das Fleisch und den Teufel sah; daß seine geistige Bildung zu beschränkt war — und so weiter. Aber ich kann mich auf solcher schwindelnden Höhe nicht halten. Ich stehe auf der Ebene und im Gedränge mit ihm, wie er sich auf der steinigen Straße hindurchkämpft durch den Haufen liebloser Mitmenschen. Er stolpert vielleicht; sein Herz schlägt bald schneller vor Furcht, bald langsamer vor Schmerz; seine Augen sind manchmal von Thränen verdunkelt, die er schleunigst wegwischt; er drängt mannhaft vorwärts mit schwankendem Mut und Vertrauen, mit empfindlichem, schwächlichem Körper; schließlich fällt er, der Kampf ist zu Ende, und der Haufe füllt den Raum, den er gelassen hat." — „Es giebt unvorhergesehene Elemente in dem irdischen Geschehen", sagt sie an einer andern Stelle, „und solche unvorhergesehene Elemente nannte Mr. Tryan den göttlichen Willen, und füllte den Rand unserer Unwissenheit, der all unser Wissen umgiebt, mit den Gefühlen des Vertrauens und der Ergebung aus. Vielleicht könnte der tiefsinnigste Philosoph ihn kaum besser ausfüllen." — Wenn man weiß, wie weit abseits die Dichterin von den Überzeugungen positiver Religion stand, so muß man diese Bemerkung fein und edel finden. —

Gegen die Komposition dieser Geschichte, deren allerdings einfache Handlung sich in wenn auch nicht lebhaftem, doch fortwährendem Flusse befindet, läßt sich wenig einwenden, wenn wir von gewissen Detail-Fehlern, die sich hier, wie in allen Schöpfungen George Eliots finden, absehen. Wenn sie uns vor dem Eintritt in einen Nähverein mit dem äußeren und inneren Wesen aller Theilnehmerinnen bekannt macht; wenn sie zwischen die Begrüßungsrede des Mr. Jerome und die Antwort des Mr. Tryan eine mehrseitige Auseinandersetzung über den speziellen religiösen Standpunkt des ersteren einschiebt, so müssen wir solche Unebenheiten in dem lachenden, reichen Gefilde ihrer Poesie eben in den Kauf nehmen.

Die Darstellung ist wie immer reich an sinnigen, humorvollen Bemerkungen, wie die folgenden: „Fehltritte machen sich so sehr häßlich bei Leuten von geringen Mitteln — man hat das Gefühl, daß sie sich wirklich etwas herausnehmen, wenn sie irre gehen; wogegen Leute von Vermögen naturgemäß sich schon ein paar Pflichtvergessenheiten zu schulden kommen lassen können." Bei den Kondolenz-Besuchen, welche die durch ihr Laster vereinsamte Janet nach dem Tode ihres Mannes empfängt, bemerkt sie: „Gott weiß, was aus der Geselligkeit werden würde, wenn wir niemals Leute besuchen sollten, von denen wir übel reden: wir würden leben, wie die ägyptischen Einsiedler, in stark bevölkerter Einsamkeit."

„Janets Buße", für sich allein ein stattlicher Band, wurde Ende Mai 1857 begonnen und Anfang Oktober vollendet. Realer Gehalt ist nach George Eliots eigener Versicherung darin nur die Verfolgung der evangelisch Gesinnten durch die Hochkirchler (Tryans Kirchgang), wie sie sich etwa 28 Jahre früher — also wohl in Coventry? — zutrug. Portraits sind nicht vorhanden.

Wir können von den „Szenen" nicht Abschied nehmen, ohne ein Stück Lebensauffassung der Dichterin festzustellen, das wir aus ihnen ableiten können, und welches ein dauerndes und wesentliches Element ihrer Sittlichkeit bleibt: Man fand die drei Erzählungen tief traurig, wie wir glauben, vorzugsweise wegen der Schlüsse, in denen wir die uns liebgewordenen Gestalten nicht ein schöneres, froheres Leben beginnen, sondern ihr altes, oder ein schwereres Dasein lange Jahre forttragen sehen. Die Dichterin beschenkt den armen, niedergeschmetterten Amos zum Ersatz für sein zerstörtes Lebensglück nicht wenigstens mit einer ergiebigeren Pfründe; im Gegenteil, er muß sich von dem Grabe seiner geliebten Milly trennen, in eine ferne Fabrikstadt wandern und unter noch größeren Sorgen und Entbehrungen das Seelenheil der in jedem Sinne tiefststehenden

Bevölkerungsklasse behüten. Der brave Gilfil gewinnt den mit so vielen Schmerzen erkauften Schatz seines Herzens nur, um ihn und ein anderes Pfand seines Glückes nach wenigen Monaten zu verlieren. Wir wünschen der schwer geprüften und schließlich doch siegreich aus der Prüfung hervorgehenden Janet von Herzen eine Entschädigung für die fürchterlichen, mit Dempster verlebten Jahre; wir wünschen dem mühselig beladenen Dasein des edlen Tryan einen häuslichen, nie versiegenden Quell der Liebe in dem Herzen eines Weibes wie sie: er stirbt, als sie eben sich ihrer Liebe gewiß geworden sind; ihr ganzes Glück ist ein Kuß gewesen. — Also ist die Lebensanschauung der Dichterin eine pessimistische? — Allerdings, aber nicht im Sinne derer, welche die Erde für ein Jammertal halten, das nun einmal durchwandert werden muß, um in ein besseres Land zu kommen: sie glaubt an keine jenseitige Belohnung für hier erduldete Qualen. Sie glaubt vielmehr, daß dem Leben eine würdige und wahrhaft schöne Seite abgerungen werden müsse auch in Abwesenheit aller äußeren günstigen Fügungen: du mußt Zufriedenheit und Erhebung finden können, ruft sie dem Menschen zu, auch ohne Reichtum und weltliche Ehren, ohne Liebesglück und Elternfreude, ohne die Aussicht auf eine himmlische Seligkeit! — es giebt ein Glück im Leben —: erwirb dir Geistes- und Herzensschätze und teile sie aus an andere; lebe nicht für dich, sondern für deinen Nächsten! — mache dein Leben für deine Mitmenschen so wertvoll wie du kannst! Es giebt kein größeres Unglück, als eigene Freuden mit fremden Schmerzen zu erkaufen — kein höheres Glück als Selbstaufopferung und Menschenliebe. So kehrt Amos nach Jahren an den Schauplatz seines Glückes zurück und sieht — heiter aus; so stirbt Gilfil, beweint von seiner ganzen Gemeinde, von der jedes Glied ihn als väterlichen Freund betrachtet hat; so blickt Janet in den Tagen ihres Alters „auf Jahre der Reinheit und hilfreicher Arbeit" zurück. Der arme Amos, der in seinen schönsten Hoffnungen

betrogene Gilfil, die hart geprüfte Janet — sie haben alle ein schönes Leben geführt.

Wir wollen die Anschauungen der Dichterin entwickeln nicht kritisieren. Die Bemerkung aber wird erlaubt sein, daß auch durch die Methode dieses edlen Idealismus die Rechnung des Lebens nicht ohne Bruch aufgeht. Die Ausgestoßenen, die von Natur Elenden, die nicht Macht noch Kraft zu Werben der Liebe haben, die geistig Armen, welche die Höhe des Denkens nicht erreichen können — das ist ein großer restierender Bruchteil.

Der Erfolg der „Szenen", die im Beginn des Jahres 1858 in 2 Bänden erschienen, war kein äußerlich glänzender, aber nach dem Urteil, das die besten Geister über sie fällten, ein sehr großer und die Urheberin vollkommen beglückender. Schon nach dem Erscheinen von „Gilfils Liebesgeschichte" in Blackwoods „Magarine" erhielt sie einen Brief (14. Mai 1857) von einem Reverend Archer Gurney, ebenfalls einem Schriftsteller, dessen „Sympathie und Bewunderung erregt war durch die Reinheit ihres Stiles, die Originalität ihres Denkens und die Abwesenheit jedes gemeinen Strebens nach Effekt." „Wenn ich mich nicht vollkommen täusche," fährt er fort, „ist Ihre poetische Muse keine abgebrauchte, und Ihr Stil ist zu eigentümlich, als daß Sie mit irgend einem der bekannten Tagesschriftsteller verwechselt werden könnten. Ihr großer und charakteristischer Zauber ist nach meinem Gefühl Natur." Und er schließt mit der Frage, auf welche das ganze poetische Nachleben der Dichterin mit Ja antwortet: „Werden Sie immer so naturwahr bleiben? Wird die Furcht vor der Kritik, dem Publikum oder der litterarischen Welt, die fast jeden verdirbt, Sie niemals knechten? Werden Sie immer schreiben sich selbst zu Gefallen und jene wahre Unabhängigkeit bewahren, welche ein Zeichen wirklicher Geistesherrschaft ist?"

Nach dem Erscheinen der „Szenen" in Buchform erhielt sie einen Brief voll überschwenglichen Lobes von Carlyle's Gattin, die eine „Fülle von Zartheit und Pathos, keine Spur von Sentimentalität, Verstand ohne doktrinäre Rechthaberei, Ernsthaftigkeit ohne Geschwätz" fand. Interessant ist das Bild, welches sie sich von der Verfasserin macht; sie denkt sich George Eliot „als einen Mann in mittleren Jahren, mit einer Frau, von der er jene schönen weiblich-zarten Züge in seinem Buche hat, und einer tüchtigen Kinderschar — übrigens nicht gerade als einen Geistlichen, aber als den Bruder oder Vetter eines Geistlichen."

Die gewichtigste Anerkennung war ein Brief von Dickens, den wir seines hervorragenden Interesses wegen ganz hier folgen lassen.

Tavistock House, London,
Montag, 17. Januar 1858.

„Mein verehrter Herr, ich bin so tief ergriffen worden von den ersten beiden Erzählungen in dem Buche, das Sie die Güte hatten, mir durch Messrs. Blackwood zu senden, daß Sie hoffentlich entschuldigen werden, wenn ich an Sie schreibe, um meine Bewunderung ihrer außerordentlichen Vorzüge auszudrücken. Ich habe niemals etwas Ähnliches gesehen wie die auserlesene Wahrheit und Zartheit des Humors wie des Pathos in diesen Geschichten; und sie haben einen Eindruck auf mich hervorgebracht, den es mir sehr schwer werden würde, Ihnen zu schildern, wenn ich die Unbescheidenheit hätte, es zu versuchen.

Indem ich diese wenigen Worte der Dankbarkeit an den Schöpfer der traurigen Schicksale des Rev. Amos Barton, und der traurigen Liebesgeschichte der Mr. Gilfil richte, bin ich wohl verpflichtet, den Namen zu gebrauchen, welchen der ausgezeichnete Schriftsteller anzunehmen beliebt. Ich kann auf keinen besseren kommen: aber ich würde sehr geneigt gewesen sein, wenn ich meiner eigenen Kombinationsgabe hätte

folgen können, den besagten Schriftsteller als Frau anzureden. Ich habe so sehr weibliche Züge in jenen rührenden Dichtungen bemerkt, daß die Versicherung auf dem Titelblatt nicht hinreicht, um mich zufriedenzustellen. Wenn sie nicht von einer Frau herrühren, so glaube ich, daß kein Mann jemals zuvor die Kunst besaß, sich geistig so mit dem weiblichen Wesen zu assimilieren, seit die Welt steht.

Sie werden nicht voraussetzen, daß ich ich irgend ein ungebührliches Verlangen trage, Ihr Geheimnis zu ergründen. Ich erwähne den Punkt nur als einen für mich sehr interessanten, nicht aus bloßer Neugierde. Wenn es Ihnen jemals passend oder lieb sein sollte, mir das Gesicht des Mannes oder der Frau, die so bezaubernd geschrieben hat, zu zeigen, so wird das für mich ein denkwürdiger Tag sein. Wenn nicht, werde ich immer jener ungreifbaren Persönlichkeit eine liebevolle Zuneigung und Verehrung bewahren, und werde mich allen zukünftigen Ergießungen aus jener Quelle überlassen mit dem vollkommenen Vertrauen, daß sie mich weiser und besser machen werden. — Ihr dankbarst und treu ergebener Bewunderer

Charles Dickens".

„George Eliot, Esq."

Ähnliche Anerkennungen von Froude, Thareway, Faraday und anderen folgten. Die Dichterin schrieb am 31. Dezember des Jahres 1857 in ihr Tagebuch: „Das liebe alte Jahr ist dahin mit all seinem Weben*) und Streben.*) Und doch auch nicht dahin: denn was ich darin gelitten und genossen habe, bleibt mir ein dauernder Besitz, solange meine Seele lebt. . . . Was für eine Welt von Gedanken seit [dem letzten Jahresschlusse]. Mein Leben hat sich während des letzten Jahres unaussprechlich vertieft: ich fühle eine größere Fähig-

*) Diese Worte sind deutsch im Text.

keit für sittliche und geistige Genüsse; eine schärfere Empfindung meiner vergangenen Fehler; ein heiligeres Verlangen treu zu sein kommenden Verpflichtungen als zu irgend einer früheren Zeit meines Lebens. Und mein Glück hat sich auch vertieft: der Segen einer vollkommenen Liebe und Einigkeit wächst täglich. . . . Wenige Frauen, fürchte ich, haben so große Veranlassung gehabt zu glauben, daß die langen traurigen Jugendjahre wert waren durchlebt zu werden um der folgenden mittleren willen".

Dreizehntes Kapitel.

„Adam Bede."

George Eliot hatte mit ihren „Szenen aus dem Leben der Geistlichkeit" große Erwartungen erregt — sie wurden reich erfüllt in ihrem „Adam Bede".

Dieser Roman, dessen Handlung in Staffordshire („Stonyshire") am Ende des vorigen Jahrhunderts spielt, giebt uns ein Dorfidyll in satten Farben, bis ins Feinste ausgeführt, das, durch einen Fehler menschlicher Leidenschaft und menschlicher Schwäche gestört, sich zu einer furchtbaren Tragödie entwickelt.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Personen des Dramas. Adam Bede, der Held, ist ein Zimmermann nicht gewöhnlicher Art. Ausgezeichnet tüchtig in seinem Beruf, genügt ihm in seinem Schaffensdrange ein einfaches Handwerk nicht: aus dem Zimmermann entwickelt sich wie von selbst der Baumeister und der Förster, und sein durchdringender praktischer Verstand, der alle ihn umgebenden Verhältnisse mit gleicher Klarheit erfaßt, macht ihn selbst zum Güterverwalter geschickt. Eine gewaltige Körperkraft, eine rastlose Energie wirken zusammen, um allen seinen Unternehmungen in dem Umfange seiner dörflichen Lebenssphäre Gelingen zu sichern. Und da er auch durch Bildung seine Dorfgenossen überragt — er kann lesen und schreiben und rechnet vorzüglich

— so sind diese geneigt, ihn mit einer Art abergläubischer Bewunderung zu betrachten.

Dabei ist er ein Mensch von strenger Rechtlichkeit, von nagendem Pflichtgefühl, bei all seinem ehrgeizen Streben frei von jeder Versuchung zu unreinem Gewinn: er verschmäht das vortreffliche Geschäft, das er durch die Heirat der Tochter seines wohlhabenden Meisters machen könnte, da er sie nicht liebt. Er besitzt eine werkthätige Nächstenliebe, die weniger ein Resultat seiner christlichen Überzeugung als eine Erbschaft von seinen braven Eltern ist. Und in dem rauh-männlichen, hohen, breitschulterigen Burschen wohnt ein für Freundschaft und Liebe tief empfängliches, nach ihnen sehnlichst bedürftiges Kindesherz.

Aber er hat auch die Fehler seiner Tugenden — wie alle trefflichen Menschen, die George Eliot zeichnet. Wie von sich, verlangt er auch von anderen viel; er ist hart gegen die Schwächen seiner Mitmenschen, verhaßt ist ihm besonders die Energielosigkeit, wenn sie die Entfaltung guter Anlagen und Kräfte verhindert; seinem Vater, der einst selbst ein tüchtiger Zimmermann war, jetzt aber dem Trunk ergeben ist, zeigt er nie ein freundliches Gesicht, macht er die bittersten Vorwürfe. Die Launen und Empfindlichkeiten seiner Mutter, die er im Grunde sehr lieb hat, läßt er nicht, wie sein schwächerer Bruder Seth, über sich ergehen, sondern wehrt sie so kräftig ab, sodaß diese schließlich ein Gefühl ihm gegenüber hat, welches von der Furcht nicht weit entfernt ist. Er ist selbst ein verständiger Mensch; unverständigem Wesen muß er entgegentreten, auch bei seinen Eltern. Dafür aber unterhält er die ganze Familie, ohne Murren und ohne Rühmen; er schützt sie vor der Not, die ohne ihn sicher eintreten würde; denn sein weichherziger, schwankender Bruder, dessen frömmelnde Richtung sein Bedauern erweckt, bedarf selbst seiner Stütze. — „Ein seltener Zimmermann!“ werden wir ausrufen, in Erinnerung an all die Helden, welche schöne Phantasiegebilde

und im übrigen alles andere, nur nicht die Produkte ihres Gesellschaftskreises, ihres Berufes, des realen Lebens sind. — „Selten, aber nicht unwirklich", wird uns die Dichterin erwidern, „mein Vater war selbst solch ein Zimmermann". Und in der That: Adam Bede mit seinem athletischen Körperbau, seinen schwarzen Augen, dem schlichten schwarzen Haar, dem offenen, energischen, aber etwas scharfen und finsteren Gesichtsausdruck steht vor uns als eine Gestalt von Fleisch und Blut.

Die Vordersten in dem Kreise, aus welchem die Tüchtigkeit des Helden ihre Anregung und Anerkennung zieht, sind die Poysers: der behäbige, gutmütige Pächter, der allen Menschen wohl will und nur die schlechten Landwirte haßt; seine energische, intelligente Hausfrau, ebenso fest überzeugt von der Vortrefflichkeit der Produkte ihrer Milchkammer, wie ihr Mann von seinen Verdiensten um die Boden-Kultur, so mit Leib und Seele ihrem Berufe hingegeben, daß sie all die vielen Sprüche und Witzworte, mit denen sie ihre zahlreichen und ausführlichen Reden zu schmücken weiß, ausschließlich aus dem Gebiet der ländlichen Beschäftigungen entlehnt. Ein besser assortiertes Paar wie dieser Mann und diese Frau, die, wie sie selbst mit berechtigtem Stolze versichert, die Hälfte ihres Lebensunterhaltes verdient — „ein Viertel durch ihre Milchwirtschaft, ein anderes Viertel durch ihre Sparsamkeit" — ist nicht zu denken. Ihr Geist beherrscht und durchdringt die ganze Hausgenossenschaft, Alles atmet Wohlsein und Schaffenslust. Dieser ländliche Haushalt ist ein köstliches Kleinbild, das in seinem herzerfrischenden Farben nur von einer Dichterin geschaffen werden konnte, die selbst in ähnlichen Verhältnissen aufgewachsen und liebevoll tief sich in sie versenkt hatte.

Ein fein ausgeführtes Charakterbild wird uns gegeben in dem Freunde und Lehrer Adams, dem Dorfschulmeister Bartle Massey. Der Mann, eine einfach ehrliche, kernige Natur, hat,

ie aus seinen verhüllten Andeutungen hervorgeht, in jungen ahren eine furchtbare Enttäuschung erlebt, deren schuldige eranlasserin eine Frau gewesen ist. Das Resultat seiner erben Erfahrungen ist nicht bloß ein unverwüstlicher Weiberaß, sondern eine pessimistisch gefärbte Lebensanschauung: die Welt, die Menschen sind ihm, wie Mr. Tulliver in der „Mühle am Floß", in seiner geistigen Beschränkung „zu viel" gewesen, er zieht sich grollend und verachtend von ihnen zurück. Aber der Wurm, der ihm am Herzen nagt, hat die innere Gediegenheit desselben nicht zerstören können, und die borstige Außenseite des absonderlichen Junggesellen verdeckt einen reichen Fonds von Mitgefühl und Hilfsbereitschaft.

Als Mittel- und Bindeglied zwischen der ländlichen Bevölkerung und der Gutsherrschaft dient Pastor Irwine, ein Seelenhirt nach dem Herzen der Dichterin. Er liebt es nicht, das Ausnahmsweise, das Heilige seines Berufes durch Wort und Geberde seinen Pfarrkindern immerfort gegenwärtig zu erhalten. Er will ein Mensch wie alle anderen sein: er reitet gern, ißt und trinkt gut; den Klassikern, zu deren Lektüre er nicht die erforderliche Muße und vielleicht auch nicht mehr eine ausreichende Wortkunde in seinem Gedächtnis findet, widmet er nur noch eine platonische Verehrung, wie er überhaupt kein Freund angestrengter Thätigkeit ist. In allem das Gegenteil eines Fanatikers, hält er, wie Mr. Gilfil, kurze, sachliche, wenig erschütternde Predigten; er traut es sich nicht zu und glaubt auch wohl nicht daran, daß die Menschen durch die Kraft und Fülle des Wortes gebessert werden könnten. Dagegen wirkt er auf seine Umgebung in unberechneter und unberechenbarer Weise ein durch seine Persönlichkeit; durch sein im edelsten Sinne aristokratisches und zugleich freundschaftlich herablassendes Wesen, durch die ruhige Milde, die den Grundton seiner Reden und Handlungen bildet. Als Mensch, nicht als Geistlicher, ist er seinen Mitmenschen der Inbegriff des Guten; der geistliche Beruf gewährt seiner menschlichen Vortreff-

lichkeit nur das geeignete Operations-Feld. Man hört's den Leuten an, wenn sie von ihm sprechen, daß sie manchen schlechten Streich, manche unrechte That unterlassen haben und unterlassen werden, weil sie es schwer ertragen könnten, in der Achtung dieses Mannes zu sinken. Und man sieht's im Laufe der Erzählung, daß seine liebevolle Zurede mächtiger als ihr eigener Trieb und Willen, ihnen ein heiliges Gebot ist. Und was der hochmütige Priester, der in der Religion weiter nichts als ein Macht- und ein Zucht-Mittel erkennt, als die Krönung seiner Herrschsucht auf geraden und krummen Wegen erstrebt, das fällt diesem Menschenfreunde, dessen Herzensreinheit von keinem ehrgeizigen Gedanken befleckt wird, von selbst zu: die Herrschaft über die Gewissen.

Pastor Irwine steht mit der Familie des Gutsherrn Donnithorne in naher Beziehung; er ist der Lehrer seines Enkels und präsumptiven Erben gewesen, und er hat alle Ursache auf seine Erziehungs-Resultate stolz zu sein: die Gesinnung des ihm in schwärmerischer Verehrung ergebenen jungen Mannes ist eine vortreffliche. Arthur ist ein herzensguter, von den besten Absichten beseelter Mensch; in seinen Zukunftsträumen sieht er sich als Herr von Hayslope mit freigebiger Hand Geld austeilen zu nützlichen und wohlthätigen Zwecken; er sieht die Pächter, die reichliche Veranlassung haben, sich über die Hartherzigkeit des jetzigen Besitzers zu beklagen, unter seiner milden und gerechten Herrschaft ein frohes, behäbiges Leben führen; er sieht ein Mustergut, ein Musterdorf vor Augen, dessen üppig blühender Zustand den Durchreisenden Bewunderung abnötigen soll. Ist es doch seine einzige Freude, Glück um sich zu verbreiten, seine einzige Eitelkeit, von seinen Mitmenschen geliebt und verehrt zu werden. Und nicht lange Zeit wird es währen, bis seine geheimen Wünsche zur rosigen Wirklichkeit sich gestalten: noch in diesem Jahre erlangt er seine Mündigkeit, und sein Großvater, ein Achtziger, wird die

hwere Last der Verwaltung auf seinen gebeugten Schultern aum noch weitertragen können.

Welche vortrefflichen Menschen! Welch ein Leben, wo die Macht ihr einziges Privilegium in der Entwicklung und Förderung aller nützlichen Kräfte sieht! wo ein gutes Prinzip, verkörpert in der Person jenes unvergleichlichen Seelsorgers, die bösen Mächte des Lebens in stiller Thätigkeit bekämpft und überwindet! Wahrlich, wenn nicht das goldene, ein glückliches Zeitalter muß für Hayslope in kurzem heranbrechen! — —

Der Pächter Poyser hat vor Jahren eine verwaiste Nichte, Hetty Sorrel, in sein Haus aufgenommen. Sie ist jetzt zur lieblichsten Jungfrau erblüht und von jener Schönheit, die unter dem Hauch einer kindlichen Unbewußtheit um so bezaubernder hervorleuchtet. Die rauhen Dorfgenossen behandeln das zarte Geschöpf wie eine exotische Blume, die man nicht unsanft berühren darf, und Arthur Donnithorne, der zu allen Menschen liebenswürdige, bezeugt ihr eine ganz besondere Freundlichkeit. Heute, bei einem seiner leutseligen Besuche, plaudert er mit ihr in der Milchkammer; am anderen Tage, als sie ihre Muhme, die Kammerjungfer, im Schlosse besucht, begegnet er ihr zufällig im Park, und immer spricht er in so herablassender und fast höflicher Weise zu ihr, wie ein so feiner Herr mit Pächterstöchtern eben nicht zu verkehren pflegt. Das nächste Mal will er ihr sogar die Einsiedelei im Parke, die er wohnlich für sich hat einrichten lassen, zeigen. Aber er hält sein Wort nicht; schon ist sie am Ende des Parkes angelangt, ohne seiner ansichtig zu werden. Diese unfreundliche Nichtachtung macht ihr das Herz schwer bis zu Thränen. — Thörichtes Kind! Der verständige, der ehrenwerte Arthur Donnithorne denkt weiter als du; er weiß, daß eine Intimität zwischen einem jungen Lord und einer Dorfschönen nur traurige Folgen haben kann. — Er fühlt, wie ein unreines Verlangen in ihm Macht gewinnt; er will es bekämpfen — durch einen Ritt zu einem weit entfernten Freunde. Es ist daher wohl

Zufall, daß sein Racepferd auf dem Heimwege allmählich in eine schnelle, rasende Gangart verfällt und ihn zeitig genug zurückbringt, um Hetty im Park zu finden — weinend. Mitleid drängt ihn, sie zu trösten, und was tröstet Kinder besser als Zärtlichkeit? — Indessen — ob Zufall, ob uneingestandene Absicht — in dem Kampfe gegen seine Leidenschaft hat er eine Niederlage davongetragen. Er fängt an, seiner eigenen Kraft zu mißtrauen und fühlt sich fremder Hilfe bedürftig. Seinem geliebten Lehrer, seinem Gewissensrat will er sich anvertrauen: aber als er im Begriff ist, das beschämende Geständnis zu machen, lenkt Pastor Irwine das Gespräch auf einen anderen Gegenstand; der rechte Augenblick ist verpaßt, er wird eine andere Gelegenheit suchen. Indessen kommen neue Tage, neue Begegnungen vor dieser ersehnten anderen Gelegenheit. — —

Und Hetty? steht sie auch unter der Herrschaft jener unseligen Leidenschaft, der die Jugend so wenig Widerstand entgegenzusetzen vermag? — Sie ist Kind genug, um sich von den Folgen eines unerlaubten Verhältnisses keine deutliche Vorstellung zu machen. Aber Leidenschaft ist ebensowenig ihre Verführerin wie eine reiche, üppige Phantasie. Die kluge Mrs. Poyser trifft wieder einmal den Nagel auf den Kopf, wenn sie in ihr „nichts Besseres sieht, als einen Pfau, welcher auf der Mauer einherstolziert und seinen Schweif entfaltet, wenn die Sonne scheint — mögen auch alle Leute im Kirchspiel im Sterben liegen. Sie nimmt sich niemals etwas zu Herzen; auch damals nicht, als wir glaubten, der kleine Engel, die Totty, wäre in den Teich gefallen, und sie schrie sich beinahe die Seele aus dem Leibe. Hetty aber kümmerte sich nicht darum, und sie hat doch das Kind gewartet, solange es auf der Welt ist: ich bin überzeugt, ihr Herz ist hart wie Kiesel." Hetty liebt die Kinder nicht, und die Kinder lieben sie nicht; sie fühlt sich von ihrer Kousine Dinah, dem liebevollsten Geschöpf auf der Welt, abgestoßen; sie empfindet nicht den geringsten Trieb, ihrem guten Onkel, dem sie alles ver-

dankt, den kleinsten Dienst von den Augen abzulesen. Die Entschuldigung tiefen Gemüts, lebhafter Phantasie, die in einem jungen Frauenherzen die Gefahr einer leidenschaftlichen Hingebung leicht heraufbeschwören, hat sie nicht. Nur Eins giebt es, das ein Pfauenherz erfüllen, eine Pfauenphantasie auf Abwege locken kann: die Sehnsucht, im Lichte der Sonne den schönen Schweif zu entfalten. Eitelkeit ist das treibende Motiv auch für ihre Liebe. Sie würde Arthur nicht lieben, wenn er schön und liebenswürdig wäre und — ein Bauer. Sie will ihr eigenes schönes Bild in goldenem Rahmen prangen sehen — sie hat es gelesen, also ist es auch öfters dagewesen, daß aus einem Bauermädchen eine große Dame geworden ist. In ihrer kindlichen Märchenwelt ist Arthur der schöne Prinz, der sie eines Tages in prächtiger Karosse vom Pachthofe holen und ihre sonnigsten Pfauenträume verwirklichen wird.

Nur zu bald wird sie zur unliebsamen Wirklichkeit erweckt. Adam liebt Hetty mit der stillen, festen Neigung eines starken Herzens. Eines Abends, als er von der Arbeit durch den Park heimkehrt, sieht er, wie Arthur Hetty küßt, die bei seinem Anblick entflieht. Von einer ihm sonst fremden Wut ergriffen, eilt er auf Arthur zu, stellt ihn zur Rede und schlägt ihn im Faustkampf nieder. Dann nötigt er ihn, Hetty einen Absagebrief zu schreiben, den er selbst ihr in schonender Weise mitteilt. Ein harter Schlag, der aber auf Hetty keine andere fühlbare Wirkung ausübt, als daß sie sich den veränderten Verhältnissen eben fügt. Der biedere Adam, der in ihrem Verkehr mit Arthur nur eine oberflächliche Liebelei gesehen hat, nimmt ihre Schmiegsamkeit, deren wesentliche Ursache die Scheu vor seiner Energie ist, für Liebe, vergißt das Vorgefallene und macht ihr seinen Antrag." „Liebst Du mich wirklich, Hetty? Willst Du mein liebes Weib sein, das ich lieben, für das ich sorgen darf mein Leben lang?" — Hetty sprach nicht, aber Adams Gesicht war dem ihrigen ganz nahe, sie lehnte ihre runde Wange an die seine, wie ein Kätzchen. Sie wollte geliebkost sein —

wollte sich fühlen, als wenn Arthur wieder bei ihr wäre." Nun, sie wird Arthur allmählich ganz vergessen und Ada zärtlich geliebte Frau werden. —

Ganz anders ist es im Rate des Schicksals beschloss kaum ein Monat vergeht seit dem Vorabend ihrer Vermählu und wir finden Hetty wieder im Kerker, als Kindesmörde Bis zu jenem Tage hat sie sich über die furchtbaren Fol ihrer Liebe zu Arthur zu täuschen versucht, da entflieht mittellos, um den Vater ihres Kindes in Windsor aufzusuc findet ihn aber nicht, irrt zurück nach Norden und geb einen Knaben nicht weit von ihrer Heimat. In diesem klei Kieselherzen kann die Mutterliebe nicht zum bestimmenden fühl werden; es ist nur erfüllt von der einen egoistis Furcht vor der drohenden Schande. Sie will die Last di Kindes nicht durchs Leben tragen — sie wirft sie nie Aber das Schreien des Kleinen verfolgt sie überallhin Wachen und im Traume, und zieht sie zurück an den Ort That, wo sie ergriffen wird.

In der Zeit der harten Prüfung ist Dinah, die Met disten-Predigerin, ihre einzige Stütze. Sie ist es, die hartes, verstocktes Herz, das nur an die eigene Rettung de rührt und zum Geständnis bringt. Der Tod wird zwar d die von Arthur erwirkte Begnadigung abgewendet, aber Schande der Deportation muß Hetty in ihrer ganzen Schu über sich ergehen lassen; sie stirbt, nachdem sie ihre St verbüßt hat, auf der Rückfahrt nach England. Arthur verl sein Vaterland, um Kriegsdienste in Indien zu nehmen.

Zum Schlusse erhellt sich das entsetzliche Verhängnis, Schuldige und Unschuldige betroffen hat; Zeit und Verge leiten das Leben in seine alten Geleise wieder zurück. Ad verdüstertes Herz öffnet sich nach und nach einer neuen, ruhigeren Neigung zu Dinah; wir sehen ihn inmitten e kleinen Familie, im Besitz jener männlichen Zufriedenheit, frei von illusorischen Ansprüchen an das Leben, sich f

aus dem Schiffbruche der Hoffnungen einige Güter gerettet zu haben. Auch bei Poysers scheint der Geist des frohen Schaffens, des behaglichen Lebensgenusses wieder eingezogen zu sein. Und Arthur Donnithorne ist zurückgekehrt, ein ernster Mann, der nun wohl an die maßvolle Verwirklichung seiner überschwänglichen Jugendträume herantreten wird. — Das Gewitter hat ausgetobt; die Luft ist rein und frisch, wenn auch ein wenig kühl.

Von Dinah, dem Gegenbilde Hettys, wollen wir keine eingehendere Schilderung geben, wir könnten es nicht ohne eine Verunstaltung dessen, was die Dichterin so wundervoll vollendet, so ganz aus einem Gusse geschaffen hat. Um dieses unendlich fein und zart gearbeitete Kabinetstück der Charakteristik auch nur nachzuzeichnen, dazu gehört mehr, als ästhetische oder psychologische Urteilskraft in Verbindung auch mit der größten Formgewandtheit leisten könnte. Wie Dinah mit ihrem ungewöhnlich reichen Herzen unter Armut und Elend aufwächst, wie eine heilige, allumfassende Menschenliebe in ihr erglüht und sie treibt, der Klasse der Enterbten von ihren inneren Schätzen mitzuteilen, ihnen Buße und Liebe, das Glück der Selbstentäußerung zu predigen; wie sie dann ohne die Schwärmerei oder Strenge einer Heiligen, in schlichter Einfalt und Bescheidenheit ihr Ideal zu verwirklichen strebt — das kann nicht nachgeschildert, das muß mit allem poetischen Duft, der diese Figur umgiebt, nachempfunden, genossen werden. Niemals ist George Eliot eine ähnliche Schöpfung wieder geglückt: Romola ist eine Madonna, die in Wolken über unser irdisches Wirrsal hinschwebend, von unsern menschlichen Leiden und Freuden kaum berührt zu werden scheint; Dinahs Fuß tritt immer auf unsere feste Erde von der herrlichen Predigt an, die sie auf freiem Felde hält, bis zu dem Tage, der sie neben Hetty auf dem Armesünder-Karren findet. In der Naturwahrheit dieser Figur bei all ihrer sittlichen Transcendenz zeigt sich die außerordentliche Kunst der

Dichterin. Nur zuletzt scheint sie uns die einheitliche Wirkung dieser tief poetischen Konzeption gestört zu haben, indem sie dem Rate ihres Gatten folgte und Dinah zur Ehefrau Adams machte. Zu den vielen großen und schönen Situationen, in denen wir uns Dinah vorstellen können, gehört die einer liebenden Braut, einer hingebenden Gattin nicht; dazu fehlt ihr und muß ihr ihrem ganzen Wesen nach fehlen jenes relativ niedere, sinnliche Element, das sie zu einer ganz bestimmten Person des anderen Geschlechtes unwiderstehlich hinzieht. Wir erwarten von ihr auf den Antrag Adams die Antwort, daß die Liebeskraft ihres Herzens zu groß sei, um sie auf einen Mann und wenige Kinder beschränken zu können; daß sie ihrem Leben weitere und höhere Ziele gesteckt habe, als die in engem Kreise scharf begrenzten Pflichten einer Hausfrau es sind. Und offen gestanden, würden wir Adam wegen eines solchen abschlägigen Bescheides nicht bedauern: er hat eine Frau verdient, die er geistig und moralisch überragt, die ihr ganzes sinnliches und seelisches Glück in dem Besitz eines solchen Mannes findet. Ja, wir fürchten, daß von der weltumfassenden Liebe Dinahs zu wenig auf ihn, den Einzelnen entfallen wird. Die Dichterin hätte uns nichts von ihrem Nachleben zu sagen brauchen; wir wissen, sie wird all ihre Wünsche erfüllt sehen als weithin segensreich wirkende Vorsteherin einer großen Wohlthätigkeits-Anstalt; sie wird sterben, geliebt und beweint von Tausenden. Und wir wundern uns, daß unsere berechtigten Voraussetzungen getäuscht werden.

Schon in den „Szenen aus dem Leben der Geistlichkeit" durften wir die klare Anschauung, die tiefe Durchdringung der äußeren und inneren Natur ihrer Menschen rühmend hervorheben. Auch in diesem Roman würde es schwer sein, irgend etwas Gemachtes, Unwahres, Inkonsequentes in der Zeichnung der Figuren nachzuweisen — von dem durch Mr. Lewes veranlaßten End-Schicksal Dinahs abgesehen. Mit dem erleuchteten Blick des Genies hat sie jedes einzelne Bild erfaßt, mit

eiserner Energie hat ihre Phantasie das einmal Geschaffene unter allem Wechsel der Begebenheiten in seinem eigentlichen Wesen festgehalten und folgerichtig bis in die unbedeutendsten Lebensäußerungen durchgeführt. Nichts von romanhafter Konvenienz in ihnen, kein Verfallen aus ihrem eigenen natürlichen Stile in den Schriftstil, welchen die Verfasserin selbst zu gebrauchen pflegt — wie wir es bei Scott trotz seiner Fähigkeit zu plastischer Anschauung so häufig finden — überall Originalität, strenge Naturwahrheit.

Wir beschränken uns darauf, auf die feine psychologische Motivierung der furchtbaren That Hettys hinzuweisen. Wir sehen das liebliche Mädchen zunächst im Kreise ihrer vortrefflichen Angehörigen unempfindlich gegen alle ihr erwiesene Güte, gleichgültig gegen alle, von denen sie geliebt wird. Am äußeren Glanze hängt ihr ganzes Herz, und zu Arthur zieht sie kein tieferes Gefühl als Eitelkeit. Wir sehen sie, nachdem die Seifenblasen ihrer ehrgeizigen Träume geplatzt sind, nach der Hand des Mannes greifen, der ihr nächst Arthur als die beste Partie erscheint, ohne Scheu, ohne Empfindung des furchtbaren Unrechts, das sie seinem treuen Herzen damit anthut. Ohne jede Regung für alles, was gut und edel ist, steht sie vor uns, gedankenlos nach dem Scheine haschend. Sie entflieht, nicht niedergedrückt von dem Bewußtsein der Schmach, die sie über ihre unbescholtene Familie gebracht hat, sondern aus Furcht vor den unangenehmen, ihrer Eitelkeit unerträglichen Situationen, die ihr bevorstehen, wenn ihre Schande ruchbar wird. Wir sehen voraus, daß ihr das Gefühl der Mutterliebe über die kommenden schweren Tage nicht hinweghelfen wird; und wir wundern uns keineswegs, daß sie in Arthurs Sohn nicht das teure Pfand seiner Liebe, sondern nur eine Last sieht, bestimmt, ihr das Leben zu vergällen. Sie liebt Arthur auch nicht mehr, sondern haßt ihn als den Urheber ihres Unglückes. In Abwesenheit jedes höheren Gefühls, jedes Vertrauens auf Gott und das versöhnliche Gemüt ihrer

Angehörigen, unfähig zu demütiger Ergebung in das selbs[illegible] bereitete Schickſal, ſinkt ſie in ſtumpfe Verzweiflung, in d[illegible]er nur noch der tieriſche Selbſterhaltungstrieb über ſie Mac[illegible]ht hat. Auch als der Mord entdeckt iſt, wird ſie nicht übe[illegible]er-wältigt von der Erinnerung an das Entſetzliche; ſie verhar[illegible]rrt in ſtarrem, ſinnloſem Leugnen deſſen, was ſonnenklar zu Ta[illegible]ge liegt. So muß das Gemüt beſchaffen ſein, das ſolche Th[illegible]at vollbringen kann.

Bei der Betrachtung der Kompoſition des Romans fäl[illegible]llt uns die einheitliche Geſchloſſenheit der Handlung auf, die ſi[illegible]ſich in zwei Worten wiedergeben läßt: das unerlaubte Verhältn[illegible]nis zwiſchen Arthur und Hetty mit ſeinen Folgen. Als kontraſti[illegible]erende Erweiterung der Handlung iſt Leben und Schick[illegible]ſal Dinahs dem Leben und Schickſal Hettys gegenüber geſtel[illegible]llt. Dieſe beiden Frauen-Figuren ſtehen offenbar — auch nach d[illegible]er Konzeption des Romans, wie wir ſpäter ſehen werden — i[illegible]n Mittelpunkte der Handlung. Nun iſt neben ihnen das Bi[illegible]ild Adams mit einer Breite ausgeführt worden, die, wie auch d[illegible]er Titel, deutlich zeigt, daß die Dichterin ihn als den Held d[illegible]er ihrer Dichtung aufgefaßt wiſſe wollte. Der epiſche He[illegible]ld braucht allerdings nicht überall handelnd einzugreifen, er da[illegible]rf paſſiver ſein als der dramatiſche; aber immerhin muß e[illegible] diejenige Perſönlichkeit ſein, welche von den Vorgängen d[illegible]er Dichtung am tiefſten betroffen wird, welche von allen Mi[illegible]t-ſpielern unſer höchſtes Intereſſe erweckt. Adam Bede wi[illegible]rd von dem Kindesmorde und der Verurteilung Hettys hart mi[illegible]t-genommen, härter z. B. als ihre eigenen Angehörigen, ab[illegible]er doch nicht unmittelbar, wie Hetty und Arthur. Wir fühl[illegible]len tiefes Mitleid mit dem betrogenen Ehrenmanne; aber w[illegible]ir fühlen auch, daß ſeine Stärke den herben Schlag überwind[illegible]en wird, und gegenüber dem Schickſale Hettys und Arthurs ſte[illegible]ht er ſicher im Hintergrunde unſeres Intereſſes. Wahrſcheinl[illegible]ich

fand die Dichterin in dieser Stellung der Figuren, welche das Schluß-Tableau der eigentlichen Handlung zeigt, (neben dem Rate ihres Gatten) eine kompositionelle Nötigung, jene psychologisch kaum zu motivierende Liebe zwischen Adam und Dinah anzubahnen. Wäre es nicht geschehen, unsere Aufmerksamkeit wäre durch die Haupthandlung vollkommen von Adam abgelenkt worden. Denken wir uns das Verhältnis zwischen den Figuren Arthurs und Adams umgekehrt, die erstere mit der Breite der letzteren ausgeführt, so hätte Arthur die männliche Hauptperson des Romans werden können, ebenso wie Tito in „Romola" es ist; dann wäre uns die Perspektive richtiger vorgekommen. Die ausgeführteste Zeichnung hätte Philip Wakem ebenso wenig zum Helden der „Mühle am Floß" machen können, wie Brackenburg der Held des „Egmont" werden konnte. Adam Bede ist eine viel thatkräftigere Figur, die unser Interesse in viel höherem Grade in Anspruch nimmt, als der von Natur und Erziehung zum Leiden bestimmte Philip Wakem; aber seine Stellung zu der eigentlichen Handlung des Romans ist der Wakems wenigstens ähnlich: er ist nach dem Interesse, das sich an ihn knüpft, der Held nicht.

Das erste und zweite Buch enthält die Exposition: wir lernen alle Personen der Handlung in ihrem Wesen und den gegenseitigen Beziehungen kennen und sehen das Verhältnis zwischen Arthur und Hetty sich aus ihren Charakteren naturgemäß entwickeln. Das Entstehen desselben und der Tod des dem Trunke ergebenen Vaters Adams, der die Kräfte des letzteren für selbständiges Handeln frei macht, sind die einzigen Geschehnisse dieser beiden Bücher. Das dritte Buch wird von dem Fest, das bei Gelegenheit der Majorennitäts-Erklärung Arthurs veranstaltet wird, nahezu ausgefüllt. Daneben steigt Adam in Ansehen und Vermögen, und das Liebesverhältnis Arthurs gedeiht zu einer Höhe, die eine Krise unausbleiblich erscheinen läßt. Im vierten Buche entdeckt Adam das, was er für eine Liebelei zwischen Arthur und Hetty hält. Aber

der Sturm wird noch einmal beschworen; die Liebenden werden getrennt, Adam und Hetty verloben sich. Hat die Handlung hier bereits ein beschleunigtes Tempo angenommen, so ist sie im fünften Buche, in welchem die Katastrophe hereinbricht, einem wilden Strome vergleichbar, der, alles Menschenglück auf seinem Wege zermalmend, dahinbraust: Hettys Flucht und Irrfahrt, Niederkunft und Kindesmord, Überführung und Strafe. Die durch diese Ereignisse bedrohte materielle Existenz Adams und der Poysers wird erhalten durch die Entfernung Arthurs. Das sechste Buch, das anderthalb bis acht Jahre später spielt, zeigt die Wiederaufrichtung der durch diesen furchtbaren Schicksalsschlag gebeugten Menschen: das Entstehen der Liebe zwischen Adam und Dinah, den Tod Hettys, die Heimkehr Arthurs.

Den künstlerischen Wert der drei mittleren Bücher (3—5) können wir ohne den Gebrauch überschwänglich klingender Ausdrücke kaum gebührend bezeichnen. Alle einzelnen Strahlen des Genius, welche die „Szenen" so verheißungsvoll durchleuchten, haben sich hier zu einer Lichtfülle vereinigt, die den Kunstverständigen in staunende Bewunderung versetzt, den Laien unbewußt mit fortreißt. Diese psychologische Tiefe, diese unfehlbare Wahrheit der Charakteristik; diese natürliche, selbstverständliche Folge der Ereignisse, die jedes zweifelnde Wie und Warum ausschließt; diese gleiche Fähigkeit, die ruhige Fläche eines idyllischen Lebens liebevoll und anziehend auszumalen, und es dann plötzlich mit einem wahren Sturm des Jammers und Leidens bis in seine Tiefen aufzustören, ohne Gebrauch des Romanhaften, ohne Streben nach Sensation, in vollster dichterischer Besonnenheit und menschlicher Bescheidenheit — welche Gaben! Welche wundervolle Kontrast-Wirkung zwischen dem farbensatten Gemälde dieser fröhlich zufriedenen Menschen in lachender Natur und der verzweifelten Wanderung Hettys über graue, kahle, steinige Hügel, auf vergeblicher Suche nach dem Vater ihres Kindes! Die furchtbare Tragik dieser

Wanderung, die allein durch George Eliots tiefgehenden Realismus zu erzielen war, hat sie nur noch einmal in der „Mühle am Floß" erreicht und an Reinheit, wenn auch nicht an Kraft der Wirkung übertroffen. Diese drei Bücher sind unzweifelhaft die Schöpfung einer Dichterkraft ersten Ranges.

Die Exposition (Buch 1 und 2) nimmt mehr Raum ein als die eigentliche Handlung (Buch 3—5), steht also in offenbarem Mißverhältnisse zu ihr. Wir dürfen indessen diesen Tadel nicht aussprechen ohne die mildernden Umstände, welche in der Schwierigkeit gerade dieser Exposition liegen, anzuerkennen. Wenn ein Dichter eine großartige, weitverzweigte Handlung erfindet, die nicht bloß das Schicksal weniger Menschen schildern, sondern das Bild einer ganzen Kultur-Phase entrollen soll, so bedarf er nur einer wenig umfangreichen Exposition, ja er kann in vielen Fällen mit der eigentlichen Handlung beginnen; an den mannigfachen größeren und kleineren Ereignissen, die er berichten will, hat er die reichlichste Gelegenheit, seine Personen sich entwickeln und ausleben zu lassen. Anders ist es mit der einfachen Handlung eines Dorfromans, der sich nicht auf der großen Bühne des öffentlichen Lebens bewegt: was wir hier nicht an der Vielseitigkeit und Bedeutung der Ereignisse erfahren können — Gesinnung der Handelnden, Triebfedern des Handelns — wird uns gezeigt werden müssen in Schilderungen an sich unbedeutender Vorgänge und Situationen des Familien- und Kommunallebens, die vor der eigentlichen Handlung liegen. Hier fällt dem Dichter die schwere Aufgabe zu, in einer breiten Exposition das fehlende sachliche Interesse durch seine deskriptive Kunst, durch vertiefte, seelenvolle Kleinmalerei zu ersetzen. George Eliot besitzt die idyllische Begabung in ganz hervorragendem Maße; sie kennt die Menschen und Gegenstände, die sie schildern will, durch und durch, sie ist ja stolz darauf, unter ihnen aufgewachsen zu sein: so überläßt sie sich ihrem Hange mit einer Art von Wollust und tischt uns in der Einleitung

eine Reihe von Genrebildern auf, die von einer ganz bezaubernden Frische und Lieblichkeit sind. Die Lust, die sie beim Zeichnen dieser Bildchen empfindet, überträgt sich auf uns; bei ihrem Anschauen vergessen wir die Länge des Weges, den wir bis zum Beginn der Handlung zurückzulegen haben; und wenn wir uns auch eingestehen, daß eins oder das andere aus Rücksicht auf die dichterische Ökonomie fehlen könnte, würde es uns doch sehr schwer werden zu sagen, welches von ihnen wir missen möchten.

Weniger zu entschuldigen ist die Existenz des sechsten Buches. Es kann nach dem Abschlusse der Haupthandlung weiter nichts sein als ein Epilog, dem indessen sein wesentliches Charakteristikon, gedrängte Kürze, fehlt. Unser Interesse ist von der Höhe der Handlung mit der Katastrophe hinabgesunken und nicht wieder zu erwecken, auch nicht durch die Neigung Adams zu Dinah.

Im Einzelnen ist als ganz besonders gelungen die Darstellung des Kindesmordes hervorzuheben, in der die Dichterin die naheliegende Gefahr, an Stelle tieferer Empfindung rohe Sensation zu erregen, bewußt vermieden hat. Wir verlassen Hetty in sinnloser Verzweiflung vor der jede Stunde zu erwartenden Geburt des Kindes. Dann trifft uns wie ein Donnerschlag die Nachricht aus dritter Hand, daß Hetty des Mordes angeklagt ist. Wir wissen nichts von den näheren Umständen der That und zweifeln mit Adam an der Möglichkeit derselben. Die Dichterin führt uns dann vor Gericht: aus den Zeugenaussagen erfahren wir, was der That vorangegangen und gefolgt ist, und können uns der Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß sie von Hetty begangen worden ist. Ganz zuletzt, als das verstockte Herz der Schuldigen von der rührenden Liebe Dinahs erweicht wird, lernen wir den Hergang kennen; aber das Gefühl des Entsetzens in uns wird gemildert durch die Schmerzensausbrüche der zerknirschten Sünderin, durch das Mitleid, das ihre Gewissensqualen erregen.

Mit dieser Zartheit in der Schilderung des Gräßlichen scheint die Begnadigung Hettys erst unter dem Galgen im Widerspruch zu stehen. Weshalb hat die Dichterin uns diese Szene des Grauens nicht erlassen? weshalb konnte Arthur mit dem Gnadenbriefe nicht am Vorabende der Hinrichtung eintreffen? — Der geistreiche Montégut findet keine andere Erklärung für diese Veranstaltung als ein gewisses Sensations-Bedürfnis, das ihr in ihren Erstlings-Produkten als Verehrerin und teilweise Nachahmerin Scotts noch eigen gewesen sei. Andererseits ist er außer stande, die geniale Originalität gerade ihrer ersten Schöpfungen, die weder an Scott, noch an Bulwer, noch an Dickens oder Thackeray erinnern, in Frage zu stellen. Und es ist Thatsache, daß wir weder in den „Szenen" noch in einem ihrer folgenden Werke irgend etwas finden, das nach Sensation schmeckt. — — Wir lassen diese Frage vor der Hand noch offen und wollen später versuchen, sie gegen Montégut aus der sittlichen Tendenz der Dichterin heraus zu entscheiden.

Wir haben die Fehler welche wir in der Komposition des Romans zu erkennen glaubten, nicht verschwiegen; trotz ihrer aber muß ein Gesamturteil „Adam Bede" als eine Leistung bezeichnen, welche ihre Urheberin in eine Reihe mit den ersten Romanschriftstellern stellt.

Wer, wie der Schöpfer einer Dichtung, „weiß, aus wie weit von einander gelegenen Elementen des Selbsterlebten, aus was für eine Vereinigung von feinen schattenhaften Seelenbildern mit gewissen thatsächlichen Gegenständen und Vorgängen ein Roman entsteht," dem muß es in der That mehr als gewagt erscheinen, wenn ein Interpret es unternimmt, auf Grund einzelner Übereinstimmungen zwischen Dichtung und Wahrheit den faktischen Kern aus der ihn umwuchernden Hülle der Fiktion herauszuschälen, und einen Schlüssel zu der Ent-

stehung des Werkes zu finden den der Dichter selbst kaum würde liefern können. Jedenfalls, wenn derartige Enthüllungen überhaupt versucht werden, müssen sie sich direkt oder indirekt auf das Zeugnis des Dichters selbst stützen, oder sie sind eben fruchtlose Übungen des Scharfsinnes, müßige Spielereien der Phantasie, wie gewisse Partien in der übrigens recht tüchtigen Eliot-Biographie der Miß Blind, welche die Schwierigkeiten, die Unmöglichkeiten eines solchen Beginnens nicht in ihrem ganzen Umfange zu ermessen scheint. Nichts kann aber interessanter und für die Entwickelung der ästhetischen Wissenschaft wichtiger sein, als wenn der Künstler selbst uns über Geburt und Wachstum seiner Schöpfung Aufschluß erteilt, wie G. Eliot es in Bezug auf „Adam Bede" gethan hat. Ihr Tagebuch giebt uns die Geschichte des Romans:

„Den Keim zu „Adam Bede" bildete eine Anekdote, welche mir meine methodistische Tante Samuel (die Frau des jüngeren Bruders meines Vaters) erzählte — eine Anekdote, die sie selbst erlebt hatte. Wir saßen eines Nachmittags während ihres Besuches in Griff, wahrscheinlich im Jahre 1839 oder 1840, zusammen, als es ihr einfiel mir zu erzählen, wie sie eine verurteilte Verbrecherin besucht hatte — ein sehr ungebildetes Mädchen, die ihr Kind ermordet hatte und sich weigerte ein Geständnis abzulegen; wie sie die Nacht über bei ihr betend verweilt hatte, und wie das arme Geschöpf zuletzt in Thränen ausbrach und ihr Verbrechen gestand. Meine Tante begleitete sie nachher auf dem Karren zur Richtstätte; und sie schilderte mir die große Achtung, mit welcher das Beamten-Personal des Gefängnisses sie um dieses Dienstes willen behandelte. Diese Geschichte, von meiner Tante mit großer Bewegung vorgetragen, rührte mich tief und ich habe niemals den Eindruck jenes Nachmittags und unser Zwiegespräch vergessen, aber ich glaube, ich habe niemals in all den dazwischenliegenden Jahren davon gesprochen, bis sich im Dezember 1856, als ich die „Szenen aus dem Leben der

Geistlichkeit" zu schreiben begonnen hatte, irgend eine Veranlassung fand, es Georg zu erzählen. Er bemerkte, daß die Szene im Gefängnis ein schönes Kapitel in einer Erzählung bilden würde; und ich kam später auf den Gedanken, diese und einige andere Erinnerungen von meiner Tante in eine Geschichte zu vereinigen, mit einigen Seiten in dem Jugendleben und Charakter meines Vaters. Das Kompositionsproblem, das zu lösen war, bestand darin, das unglückliche Mädchen zu einer der Hauptpersonen des Dramas zu machen und sie mit dem Helden in Beziehung zu setzen. Anfangs hatte ich die Absicht, die Geschichte in die Reihe der „Szenen" aufzunehmen, aber später, als ich aus verschiedenen Gründen diese mit „Janet's Reue" abschloß, entschloß ich mich „die Geschichte meiner Tante", wie wir sie immer in unserem Gespräche nannten, zum Gegenstande eines langen Romans zu machen, den ich dann auch am 22. Oktober 1857 zu schreiben begann.

Der Charakter Dinahs erwuchs aus meinen Erinnerungen an meine Tante, aber Dinah ist durchaus nicht meiner Tante gleich, die eine sehr kleine, schwarzäugige Dame war und (wie man mir erzählte, denn ich habe sie nie predigen hören) einen sehr heftigen Ton in ihren Predigten anschlug. Sie predigte nicht mehr, als ich sie kennen lernte, da sie wohl 60 Jahre alt und kränklich war; auch war sie, wie mein Vater mir erzählte, viel freundlicher und milder als in den Tagen ihrer Seelsorger-Thätigkeit, wo ihr Körper sich in der Fülle der Kraft befand und wo sie keine Ruhe hatte, wenn sie nicht Bahn- und Strafpredigten zur Zeit und zur Unzeit halten konnte. Ich hatte sie sehr gern und fühlte mich in den wenigen Wochen ihres Aufenthaltes bei mir sehr zu ihr hingezogen. Sie war liebevoll und freundlich zu mir, und ich konnte ihr von meinem inneren Leben erzählen, das meiner gewöhnlichen Umgebung streng verschlossen blieb. Ich habe sie nur noch zweimal gesehen und beide Male viel kürzere

Zeit — einmal in ihrem eigenen Hause zu Wirksworth in Derbyshire, und einmal in dem letzten Wohnorte meines Vaters, Foleshill.

Der Charakter Adams und ein paar ihn berührende Begebenheiten wurden aus meines Vaters Jugend entnommen; aber Adam ist ebenso wenig mein Vater, wie Dinah meine Tante ist. Es ist in der That nicht ein wirkliches Portrait in „Adam Bede". Die Gegenstände meiner Erfahrung sind nur in neue Kombinationen verarbeitet worden. Als ich die Niederschrift begann, waren die einzigen Partien, über welche ich mir außer dem Charakter Dinah's klar geworden war: der Charakter Adams, sein Verhältnis zu Arthur Donnithorne und ihr beiderseitiges Verhältnis zu Hetty, d. h. zu dem Mädchen, welches einen Kindesmord begeht; die Szene im Gefängnis war natürlich der Höhepunkt, nach welchem ich hinarbeitete. Alles übrige wuchs aus den Charakteren und ihren gegenseitigen Beziehungen heraus. Auf Dinahs schließliches Verhältnis zu Adam brachte mich Georg, als ich ihm den ersten Teil des ersten Bandes vorgelesen hatte: er war so entzückt von der Darstellung Dinahs, und so überzeugt, daß des Lesers Interesse sich auf sie konzentrieren würde, daß er sie zuletzt zur Hauptfigur gemacht zu sehen wünschte. Ich machte die Idee sofort zu der meinigen und hatte sie vom Ende des 3. Kapitels an bei der Arbeit beständig im Auge.

Der erste Band wurde in Richmond geschrieben*) und im März Blackwood übergeben. Er bezeugte große Bewunderung für seine Frische und Lebendigkeit, aber schien Bedenken zu tragen, ihn in das Magazin aufzunehmen, in welcher Form er sowohl wie ich selbst seine Veröffentlichung anfangs in Aussicht genommen hatte. Er wünschte ihn indessen dennoch für das Magazin zu haben, aber er wollte den Verlauf der Geschichte kennen. Vorläufig fand er nichts, das ihrer

*) Begonnen wurde er am 22. Oktober 1857.

Aufnahme in dasselbe hinderlich sein konnte, aber er hätte gern mehr gesehen. Ich weiß nicht, ob seine Bedenken ausschließlich von Hettys Verhältnis zu Arthur erregt wurden, oder ob sie sich mehr auf die Behandlung des Methodismus durch die Kirche bezogen. Ich weigerte mich, meine Geschichte im voraus zu erzählen, weil ich sie nicht abseits von meiner Darstellung beurteilt sehen mochte, welche allein den sittlichen Wert der Kunst bestimmt, und schließlich schlug ich vor, die Veröffentlichung des Romans im „Magazine" aufzugeben und ihn in drei Bänden, wenn möglich, zu Weihnachten erscheinen zu lassen. Er willigte ein.

Den zweiten Band begann ich in der zweiten Woche meines Münchener Aufenthalts um die Mitte des April. Während wir in München waren, sprach Georg die Befürchtung aus, daß Adams Rolle durch das ganze Drama zu passiv wäre, und daß es wichtig wäre, einen direkteren Zusammenstoß zwischen ihm und Arthur zu veranlassen. Dieses Bedenken ging mir nicht aus dem Sinn und daraus entstand dann die Szene im Walde zwischen Arthur und Adam; der Kampf ging mir als eine Notwendigkeit auf eines Abends in der Münchener Oper, als ich „Wilhelm Tell" hörte. Die Arbeit schritt in München langsam und mit Unterbrechungen vorwärts, und als wir abreisten, hatte ich nur bis zum Beginn des Tanzes am Geburtsfeste geschrieben; aber in Dresden schrieb ich ununterbrochen und mit großem Behagen an den langen, ruhigen Vormittagen und vollendete fast den zweiten Band dort — bis auf das letzte Kapitel, glaube ich, das ich hier in dem alten Zimmer zu Richmond schrieb in der ersten Woche des September, und schickte dann das Manuskript an Blackwood ab. Die Eröffnung des dritten Bandes — Hetty's Reise — wurde wohl schneller geschrieben als der übrige Teil des Buches, und blieb unverändert nach dem ersten Entwurfe bestehen. Überhaupt habe ich in dem ganzen Buche wenig geändert, und die einzigen Fälle, in denen Georg mehr als

eine Wortveränderung anriet, als ich ihm das Manuskript vorlas, waren die erste Szene auf dem Pachthof und die Szene im Walde zwischen Arthur und Adam, die er mir beide zu erweitern anempfahl, was ich auch that.

Als ich am 29. Oktober bis zum Ende der Liebes-Szene auf dem Pachthof zwischen Adam und Dinah geschrieben hatte, sandte ich das Manuskript an Blackwood, da der Rest des dritten Bandes das Urteil über den vorausgehenden Teil nicht modifizieren konnte. Er schrieb zurück in Ausdrücken warmer Bewunderung und bot mir 800 £ für ein vierjähriges Verlagsrecht. Ich nahm das Angebot an. Die letzten Worte des dritten Bandes wurden am 16. November geschrieben und nach Edinburg befördert, und jetzt, am letzten Tage desselben Monats, habe ich diese kurze Geschichte meines Buches geschrieben. Ich liebe es sehr und habe ein tiefes Dankesgefühl für mein Werk, was auch das Publikum davon sagen mag — ein Resultat, das noch im Dunkel der Zukunft ruht, denn ich habe bisher erst vier Korrekturbogen erhalten. Das Buch würde zu Weihnachten oder vielmehr früh im Dezember erschienen sein, wenn Blackwood um die Zeit nicht Bulwers „Was wird er damit machen" zu veröffentlichen gehabt hätte und nicht zu befürchten gewesen wäre, daß sein Roman dem meinigen Eintrag thäte".

Es ist selbstverständlich, daß wir etwas Verläßlicheres über die Entstehung des „Adam Bede" als diesen Bericht, den die Dichterin unmittelbar nach Vollendung des Werkes unter dem 16. November 1858 in ihr Tagebuch geschrieben hat, nicht erlangen können. Noch ein anderer authentischer Bericht existiert in einem Briefe der Verfasserin an ihre Freundin Sara Hennell vom 7. Oktober des folgenden Jahres, der mit dem vorstehenden in allen Einzelheiten übereinstimmt. Daß Miß Blind, welche ihn in ihrer Biographie abdruckt, sich nicht daran hat genügen lassen, sondern zwei anderen Büchern größeren Glauben schenkt, ist nicht recht be-

greiflich. Was kann es ausmachen, wenn ein apokrypher Verfasser, der auf dem Titel seines Buches[57]) den Glauben erwecken möchte, daß er Samuel Evans wäre, der er sicherlich nicht ist, uns erinnern will, Seth Bede sei ein Porträt des Onkels der Dichterin? Nirgends, weder in ihren Briefen noch in ihren Journalen, zeigt sich das geringste Interesse für diese Persönlichkeit, die sie nur zweimal ganz flüchtig gesehen hat. Wenn man in Wirksworth so felsenfest überzeugt war, Mrs. Elizabeth Evans sei das Urbild der Dinah Morris, daß man ihr Andenken auf einer Votiv-Tafel[58]) in der dortigen Methodisten-Kapelle unter dem letzteren Namen verewigte: so müssen wir diesen Glauben eben für unrichtig halten und mit der Dichterin der Ansicht sein, daß in diesem Faktum sich „die unklare, leicht befriedigte Vorstellung von ungebildeten Leuten" ausspricht, „deren trübes Unterscheidungsvermögen in einer gewissen Gattungs-Ähnlichkeit ein Porträt sieht". Und wenn ein gewisser Guy Roslyn eine Broschüre[59]) verfaßt, um nachzuweisen, daß die Lokalität von „Adam Bede" (das Dorf Hayslope) sich bis auf den kleinsten Winkel in dem Dorfe Ellaston bei Ashbourne in Staffordshire wiederfindet, so dürfen wir diese vergebliche Mühe bedauern. George Eliot sagt mit dürren Worten: „Wieviel von lokalem und persönlichem Detail ich den Grafschaften Staffordshire und Derbyshire verdanke, kann man sich leicht denken, wenn ich versichere, daß ich in keiner derselben jemals länger als ein paar Tage verweilte und daß ich nur von zwei derartigen Besuchen mehr als eine schattenhafte, unzusammenhängende Erinnerung habe". Ihre Erinnerung hat nicht weiter gereicht, als den generellen landschaftlichen Charakter der beiden Grafschaften naturgetreu wiederzugeben. Von faktischem Detail steht für uns nur soviel fest, daß Robert und Samuel Evans — wie Adam und Seth Bede — die Söhne eines Zimmermannes in Ellaston in Staffordshire waren und beide zu dem Handwerk des Vaters herangebildet wurden; daß Robert,

wie Adam, sich vom Zimmermann zum Güterverwalter erhob daß Samuel, wie Seth, sich einer frömmelnden religiösen Richtung ergab, welcher der geistig kerngesunde Robert wahrscheinlich ebenso unsympathisch gegenübergestanden haben wird, wie Adam. Ein wirkliches Porträt ist in der Dichtung nicht vorhanden: Adam hat nur die Züge der Kraft und Ausdauer, der Umsicht und des Fleißes, der sittlichen Energie von Robert Evans erhalten. Die vielfachen Bemühungen, weitere autobiographische Momente in der Dichtung zu entdecken, die Sagenbildung,[60]) welche um sie herumgewuchert ist und von der wir noch ein merkwürdiges Stück zu erzählen haben werden, haben für uns nur insofern Interesse, als sie beredte Zeugnisse sind für den gewaltigen Eindruck, welchen der Roman auf alle Bevölkerungsklassen Englands hervorgebracht hat.

Wichtiger als all das und für den Ästhetiker sicher das Allerwichtigste aus dem obigen Berichte ist, wenn man so sagen darf, die Art der Keimbildung des Kunstwerkes. So, aus einer einzelnen lebhaft angeschauten Szene werden, wie aus einer Keimzelle, meistens die legitimen Kinder der dichterischen Phantasie emporwachsen; sobald dieser Keim, die Gefängniß-Szene zwischen Dinah und Hetty, im Geiste der Dichterin zum Leben erwacht, teilt er sich in die Gebilde Hetty und Dinah, deren Charaktere und Schicksale nach dem Ziel jener Szene hin ihre selbständige Entwickelung nehmen; wie Äste sprießen heraus die Figuren Adams und Arthurs, und um diese vier Gestalten herum gruppiert sich das Zweigwerk der Nebenfiguren, der verschiedenen Lebenskreise, welche die Entwickelung jener bestimmen helfen. Als fester, alle größeren und kleineren Sprossen zu einem organischen Ganzen vereinigender Stamm durchzieht sie die Idee oder besser gesagt — da es selten gelingt, den geistigen Inhalt einer Dichtung auf eine einzige Formel zu bringen — der Ideengehalt der nicht im voraus gewollt und zuerst da war, der sich erst mit und an den einzelnen Gliedern von selbst aus der

Charakter, der Lebensanschauung des Schöpfers herausbildet: so steht zuletzt das vollendete Kunstwerk vor uns, ein weithin schattender, Tausende erlabender Baum.

Die Verfasserin befand sich während der Arbeit, wie in allen späteren gleichen Fällen, in einem Zustande ängstlicher Aufregung in Betreff des Gelingens ihres Werkes. „Ich erkenne," schreibt sie kurz vor dem Erscheinen „Adam Bedes" an Blackwood, „daß ich die Qualitäten zu einem „populären Schriftsteller" nicht besitze, und doch fühle ich ein großes Bedürfnis nach warmer Sympathie, welche nur die Popularität gewinnen kann." Mit Zittern und Zagen empfing sie einen Monat nach der Publikation ein Paket von Rezensionen aus Edinburg, das sie — ihrem Gatten zu lesen gab. So erhielt sie die Nachricht von dem glänzenden Erfolge ihres Werkes erst aus zweiter Hand. Andere Anerkennungen als die Urteile unbekannter, mehr oder weniger kompetenter Rezensenten, an denen ihr im ganzen wenig lag, blieben nicht aus. Mrs. Carlyle kam zuerst mit einem neuen Briefe an die ihr unbekannte Verfasserin und bereitete ihr „den besten Triumph", den sie wünschen konnte, mit den Worten, daß sie sich „in Liebe mit dem ganzen Menschengeschlecht" gefühlt habe, als sie das Buch aus der Hand legte. Dann lief ein Schreiben von Froude ein; Charles Reade erklärte den Roman überschwenglich „für das Schönste, das seit Shakspere erschienen sei". Bulwer richtete sehr schmeichelhafte Zeilen an Blackwood, welcher ihm ein Exemplar zugesandt hatte; er machte im folgenden Jahre die Bekanntschaft der Dichterin und konnte sein Lob mündlich wiederholen. Nur zwei Fehler fand er an der ausgezeichneten Dichtung: den übermäßigen Gebrauch des Dialekts und die Heirat zwischen Adam und Dinah, worauf die Verfasserin erklärt, „sich lieber sämtliche Zähne ausziehen lassen zu wollen, ehe sie das eine oder das andere aufgebe". Spencer und

Dickens blieben mit tief gefühlten Anerkennungsschreiben nicht aus. Wie schnell George Eliot Popularität gewonnen hatte, beweist der Umstand, daß schon zwei Monate nach dem Erscheinen „Adam Bedes" eine der vielen sayings der Mrs. Poyser als allgemein bekannt im Parlament citiert wurde; und daß ein Arbeiter sie bat, von ihrem herrlichen Buche, in das er leider nur einen Blick habe werfen können, eine billige Volksausgabe zu veranstalten. „Non omnis moriar" konnte die Verfasserin mit Recht nach dieser Leistung ausrufen.

Die Ausgaben des Romans folgten einander mit fliegender Hast. Am 1. Februar 1859 war das Buch erschienen in ca. 2000 Exemplaren, im Beginn des April muß eine zweite Auflage veranstaltet werden; im Juli wird die 4. Auflage (5000) in 14 Tagen verkauft; im August erscheint die 6. und im Oktober die 7. Auflage (2000). Alles in allem wurden 16000 Exemplare in einem Jahre umgesetzt, für welche Blackwood 40,000 Mark bezahlte. Im folgenden Jahre erschien eine französische Übersetzung von ihrem Genfer Freunde M. d'Albert, eine deutsche von Frese und eine ungarische.

Der Erfolg des „Adam Bede", der die wenig bekannte Verfasserin mit einem Schlage zur Berühmtheit machte und ihr gleichzeitig die Gewißheit einer nicht bloß gesicherten, sondern glänzenden Zukunft gab, erinnert an das Erscheinen von G. Sands „Indiana", oder noch besser von Scotts „Waverley". Ein ungeheures Verlangen, den Namen und die Lebensverhältnisse des Urhebers einer so sensationellen Schöpfung zu erfahren, hatte alle Welt ergriffen. Einige Thoren vermuteten Bulwer als den Verfasser, irregeleitet vielleicht durch den Umstand, daß Blackwood auch sein Verleger war; aber wenn ihre ästhetische Urteilsfähigkeit nicht ausreichte, um in „Adam Bede" eine Kunst zu erkennen, die dem bekannten Kraft-Umfange jenes unerreichbar war, so hätte die Thatsache, daß Bulwer unmittelbar vor der Veröffentlichung „Adam Bedes" einen seiner besten Romane „Was wird er damit machen" bei

Blackwood hatte erscheinen lassen, sie von der Ungereimtheit einer solchen Annahme überzeugen können. — Andere glaubten, in Mrs. Gaskell, einer nicht unbedeutenden, dem Publikum seit 1848 bekannten Romanschriftstellerin, die Verfasserin gefunden zu haben.

Am scharfsinnigsten glaubten diejenigen zu handeln, welche den Schöpfer der bekannten Porträts in den „Szenen" und des gemutmaßten in „Adam Bede" in der Heimatgegend der Originale suchten; ihre eifrigen Nachforschungen führten denn auch zu einem positiven Resultat, von welchem die Dichterin die belustigende Kunde erhielt in dem folgenden Briefe eines ihrer Freunde aus Warwickshire (April 1859): „Ich wollte Sie fragen," so lautet er, „ob Sie „Adam Bede" oder die „Szenen aus dem Leben der Geistlichkeit" gelesen haben, und ob Sie wissen, daß der Verfasser Mr. Liggins ist? . . . Eine Deputation von Dissenter-Predigern ging hin (nach Nuneaton), um ihn zu bitten, daß er für das „Eclectic" schreiben möchte, und sie fanden ihn, wie er sein Spül-Becken unter der Pumpe reinigte. Er hat keine Bedienung und thut alles selbst; aber einer von den Predigern sagte, daß er ihnen eine Ehrfurcht einflößte, die jede ungehörige Frage unmöglich gemacht haben würde. Der Sohn eines Bäckers, eine ganz bedeutungslose Persönlichkeit in der Stadt, sodaß es möglich ist, daß Sie niemals etwas von ihm gehört haben. Sie wissen, er nennt sich „George Eliot". Es klingt komisch, wenn die „Westminster Review" die Frage aufwirft, ob er eine Frau sei, während ihn hier doch jedermann kennt. Aber ich freue mich, daß sie ihn erwähnt hat. Er soll kein Honorar für „Adam Bede" bekommen haben" — wie könnte er sonst sein Spül-Becken unter der Pumpe waschen! — „sondern überläßt es gratis an Blackwood, eine reine Schande!"

G. Eliot ahnte nicht, daß dieser Popanz ihr wirkliche Sorgen bereiten, daß es einen Kampf kosten sollte, um ihn aus der Welt zu schaffen. — Die Figuren des Amos Barton,

seiner Frau, des Dr. Pilgrim aus den „Szenen" waren in Nuneaton allgemein bekannt, wie wir gesehen haben; ein naheliegender Fehlschluß war es daher, daß sie ein Bewohner Nuneatons selbst gezeichnet haben müsse. Aber welchem Nuneatonianer um alles in der Welt sollte man Werke zutrauen, die ganz England in Aufregung versetzten und geeignet waren, auf die geistigen Strömungen des Lebens in Nuneaton einen ungeahnten Glanz zu werfen? Männer, die litterarisch etwas geleistet hatten, gab es dort nicht; es gab jedoch einen Bäckers-Sohn, der in Cambridge — zwar nicht erfolgreiche Studien gemacht, aber sein Vermögen durchgebracht hatte und nun so weit heruntergekommen war, daß er als letzte Zuflucht schließlich sogar zur Feder gegriffen haben mochte. Ja, sie erinnerten sich alle noch an den „großen, schwarzgekleideten, feinen Kandidaten der Theologie",*) und sie hatten immer gemeint, so sehr der Schein seiner reißend abfallenden Lebensbahn auch gegen ihn sprach, daß in diesem Menschen etwas stecken müsse. Mr. Liggins war es und kein anderer! Mr. Anders, der Geistliche des Ortes, hatte sich durch die ausweichenden Antworten, die Liggins auf seine Fragen gegeben, nicht hinters Licht führen lassen; er übergab der „Times" die Kunde von der Entdeckung des wahren George Eliot. Und nun begann ein schönes Leben für den armen Teufel. Sollte er die schmeichelhaften Einladungen, das schöne Essen und Trinken, die guten Cigarren gewaltsam von sich abwehren mit dem Rufe: „Ich bin's ja nicht!" — Warum sollte er den guten Leuten die angenehme Illusion und sich diese harmlosen Genüsse nehmen? — Die Sache ging noch weiter: Kollekten wurden veranstaltet für den selbstlosen, bedürftigen Dichter, der eine Beute habgieriger Buchhändler geworden war. Und im Hinblick auf diese rosige Zukunft — was sollte er antworten auf die Frage der Dissenter-Prediger:

*) So schildert ihn George Eliot selbst nach der Erinnerung.

„Liggins, sagen Sie uns, haben Sie „Adam Bede" geschrieben?" — als: „Wenn ich's nicht geschrieben habe, so hat's der Teufel geschrieben." — George Eliot schreibt an die „Times" und stellt die Wahrheit der Andersschen Behauptung in Abrede; Mr. Blackwood thut desgleichen. Und nun fallen die Verfechter der Liggins-Hypothese über sie her in offenen und privaten Anfragen, Aufforderungen, ihre Behauptung zu beweisen, in schmähenden, groben Briefen. Mr. Anders sieht gar bald seinen Irrtum ein. Aber andere Kämpen treten an seine Stelle; ein Mr. Bracebridge vertritt den armen Liggins mit festbegründeter Argumentation und feuriger Beredtsamkeit; noch hartnäckiger ist ein Mr. Quirk. Bis dieser letzte Gegner überführt und beruhigt wird, kommt der Monat November heran. Und wenn wir Miß Blind glauben dürfen, giebt es noch heute einige alte Leute, welche an dem Glauben festhalten, daß Mrs. Lewes ihre Ruhmeskrone gestohlen habe von dem Haupte des armen Liggins, der infolgedessen im Arbeitshause gestorben sei.[61])

Vierzehntes Kapitel.

„Die Mühle am Floß“.

Wer einmal, wenn auch nur flüchtig, die Bekanntschaft der Heldin dieses Romans gemacht hat, kann sie niemals ganz vergessen. Und dem, der das Glück genossen, einen langen, tiefen Blick zu thun in ihre große, reiche Innerlichkeit, ist sie mit all ihren herrlichen Eigenschaften, ihrer Begeisterung für Tugend und Schönheit, ihrer Liebesfülle und Liebesbedürftigkeit, ihrem wissensdurstigen, hochstrebenden Geiste, ihrer von kindlichen Glücksträumen und übertriebenen Schreckbildern ewig bewegten Phantasie wie mit ebenso vielen unzerreißbaren Banden fürs ganze Leben ans Herz gewachsen. Und noch mehr fast müssen wir sie lieben — denn die mit Wehmut gemischte Liebe ist die stärkste — um ihrer Fehler und Verirrungen willen. Sie entsprangen alle aus dem Überfluß ihrer weiblichen Vorzüge, aus dem Konflikt, in den eine Frau von ihrem bedeutenden Geiste, ihrem zarten, reinen Gefühlsleben mit der Alltags-Welt notwendig treten mußte — einen bösen Gedanken hat sie nie gehabt. War es ihre Schuld, daß sie mit ihren allseitigen Fähigkeiten in niedrigen, beschränkten Verhältnissen geboren wurde, aus denen sie kein gütiges Geschick je erlöste? War es ihre Schuld, daß ihr Herz sich nach Glück und edlen Freuden sehnte, daß ihre Phantasie in glänzenden Bildern schwelgte, ihr Geist nach Befriedigung lechzte,

während ihr das Leben die Aufgabe stellte, allem, was ihr das Höchste war, zu entsagen? Konnte man es ihr, dem Weibe, zum Vorwurf machen, daß sie, ohne die zähe Energie und Selbstverleugnung des Mannes, ohne Angriffs- und Verteidigungs-Waffen, in ihrer Umgebung keinen Halt fand und rettungslos im Strome des Lebens dahintrieb? War ihr Unglück nicht jenes tragische Lebensgesetz, nach dem reine, ungemischte Güte ohne die Stütze eigener oder fremder Kraft dem Untergange geweiht ist? — Indeß — die Wellen des Floß konnten uns nur ihren schönen jungfräulichen Körper rauben, ihr edles Menschenbild lebt fort in unsern Herzen, unauslöschlich.

Der Roman schildert die sehr einfache und alltägliche Lebenstragödie einer reich beanlagten, impulsiven Frauennatur, die schon als solche mit den bäurischen Verhältnissen, in denen sie aufwächst, in einen dauernden Konflikt treten muß, der durch widrige Schicksalsfügungen noch verschärft und schließlich für sie unerträglich gemacht wird. Sie geht unter mitten in einem solchen ungelösten Kampfe — wenn auch nicht infolge desselben — der zufällig eintretende Tod macht einem Leben von unabsehbarer Freudlosigkeit ein plötzliches Ende. Damit ist zugleich die Stärke und die Schwäche des Romans ausgesprochen. Er ist im eigentlichen Sinne ein Seelengemälde, das bei der Unbedeutendheit des äußeren Geschehens nur die großartige Dichterkraft einer Eliot so erschütternd gestalten konnte, wie es ist. Andererseits gewährt uns der Roman nur in seinem letzten Teile volle Befriedigung, da in der größeren Hälfte die Erzählung von der Schilderung nicht bloß zurückgedrängt, sondern fast verdrängt wird. Unbefriedigend ist auch der Schluß: der Knoten der Verwickelung wird durchhauen von einem Deus ex machina, dem Tode, der nicht als unvermeidliche Konsequenz der Ereignisse, sondern durch Naturgewalten zufällig erfolgt — ein Fehler, der leicht hätte vermieden werden können.

Die Heldin des Romans ist ohne Frage Maggie Tulliver, ihr Bruder Tom ist nur Gegenspieler, und Philip Wakem, der nur stellenweise in die Handlung eingreift, Stephen Guest, der Veranlasser der Haupt- und Schluß-Aktion des Romans, sind Figuren zweiter Größe, nur Werkzeuge zur Erzeugung von Konflikten. Daher müssen wir auch die Titelgebung beanstanden; denn die „Mühle am Floß", ihr Verlust und ihre Wiedergewinnung durch die Familie Tulliver spielt zwar in der äußeren Handlung eine Rolle. Aber wenn wir uns die ganze Mühlengeschichte fort denken, so wird dadurch das Schicksal Maggies, das in ihrer Natur und den sie umgebenden sozialen Verhältnissen — keineswegs den Mühlenverhältnissen — prädestiniert ist, nicht im geringsten geändert. Der Gegenstand des Romans sind Maggies Leiden; und es wäre im Hinblick auf die dichterische Ökonomie, auf die poetische Wirkung sehr wünschenswert gewesen, wenn Eliot diesem Sujet, das sie mit so viel Liebe und Vertiefung geschildert hat und das auch das eigentliche, einzige Interesse des Lesers erregt, auch im ersten Teile ein über die Nebendinge sichtbar erhabenes Relief gegeben hätte.

Es war gewiß nötig, den ganzen Familienkreis der Tullivers und Dodsons uns mit einer gewissen Breite vorzuführen; denn die mannigfachen Konflikte in Maggies Kinderherzen, die dem tief und lebhaft empfindenden Mädchen schon in diesem jungen Alter einen Zug der Herbheit, der Schwermut aufdrücken, haben alle ihren Ursprung in dem in dieser Familie herrschenden zwiespältigen Geiste, und die späteren auch zum Teil. Es war also die Aufgabe der Dichterin, in mehreren Familienszenen uns mit dem Wesen, den Lebensanschauungen der einzelnen Glieder bekannt zu machen, und zwar in mehr oder weniger ausgeführter Schilderung je nach der Wichtigkeit der Betreffenden für die Haupthandlung. Mit Recht hat daher die Dichterin der Tante Glegg, als der hervorragendsten Vertreterin des Dodson-Geistes, der innerlich Maggies Bruder

am nächsten stehenden Verwandten, eine Hauptrolle zugeteilt. Schwer einzusehen ist aber, weshalb das langweilige Pulletsche Ehepaar, das in seiner inneren Bedeutung null, und für den Gang der Handlung ganz unerheblich ist, so in den Vordergrund gestellt wird, und zwar, wie mir scheint, auf Kosten des Mr. Deane, der im zweiten Teile als Protektor Toms und Vater Lucys nichts weniger als bloße Nebenfigur ist. Ebenso wenig ist einzusehen, weshalb statt der zwei oder drei Familienszenen sich mindestens ein halbes Dutzend finden; so charakteristisch diese Unterhaltungen zwischen Bauern und Kleinstädtern an und für sich auch sein mögen, sie ermüden von dem bald erreichten Zeitpunkte an, wo unsere Phantasie keine Anregung mehr zur Bethätigung ihrer bildnerischen Kraft findet, wo sie diese kleinen Menschen mit ihrem engen Horizont in distinkten Umrissen vor sich sieht. Um zu zeigen, daß in einer solchen Gesellschaft wohl der nüchterne, bornierte Tom, aber nicht die kleine Maggie mit ihrem ewig übersprudelnden Gefühls- und Geistesleben zufrieden sein und gedeihen kann, dazu bedurfte es dieser Ausführlichkeit nicht. Für die wirklich pedantische Genauigkeit, mit der diese uninteressante Gesellschaft gezeichnet ist, kann sich die Verfasserin auch dem aufrichtigsten Verehrer gegenüber nicht entschuldigen, wenn sie das Gefühl der Trostlosigkeit, das die Schilderung derartiger Personen im Leser erwecken muß, anerkennt und dann hinzufügt, es gäbe aber, wie in der Naturwissenschaft, so auch im menschlichen Leben nichts an sich Kleines für denjenigen, der die mannigfachen Beziehungen der Geringfügigkeiten unter einander und ihr Zusammenwirken zur Erzielung bedeutsamer Folgen zu durchschauen fähig sei (II 4. Tauchnitz Ed.). Dies ist eine sehr interessante Enthüllung. Die Dichterin zeigt sich uns hier auf einem Standpunkt, der einen Fehler ihrer Kompositionsart erklärt und dem wir daher eine kurze Aufmerksamkeit schenken müssen. —

Es ist wahr, daß es für die wissenschaftliche Betrach-

tungsweise etwas absolut Kleines nicht giebt, weder in der Natur, noch im Leben; die künstlerische Betrachtungsweise der Natur und des Lebens deckt sich aber mit der wissenschaftlichen durchaus nicht. Für die Kunst gilt ein Gesetz, das zu wesentlich anderen Konsequenzen führt, als sie Eliot unter dem Einfluß eines falschen Realismus in ihren Dichtungen gezogen hat: das Kunstwerk duldet nichts relativ Kleines in sich. Wohl mag der Dichter die geringfügigsten Vorgänge des Lebens in ausgeführter Schilderung uns bieten, aber nur, wenn sie für den jedesmaligen Zweck, den er in seinem Kunstwerke verfolgt, von relativer Bedeutung sind. Zweckmäßigkeit heißt das oberste Prinzip künstlerischer Komposition; nur derjenige Kunst-Organismus ist vollkommen, der keine zwecklosen Glieder enthält. — Das Gesumme einer Mücke ist eine sehr geringfügige Äußerung der lebenden Natur, und die dadurch veranlaßte Schlaflosigkeit eines Menschen ist ein sehr unbedeutendes Ereignis des Lebens. Wollte ein Dichter nun schildern, was im Leben so häufig vorkommt, wie jemand zur Ruhe geht, sich Stunden lang auf seinem Lager wälzt und erst gegen Morgen Schlaf findet, aus keinem anderen Grunde, als weil das ein gewöhnlicher Vorgang des Lebens ist und einer fiktiven Persönlichkeit ebenso gut begegnen kann, wie einer wirklichen: so würde er ein Porträt des Lebens liefern, das, wie gelungen auch immer, niemals künstlerisch sein kann. Die Kunst hat das relativ Kleine, das in der Wirklichkeit einen breiten Platz einnimmt, auszuscheiden. Sie kann eine solche schlaflose Nacht nur schildern, wenn sie durch die sich daran knüpfenden Folgen bedeutsam wird, wenn sie der betreffenden Persönlichkeit dazu dient, einen Entschluß zur Reife zu bringen, oder hinter Handlungen zu kommen, die das Licht des Tages scheuen und für den Verlauf der Ereignisse wichtig sind u. a. m. Und eben weil Vorgänge, die im wirklichen Leben von sehr geringer Bedeutung sind, in der Poesie nur, insofern sie für das Leben der geschilderten Personen oder für den Gang der

Handlung Bedeutung haben, behandelt werden dürfen und dadurch eine im Vergleich zum Leben erhöhte Wichtigkeit erlangen, deshalb braucht die Poesie auch nicht die Wiederholung geringfügiger Vorgänge, die im Leben erst durch ihre Massenhaftigkeit eine Wirkung hervorzubringen im Stande sind. Der Charakter Toms wird gefestigt, die harmonische Entwickelung Maggies wird gehemmt durch zahlreiche, regelmäßig wiederkehrende Familienzusammenkünfte. Die Poesie braucht nur wenige derselben zu schildern mit den Wirkungen, welche sie auf Maggies Gemüt hervorbringen, und die Phantasie des Lesers wird ihnen dieselben Konsequenzen zuschreiben, die im wirklichen Leben erst Hunderte von ihnen haben können, für die Phantasie des Lesers erhalten sie erhöhte, typische Bedeutung. So könnten wir denn aus dem Roman mehrere endlose Gespräche ohne jeden thatsächlichen Gehalt, ohne irgend welche treibende Kraft streichen, ohne daß die poetische Intention im geringsten geschädigt würde.

Der Standpunkt, den George Eliot in den obigen Worten einnimmt, ist derselbe, von dem aus man den trivialsten Realismus, den widrigsten Naturalismus verteidigen könnte. Der neueste anatomische oder Sektions-Roman Zolascher Schule ist auch nur eine weitgezogene Konsequenz desselben Prinzips.

Die Neigung zu übermäßig ausgeführten Charakterschilderungen ist bei George Eliot um so auffallender, als sie sonst ja gewöhnlich ein Auskunftsmittel poetischer Impotenz ist; und sie versteht es doch, wie alle großen Dichter, mit wenigen Reden und Handlungen, mitunter in einzelnen Zügen, das leibhaftige Bild ihrer Personen in unsere Seele zu erzeugen: So z. B. kennen wir Stephen und Lucy nach ihrem ersten Gespräche ganz genau und können mit ziemlicher Bestimmtheit voraussehen, welchen Einfluß das Auftreten Maggies auf ihr beiderseitiges Verhältnis haben wird. Von Mr. Stelling, dem Erzieher Toms sagt sie: „Er war ein stattlicher

Mann von noch nicht 30 Jahren, mit breiter Brust, mit starrem Flachshaar und großen lichtgrauen Augen, die immer sehr weit offen standen; er hatte eine volle Baßstimme und eine Miene herausfordernden Selbstbewußtseins, das von Frechheit nicht weit entfernt war. Er hatte mit großer Energie seine Laufbahn begonnen und beabsichtigte, einen bedeutenden Eindruck auf seine Mitmenschen zu machen". In diesen wenigen Worten ist der geistliche Streber vortrefflich gezeichnet. — Mr. Deane — eine prächtige, typische Figur — der sich aus untergeordneten Verhältnissen durch ehrlichen Fleiß zum Teilhaber einer stattlichen Firma emporgearbeitet hat, und mit schwer zu verbergender Selbstachtung die Eigenschaften eines sicher rechnenden, vorsichtigen, redlichen Kaufmanns, denen er sein Emporsteigen verdankt, überall und immer hervorkehrt — „genießt einige der angenehmsten Augenblicke, die ihm seine Verdienste im Leben erkauft haben, wenn sein anmutiges Töchterchen sich nach dem Essen ihm zu Füßen setzt; und wenn ihn Lucy fragt, ob er schon schlafen wolle, so antwortet er „noch nicht gleich", und kann sich nicht enthalten, noch nach einer anderen „Belohnung seiner Verdienste" in der Portwein-Karaffe zu schielen. —

Der Rechtskonsulent Riley, der dem Müller Tulliver den falschen Rat giebt, Tom, den unbegabten, rein praktischen Tom statt Rechnen die höhere Mathematik, statt Geographie und Naturkunde die klassischen Sprachen lernen zu lassen, wird uns nun in dem betreffenden, sehr ausgedehnten Gespräche in seiner ganzen Individualität vorgeführt. Weshalb das? fragen wir verwundert. Ist es nötig, alle Personen, mit denen die Angehörigen der Heldin irgend einmal in Berührung treten, in ausgearbeiteter Charakteristik vor uns hinzustellen? Mr. Riley greift nie wieder in die Handlung ein, er verschwindet von der Bildfläche: nichtsdestoweniger erhalten wir nicht bloß über seine persönlichen Verhältnisse den genauesten Bericht, wir müssen auch seine Töchter kennen lernen,

die mit keinem Zipfel ihres Kleides jemals in die Geschichte hineinragen. Das ist Porträtirung des Lebens, nichts weiter. Es entspricht durchaus dem wirklichen Leben, daß der Müller Tulliver sich in seiner Unkenntnis an einen Mann um Rat wendet, der nur die Miene annimmt, etwas von Erziehung zu verstehen, der unfähig und uninteressiert, für Tom die beste Erziehung zu wählen, nur daran denkt, einem guten Freunde, dem Mr. Stelling, einen pekuniären Vorteil zuzuweisen. Und wir wollen gern zugeben, daß uns die ausführliche Schilderung der Dichterin die Art und Weise, wie Tulliver zu einem so verkehrten Entschluß gebracht werden konnte, ganz besonders klar vor Augen stellt. Aber sie giebt uns damit mehr, als wir haben möchten. Was für eine Art von Mann Riley ist, ist uns ganz gleichgültig; die Art, wie er dem alten Tulliver die Idee beibringt, Tom eine liberale Erziehung geben zu lassen, kümmert uns nicht. Wir würden ganz zufrieden sein, wenn der alte Tulliver eines schönen Tages aus der Stadt heimkehrte, aufgeregt voll sanguinischer Hoffnungen für die Zukunft Toms, von seinem Freunde Riley zu sprechen anfinge, der ein ganz kapitaler Bursche wäre, in allem Bescheid wüßte u. s. w., und seinen plötzlich gefaßten Entschluß den Seinigen mitteilte. Wir haben eben nicht nach allen Seiten hin das gleiche psychologische Interesse zu vergeben; eine solche Heraushebung einer Nebenperson aus dem Dunkel, das sie umgiebt, macht uns denselben Eindruck, wie wenn ein Maler eine einzelne Figur des Hintergrundes so grell beleuchten wollte, wie einen der Haupt-Akteure des Vordergrundes; wenn er Farbe, Schnitt, Stoff ihrer Kleidung, Körperform, Geberde und Miene ebenso genau erkennen lassen wollte. Eine derartig ausgearbeitete Nebenfigur, in deren dunklen Umrissen wir doch nur ein gewisses Beteiligtsein an der Handlung sehen wollen, würde unser Interesse von der Hauptsache ablenken und die künstlerische Gesamt-Wirkung aufs schwerste schädigen. Sollte nun, was in der Malerei ein *eklatanter* Fehler wäre, in der

Dichtung nicht auch wenigstens ein Fehler sein? Auch hier empfinden wir die unharmonische Wirkung, den schreienden Widerspruch einer falschen Perspektive, auch hier wird unser Interesse zersplittert und geschwächt; der Fehler tritt in dem ersten Teile des Romans so auffallend hervor, daß wir uns erst im zweiten allmählich darüber klar werden, auf welche Person die Verfasserin das Hauptinteresse zu konzentrieren wünscht, wer der Held oder die Heldin ist, ob der alte Tulliver, Tom oder Maggie.

Was wir hier an Eliot tadeln, ist ein Fehler, der so ziemlich der ganzen Roman-Litteratur Englands zur Last gelegt werden kann, das Streben nach einem verkehrten Realismus. Unsere deutschen Romandichter haben sich von ihm glücklicherweise ziemlich frei gehalten, der künstlerische Totaleindruck unserer besten Prosa-Epen ist ein besserer. Man denke nur an die wundervolle dichterische Ökonomie der Novellen Heyses, oder seines Romans „Die Kinder der Welt"; man denke an die ins Feinste ausgearbeitete Perspektive des Massengemäldes in Spielhagens „Sturmflut", ohne Zweifel einer der besten Leistungen der gesamten Roman-Litteratur.

Indessen schon zu lange haben wir uns bei der Schale aufgehalten, betrachten wir nun den gesunden, prächtigen Kern. Die eigentliche Geschichte zerfällt in zwei Teile: Maggie das Kind und Maggie die Jungfrau. Maggie wächst in einer Familie auf, in der zwei verschiedene Lebensanschauungen sich schroff gegenüberstehen. Die Dodsons, aus denen Mr. Tulliver seine Frau erwählt hat, sind ein echt sächsisches Geschlecht. Die beiden leitenden Prinzipien für ihre Lebensführung sind der Egoismus und die gute Sitte, d. h. das, was die Leute für anständig halten. Die Liebe, wie überhaupt die Leidenschaft, spielt in ihrem Leben keine Rolle, ihre Stelle vertritt das Familiengefühl, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und die Verpflichtung, einander zu unterstützen. Sie werden nicht dulden, daß ein Familienmitglied von der Mildthätig-

keit anderer abhängig wird, oder im Elend umkommt, weil das nicht anständig wäre, weil ihre Familienehre darunter leiden würde. Sie werden in solchem Falle ihre festgeschlossene Hand aufthun und ihren spärlichen, mit harten Vorwürfen gewürzten Almosen reichen. Sonst aber irgend etwas zu thun, was nicht zu ihrem Vorteil ist, aus Mitleid, aus Liebe wohlzuthun — die vom Anstand gebotene Wohlthätigkeit beim Kirchenbesuch, bei Kollekten natürlich wieder ausgenommen — würde ihnen überspannt, unsinnig vorkommen. Denken wir uns zu dieser vollkommenen Herzensroheit einen über die Berechnung des nächstliegenden Profits hinaus ganz unentwickelten Verstand, ein gedankenträges, aber um so zäheres Festhalten an dem in ihrer niederen Lebenssphäre Althergebrachten, so haben wir die Gattung dieses starknochigen, breitschulterigen Geschlechts mit dem ehernen Gesichtsausdruck erschöpfend bestimmt. Die jüngste der Dodsons ist ein wenig aus der Art geschlagen, freilich nicht durch höhere Gemüts- und Verstands-Entwickelung, sie ist etwas schwächlicher geraten, die männlichen Seiten fehlen ihr, sie ist nachgiebig, lenksam und — eine höchst überflüssige Zugabe für Frauen nach dem Dodson-Geschmack — hübsch. Deshalb gilt sie denn auch bei ihren Schwestern nicht für voll; aber gerade diese nicht-dodsonschen Eigenschaften haben Mr. Tulliver zu ihr gezogen, dem edleres Blut in seinen Adern rollt. In seiner Familie sind Fälle von „edelmütiger Unbesonnenheit, warmer Neigung, heißblütiger Leidenschaftlichkeit" vorgekommen; ja einer seiner Vorfahren hat sich sogar durch diese Eigenschaften ruiniert — wann hätte sich ein Dodson je ruiniert! „Das war in dieser Familie nicht Sitte!" — Mr. Tulliver reitet mutige Pferde, liebt ausgelassenen Scherz und lärmende Fröhlichkeit; er treibt von seinem armen Schwager eine alte Schuld nicht ein, auch wenn er selbst darum Schulden machen muß; er geht vor Gericht, wenn er sich in seinen Rechten gekränkt glaubt, ohne die Höhe der Prozeßkosten vor-

her berechnet zu haben. — Wo soll das hinaus? — Und wenn das Unrecht siegt, und er Spott und Schaden heimträgt, so flammt er auf in hellem Zorn, so meint er, die Welt wäre voll von Schurken, und nennt die Advokaten die ärgsten darunter. — Was soll das helfen? — Und als er wirklich ruiniert ist — „doch bloß weil er sein Recht gewollt!" — als er Haus und Hof in die Hände seines Feindes übergehen, seine arme Frau — „oh, sie möchte vor Scham in die Erde sinken!" — und seine teuerste Maggie Not leiden sieht, da ist sein Herz gebrochen; er lebt nur noch von dem einen Gedanken: Rache! und stirbt nachdem er sie gekühlt. — Ja, das ist Tulliver-Art; die Dodsons haben immer vorausgesagt, wie es noch einmal kommen würde. —

Die Tullivers werden überall in der Welt den Dodsons gegenüber den Kürzeren ziehen, besonders wenn sie so in der Minorität sind, wie hier. Mr. Tulliver hat nur einen ebenso schwachen, wie liebevollen Bundesgenossen, sein Herzenskind, die Maggie. Sie hat ganz den lebhaften Geist, das warme Herz, die schwarzen Haare und Augen ihres Vaters — und das sind ebenso viel Gründe, um die höchste Mißbilligung der Dodsons zu erregen. Der Tom, der kleine stramme Bursche mit den hellblauen Augen, die einen immer so groß und — starr ansehen, das ist einer von den ihrigen, das wird ein echter Dodson. Aber Maggie, die schwarze Maggie? — Die Dodson's haben nie gehört, daß aus so einem „zigeunerhaften" Kinde was Rechtes geworden wäre. Sie geht ja auch immer „ihren eigenen Weg", ist gar nicht zuthulich, wie es sich für Kinder schickt, die einmal ein hübsches Sümmchen von ihren Tanten erben werden; kaum hat sie ihnen guten Tag gesagt, so ist sie auch schon aus dem Zimmer hinaus, und läßt sich nur noch einmal bei dem Essen wieder sehen; was thut sie nur stundenlang allein für sich? was liest sie nur ewig in den dummen alten Büchern? Oh, die wird ihrer Familie noch manchen Kummer bereiten. — Die schwache Mrs. Tulliver

wird mit ihren Schwestern der Überzeugung, daß die Existenz ihres brünetten Kindes eine Art Familienunglück ist. Und Maggie, die jedesmal dieselben mißbilligenden Reden über sich ergehen lassen muß — denn die Dodsons halten es nicht für recht, einem Familienliede irgend eine nachteilige Bemerkung, zu der es Veranlassung giebt, vorzuenthalten — wächst auf mit dem unglückseligen Gefühl ihrer unverbesserlichen Unvollkommenheit. Ihr kleines leidenschaftliches Herz würde verzweifeln, wenn nicht ihr Vater wäre, der sie immer lobte. Einmal nimmt sie einen energischen Anlauf, um den Beifall ihrer Tanten zu erringen: sie beraubt sich ihres wundervollen schwarzen Haarschmucks, der so viel Mißfallen erregt — aber die Wirkung dieser heroischen That ist leider die entgegengesetzte von der, welche sie erwartet hat, sie trägt ihr nur Spott, strengen Tadel und neuen Kummer ein. — Noch ein anderes Verhältnis bietet reichlichen Anlaß, Maggies Herz zu betrüben. Sie liebt ihren Bruder Tom, den starken, selbstbewußten Knaben, der wohl viel besser sein muß wie sie, da sie so viel Rühmliches von ihm hört. Tom ist zwar in seiner geringen geistigen Regsamkeit, in der Sterilität seines Gefühlslebens ein unverfälschter Dodson, er hat aber von seinem Vater her etwas Nobles in seiner Natur: er besitzt ein peinliches Gefühl für Recht und Ehre, das ihn treibt, nur das zu thun, was er vor seinem Gewissen verantworten kann, andererseits allerdings auch ein ihm angethanes Unrecht unerbittlich zu vergelten; und kann er auch sehr starr und hart sein, so hegt er doch ein Gefühl aufrichtiger Liebe für seine Schwester, in dem sich das Bewußtsein seiner Überlegenheit, ein generöses Mitleid mit ihrer Schwäche und die Erwiderung ihrer nie erkaltenden Herzlichkeit mischen. Er kann sehr freundlich zu Maggie sein, wenn er gut gelaunt ist, und Maggie ist so glücklich, wenn ihr Bruder freundlich zu ihr ist! Ihr ewiger Kummer ist es ja, daß sie so oft seinen Beifall nicht findet. Eine thörichte, übereilte Handlung, ein unbeabsichtigtes Zu-

widerhandeln gegen seinen Willen kann ihn für Tage, Wochen erzürnen, und die flehentlichsten Bitten Maggies können dann sein Herz nicht erweichen. Auch dieses Verhältnis führt zu einer Katastrophe, die uns ein Lächeln abnötigt, die aber für das Kind dieselbe Gemütsaufregung mit sich bringt, wie ein ähnlicher, viel verhängnisvollerer Fall ihres späteren Lebens für die Jungfrau. In einer jener kindlichen Zwistigkeiten, wo Tom seine Schwester in Gegenwart ihrer Cousine Lucy Deane mit studierter Nichtachtung behandelt, wird sie von ihrer Eifersucht fortgerissen und wirft das zierliche, saubere Püppchen, den unschuldigen Gegenstand derselben, in den Koth. Sie fühlt, daß dieses Verbrechen nie wieder gut zu machen ist und entflieht — zu den Zigeunern, mit denen sie immer verglichen worden ist; sie hat einmal von einer Zigeunerkönigin gelesen, die ein sehr glänzendes, interessantes Leben geführt haben muß, eine solche will sie auch werden. — Ihr Vater findet sie auf seinem Heimwege von der Stadt und — sonderbar! — er ist nicht einmal böse.

Mit wunderbarer Feinheit hat nun die Dichterin geschildert, wie dieses Gefühl der eignen Unzulänglichkeit, das dem Kinde von ihrer Umgebung eingepflanzt und durch die späteren unglücklichen Fügungen des Schicksals noch verstärkt wird, sich zum tragischen Element in Maggie's Leben entwickelt; wie sie ihre reichen Gaben, deren Ausbildung das Glück ihres Lebens begründet hätte, für verwerflich hält weil sie sie in einen fortwährenden Konflikt mit den ihr zu geteilten Lebensverhältnissen bringen; wie sie in der sie umgebenden Not mit Hülfe des Thomas a Kempis ihre geistige Bestrebungen zurückzudrängen, ihre Wünsche nach Glück u Glanz des Lebens zu ertöten in vergeblichem Ringen sich a müht. Wie dann der Versucher naht — wenn man hier v einem Versucher sprechen darf — in der Gestalt des v wachsenen Philip Wakem, dessen bedeutende Anlagen eine v zügliche Erziehung zu voller Entfaltung gebracht hat; wie

Sohn des Todfeindes ihres Vaters in heimlichen Zusammenkünften ihrem Geiste die Nahrung zuführt, nach der er schmachtet; wie dieses zarte Verhältnis, das in Philip heiße Liebe und in Maggie ein Gefühl der Dankbarkeit, das sie für Liebe hält, entwickelt, von Tom mit brutaler Hand zerstört wird. Wie sie, schon weit gekommrn auf dem Wege der inneren Verkümmerung, im Hause ihres Onkels Deane bei ihrer geliebten Lucy wieder auflebt, wie sie hier endlich zum ersten Male Freude, Glanz, Bewunderung kennen lernt, wie sich hier ihr Herz der wahren Liebe öffnet, einer heißen, schmerzlich verborgenen Liebe zu dem Bewerber ihrer Cousine, Stephen Gueſt. Wie dieser sie wider ihren Willen entführt, wie sie ihm entflieht, um zu den Ihrigen zurückzukehren, aber dennoch von ihrem Bruder verstoßen, von der Welt trotz der edlen Bemühungen des Pastors Kenn als Ehrlose behandelt wird, um endlich beim Hereinbrechen der Flut von allen Leiden erlöst zu werden durch einen beglückenden Tod in den Armen ihres versöhnten Bruders — das alles ist mit erschütternder Lebenswahrheit, mit unübertrefflicher Meisterschaft geschildert.

Die Kindergeschichte ist reich an kleinen köstlichen Zügen, die uns ein herzliches Beifallslächeln entlocken; auf zwei wundervolle Szenen ist besonders aufmerksam zu machen. Es ist die kindliche Liebesszene in der Pension, wo Maggie den mißgestalteten Philip Wakem, den liebenswürdigen, klugen Jungen, der ihr ganzes Mitleid erregt, fragt, ob er gern einen Kuß von ihr haben möchte, und wie sie diesen so glücklich darüber sieht, ihm verspricht, jedesmal wenn sie ihn im späteren Leben wiederträfe, ihn mit diesem Freundschafts-Beweise auszuzeichnen. Ferner: Maggie im Zigeunerlager. Im weiteren Verlaufe ist besonders zart ausgearbeitet das Entstehen der Liebe zwischen Maggie und Stephen, wie sie trotz standhafter Verleugnung und Selbstbeherrschung in kleinen Äußerlichkeiten zu beiderseitigem Bewußtsein kommt. Die Szene, in der Stephen um Erhörung seiner Liebe vergeblich fleht, und besonders die, in

welcher sich Maggie von ihm losreißt, sind von überwältigender Wirkung, in ihrer psychologischen Motivierung und ihrer dramatischen Kraft eines Shakspere würdig.

Die Charakterzeichnung ist, wie immer, tadellos; die Figuren stehen alle so plastisch distinkt vor uns, daß sie jeder, der die nötige Kunstfertigkeit besäße, nach dem Roman porträtieren könnte. Eine besondere Erwähnung verdient noch die lebensfrische Figur des den Anforderungen seines Geschäfts zwar gewachsenen, aber im Grunde seines Herzens kreuzbraven Hausierers Bob Jakins, der dem Reverend Kenn entwickelt, daß er die Kirche nur selten besuche, weil er nicht so lange auf einem Fleck sitzen könne; „daß die Religion in kleinen Rationen verabreicht einem Hausierer schon stark genug schmecke und also keine Nötigung vorhanden wäre, sie dick aufzulegen."

Schließlich mögen ein paar Stellen, die für die Anschauungen Maggies d. h. der Dichterin besonders charakteristisch sind, hier folgen. In ihren inneren Kämpfen gegen ihre Liebe zu Stephen Gnest, bestürmen sie mächtig verführerische Gedanken: „Sie hatte viele Jahre ihres Lebens zu dulden gehabt; und wer hatte für sie auf irgend etwas verzichtet? Und wenn nun die Erfüllung aller ihrer Wünsche — ein Dasein voll Liebe, Reichtum, Wohlleben, geistiger Freiheit — ihr greifbar nahe gelegt würde, weshalb sollte sie es von sich stoßen, damit es eine andere erränge — eine andere, die nach ihm vielleicht weniger verlangte?" Der Seelenkampf endet jedoch mit der Bitte: „Gott, behüte mich davor, anderen wehe zu thun, gieb mir Kraft zum Tragen." Die ganze Größe ihrer Gesinnung erkennen wir in den Worten, mit denen sie Stephens Bewerbung von sich weist: „Viele Dinge sind schwer und dunkel für mich; aber eins sehe ich klar, daß ich mein Glück nicht suchen darf, nicht kann, indem ich andere opfere. Die Liebe ist natürlich, aber sicher sind Mitleid und Treue und Erinnerung auch natürlich. Und sie würden in

mir leben immerfort und mich strafen, wenn ich ihnen nicht gehorchte. Ich würde fort und fort heimgesucht werden von dem Leiden, das ich verursacht. Unsere Liebe würde vergiftet sein. Dringe nicht in mich, hilf mir — hilf mir, weil ich Dich liebe." Und als Stephen vor ihrer Trennung sie beschwört, der noch nicht fest geschlossenen Bande mit Lucy nicht zu achten, da heißt es — zugleich bezeichnend für die echt germanische Empfindung der Dichterin —: „Ich bin mir ganz gewiß, daß das unrecht ist. Ich habe gesucht, es mir immer wieder vorzustellen; aber ich sehe ein, wenn wir so dächten, so wäre jeder Verrat, jede Grausamkeit erlaubt — wir könnten den Bruch der heiligsten Bande, die je auf Erden geknüpft werden können, rechtfertigen. Wenn uns die Vergangenheit nicht binden kann, worin kann dann noch eine Verpflichtung liegen? Wir würden kein Gesetz haben als die Neigung des Augenblicks." — Das sind freilich Anschauungen, die bei den rapiden Fortschritten welscher Infektion auf künstlerischem und sittlichem Gebiet heute auch manchen deutschen Kreisen schon veraltet vorkommen werden. —

Denken wir uns aus der „Mühle am Floß" alles Unorganische ausgeschieden, denken wir sie auf zwei Drittel ihres Umfanges beschränkt, so ist sie ein Juwel unter den Romanen.

Es ist eine interessante Aufgabe, die wir nach dem Erscheinen des Buches von Croß mit einiger Sicherheit lösen können, den autobiographischen Gehalt des Romans, der ihm seinen eigentümlich ergreifenden Charakter verliehen hat, von dem fiktiven auszuscheiden und so einen tieferen Blick in die Entstehungsart des Kunstwerkes zu thun:

Das Kind und die heranwachsende Jungfrau Maggie — darauf hat schon Miß Blind hingewiesen — ist George Eliot selbst; aber auch das ganze Leben in der „Mühle" ist nahezu ein Porträt des Lebens in Griff bis auf den häßlichen Hund,

an deſſen Treue ſich G. Eliot noch in ſpäteren Jahren erinnert hat. Die Lokalität — der alte ſchöne Obſtgarten, der Teich, der Kanal (im Roman ein Nebenfluß des Floß), an welchem die Geſchwiſter Tage lang verträumen, und der Kleinen ſo oft ihre Inferiorität zu ſchmerzlichem Bewußtſein gebracht wird, wenn ſie den Bruder immer die meiſten und größeſten Fiſche herausziehen ſieht, das Innere des Hauſes, alles iſt daſſelbe. Wer in jener Zeit Abends durch das Wohnſtubenfenſter von Griff Houſe ſah, erblickte daſſelbe anheimelnde Bild, das uns aus der „Mühle" ſo bekannt iſt: an der einen Seite des Kamins ſitzt der ſtattliche Mr. Evans mit ſeinem Liebling Mary Ann zwiſchen den Knieen; ſie hat ihr Lieblingsbuch, Defoes „Geſchichte des Teufels", in der Hand und iſt ſo eifrig mit der Ausdeutung der Bilder beſchäftigt, daß ſie nicht Zeit hat, die Strähnen ihres üppigen Haares, die ihr über Geſicht und Buch geſunken ſind, zurückzuſtreichen; gegenüber die Mutter mit irgend einer Handarbeit beſchäftigt, neben ihr der nur drei Jahre ältere Bruder Iſaac und die älteſte Tochter, die ſchmucke, fleißige Chriſſey. Sie war wegen ihres gefügigen, einſchmeichelnden Weſens der Liebling der drei Tanten, der in der Nähe verheirateten Schweſtern der Mrs. Evans, und wird der eigenwilligen, verſchloſſenen Mary Ann von dieſen gewiß ebenſo oft als Beiſpiel vorgehalten worden ſein, wie das zierliche Püppchen Lucy Deane der ungeliebten Maggie.

Die Charaktere der Eltern ſind nun freilich weſentlich verſchieden von denen des Mr. und der Mrs. Tulliver. Mrs. Evans beſonders hatte kaum eine Ähnlichkeit mit der letzteren: ſie glich vielmehr in ihrer Einſicht, Energie, der Friſche ihres ganzen Weſens der Mrs. Poyſer. Sie war die Tochter eines behäbigen Yeoman und alſo höheren Standes als Mr. Evans zur Zeit, als ſie dieſen heiratete. Dieſem Verhältnis entſprechend ſcheint denn auch Mr. Evans trotz der nach außen hin bewährten Thatkraft und Umſicht, ebenſo wie Mr. Tulliver, ſeiner Frau und deren Familie gegenüber

nicht recht zur Geltung gekommen zu sein und hat sich vielleicht ebenso oft wie jener einprägen lassen müssen, was bei den Pearsons „Brauch sei." Übrigens hatte er nichts von dem heißblütigen Temperament des Mr. Tulliver.

Die Figuren der Dodsons und Toms sind so peinlich treue Gemälde, daß die Angehörigen G. Eliots die wahre Verfasserin erkannten, ehe die Welt davon eine Ahnung hatte. Daß die Originale sich nicht gerade geschmeichelt fühlen konnten in diesen Porträts, läßt sich denken, und G. Eliot scheint sich dieser Thatsache zu spät schmerzlich bewußt geworden zu sein, wenn sie die despektierlichen Urteile ihrer Kritiker über eine solche Gattung von Menschen las, oder wenn man ihr gar eine Abneigung gegen Charaktere zuschrieb, die zwar hausbacken und beschränkt, aber durchaus ehrenwert wären. Mit einer gewissen Heftigkeit äußert sie sich über die übrigens günstige Rezension des „Times"-Kritikers, welcher meinte, daß die Ehrlichkeit der Dodsons gemein und uninteressant, und eine Handlung, wie das Bezahlen seiner Schulden, fast verächtlich erscheine im Vergleich mit irgend einer beliebigen qualité bohémienne. Sie versichert, daß sie „Tom mit derselben Liebe, dem gleichen Mitgefühl gezeichnet habe wie Maggie", daß sie weit entfernt sei, Leute wie die Dodsons zu hassen. Und wenn ein anderer Kritiker bedauert, daß sie Tom, der als Charakter unsere entschiedene Hochachtung verdient, so schlecht behandelt habe, schlägt sie ihn mit der Frage, woher denn die Achtung käme, die Tom erwecke, wenn nicht durch ihre Zeichnung. Sie hat in der That diese Menschen nicht besser und nicht schlechter gezeichnet als sie in Wirklichkeit sind; sie sind nicht an und für sich verächtlich, sie müssen aber unwillkürlich eine verhängnisvolle Wirkung ausüben, wenn sie Autorität und Macht haben über so viel höher stehende, ihnen unbegreifliche Wesen wie Maggie, deren tragisches Lebenslos durch ihre Abhängigkeit von jenen geschaffen wird. Andererseits kann es aber auch nicht zweifelhaft sein, nach welcher

Seite des Gemäldes die Sympathien des Lesers gelenkt werden sollen; und gerade das wäre der denkbar größte Fehler, die Vernichtung jedes poetischen Effekts gewesen, wenn sie das gegenseitige Wertverhältnis dieser verschiedenen Charaktere dem Leser nicht zu klarstem Bewußtsein gebracht hätte. Nicht das Urteil über die Art ihrer Charakterzeichnung, sondern das Urteil über ihr so nahestehende Menschen, das damit gleichzeitig gefällt wurde, konnte sie persönlich berühren.

Nichts kann den autobiographischen Gehalt dieses Romans besser illustrieren als einige Citate aus den jugendlichen Briefen George Eliots und aus dem Romane selbst. „Meine Phantasie ist eine Feindin," schreibt sie an Miß Lewes im Alter von 21 Jahren, „die niedergeschlagen werden muß, ehe ich Frieden haben oder einen festen Charakter entwickeln kann. Ich weiß nicht, welche ihrer Launen ich am meisten zu fürchten habe, die, welche sie treibt, sich in Sacktuch zu hüllen, „oben, unten, rings herum," oder die, welche „mein Auge täuscht mit dunklen Wahngebilden und seltsame Träume erzeugt" von Güte und Schönheit in Wesen und Dingen von Werktags-Wert. Der schöne Himmel, den wir jüngst gehabt haben, erweckt in mir ein unbeschreibliches Gefühl von Lebensfreude, ein Streben nach allem, das eine ideale Natur fesseln kann." Wen erinnern diese Worte nicht an jene beklagenswerte Dichterin, die selbst nicht weiß, daß sie eine ist; die ihre Dichterträume für Sünde hält, die natürlichen Regungen ihrer Phantasie in geistiger Selbstkasteiung vernichten möchte — an Maggie?

In einem anderen Briefe macht sich ihr Schmerz Luft über die „ummauerte Welt," in der sie leben muß, und in der die Intelligenz von allen Kleinigkeiten die kleinste ist; über „gewisse Menschen, welche die verhaßte Macht haben, selbst die Bilder im Allerheiligsten unserer Seele zu verderben. Ihre schädliche Berührung hat dieselbe Wirkung, wie sie die Ein-

arbigkeit der Lichtstrahlen haben würde — sie drückt allem ine bleigraue Färbung auf. Oh, welche wollüstige Freude ist s, die Winde des Himmels über sich hinwehen zu lassen, enn man von der trüben menschlichen Atmosphäre erdrückt orden ist." Das sind die Empfindungen Maggies, die aus em Kreise ihrer Angehörigen und Freunde, die ihr alle bis uf Einen fern stehen, ins Freie flieht. — Wenn sie von ihrem bsoluten Bedürfnis spricht, „etwas über der Befriedigung er Selbstsucht zu besitzen, wofür sie leben könne," so erkennen ir darin jenen der Künstlernatur inhärenten Idealismus, er Marian Evans ebenso wie Maggie in Ermangelung eines Besseren einem selbstquälerischen, ungesunden Heiligkeitsstreben n die Arme treibt.

Und wer sieht nicht die jugendliche Dichterin selbst in der Schilderung, die sie uns von Maggie giebt: „ein Geschöpf voll estigen, leidenschaftlichen Begehrens nach allem, was schön nd beglückend war, dürstend nach Wissen ... mit einem blin- en unbewußten Sehnen nach einem Etwas, das die wunder- baren Offenbarungen dieses geheimnisvollen Phantasielebens zum Ganzen verknüpfen und ihrer Seele eine heimatliche Stätte darin bereiten möchte. Kein Wunder — wenn dieser Gegensatz wischen dem äußeren und dem inneren Leben existiert — daß chmerzliche Konflikte daraus entstehen." — Oder: „So wie ie war, war selbst ihre Entsagung nicht frei von Übertreibung nd Eigendünkel, von Hochmut und Leidenschaftlichkeit, ihr igenes Leben war für sie immer noch ein Drama, in welchem ie von sich verlangte, daß ihre Rolle mit Energie gespielt erden sollte. Und so kam es denn, daß sie oft den Geist der emut verlor durch eine übertriebene äußere Darstellung der- elben; sie strebte oft in zu hohem Fluge empor, und sank herab it ihren armen, kleinen, halbflüggen Schwingen, um sie mit oth zu besudeln."

Die Genossinnen ihrer Schulzeit haben mehrfach berichtet, ß Marian niemals etwas Kindliches gehabt habe, daß sie

zu ihr mit scheuer Bewunderung aufgesehen hätten.*) Ebenso steht Maggie unter ihren Altersgenossen allein.

Ein hervorstehender Charakterzug G. Eliots, der sich durch ihren ganzen Briefwechsel von 19 Jahren bis an ihr Lebensende verfolgen läßt, ist ihre Fähigkeit zu lieben, ihr Verlangen geliebt zu werden. Ihren Briefen nach hat sie niemals Bekannte, sondern nur Freunde gehabt, Menschen, vor denen sie rückhaltlos ihr ganzes Geistes- und Gefühlsleben entfaltete, von denen sie ganz verstanden zu werden wünschte; es entsprach vollkommen ihrer religiösen Natur, daß sie auch den Verkehr mit den Menschen nicht leicht und oberflächlich auffassen konnte, in ihm nicht weniger als den Austausch der Persönlichkeiten verlangte. Diese spezifische Weiblichkeit ihres Empfindens tritt oft in den seltsamsten Kontrast zu der Männlichkeit ihres Denkens: es ist nichts ungewöhnliches, daß sie auf einer Seite ihres Briefes z. B. die Nützlichkeit und Notwendigkeit des Krieges auseinandersetzt, die andere mit den rührendsten Dankesworten für eine erwiesene Freundlichkeit, mit den Versicherungen unwandelbarer Liebe füllt. Durch diesen Drang ihrer Natur, sich hinzugeben, sich „epheu"artig festzuklammern, ist ja auch jener Schritt ihres Lebens zu erklären, der ihren Freunden so schweren Anstoß gab. Die eine tragische Seite in dem Leben Maggies ist dieser selbe heiße aber unbefriedigte Drang, der sie einmal dem mißgestalteten Philip Wakem in die Arme treibt, ein ander Mal in einem unbeherrschten Augenblick zu jenem unreparierbaren Verstoß gegen die Sitte hinreißt, durch den sie ihrem Bruder entfremdet wird.

Daß der andere Zug in dem Wesen Maggies das niederdrückende Bewußtsein ihrer eigenen Unzulänglichkeit, auch der Dichterin manche qualvolle Stunde verursacht hat, hat sie noch kurz vor ihrem Tode bekannt. Als Mr. Croß eines

*) Bezeichnend ist, daß ein Fremder einmal die 13jährige Marian für ihre Lehrerin, Miß Franklin, hielt.

Tages in sie drang, ihre Autobiographie zu schreiben, sagte sie halb lächelnd, halb seufzend: „Das Einzige, was ich einer eingehenden Behandlung für wert halten würde, wäre die tiefe Verzweiflung, in die mich der Gedanke versetzte, daß ich niemals im stande sein würde, irgend etwas zu vollbringen."

Die Verfasserin hat oft mit einem Gefühl innerer Angst empfunden, daß eine Natur wie die ihrige zu einem ganz anderen als einem glücklichen Ausgange gelangen könne; in manchen ihrer Briefe spricht sich ihre Furcht vor der Zukunft offen aus. Es mußte ihr daher sehr naheliegen, ein Wesen wie sie selbst zu zeichnen, dessen Entwickelung nicht wie die ihrige durch allerlei glückliche Verhältnisse gefördert, sondern durch die widrigsten Fügungen allseitig gehemmt wird, die „eingemauert" in den Kerker engster, niedrigster Lebensverhältnisse wohl durch einzelne schwache Strahlen eine Ahnung von dem Glanz der Sonne empfängt, niemals aber den hellen, beseligenden Tag schaut und sich in Finsternis und Sehnen verzehrt. Was wäre aus G. Eliot geworden, wenn sie in Griff geblieben und nach dem Tode ihres Vaters von der Gnade ihrer Geschwister und Tanten abgehangen hätte? wenn sie die Brays, ihre Sara Hennell, Chapman, Spencer, Lewes, Blackwood — lauter Piloten, die ihre weiblich schwankende Natur zwischen den Klippen und Sandbänken des Lebens hindurch in den sicheren Port der ihr kongenialen, geistig erfüllten und behäbigen Existenz lavierten — nicht gefunden hätte? Das ist die Frage, auf welche „The Mill on the Floss" die Antwort giebt.

Um diese Idee künstlerisch verkörpern zu können, mußte sie schon die Jugendzeit Maggies wesentlich anders als ihre eigene gestalten; schon hier mußte das Schicksal in weitem Kreise die Fäden des Netzes ausspannen, in dem die Heldin sich schließlich unentweichbar verwickeln sollte. Und die künstlerische Weisheit, mit der es G. Eliot gelungen ist, den tragischen Ausgang Maggies als absolut naturnotwendig darzustellen,

ist in keinem anderen ihrer Romane übertroffen worden; man darf darum „die Mühle am Floß" als ihre vollendetste Dichtung bezeichnen.

Der Mangel des Selbstvertrauens, der bei G. Eliot das natürliche Ergebnis ihrer äußerst zart organisierten, nervösen Konstitution war, mußte tiefer motiviert werden, wenn er zur verhängnisvollen Macht in Maggies Leben werden sollte: die Dichterin mußte wissen oder fühlen, daß kränkelnde Wesen wohl Bedauern, aber niemals tragisches Mitleid erregen, also niemals tragische Helden sein können. So wird das harmonische Familienleben von Griff, in dem beide Eltern sich gegenseitig und ihre sämtlichen Kinder mit gleicher Liebe umfassen, zwiespältig gemacht durch die entgegengesetzten Lebensanschauungen des Vaters einerseits und der Mutter mit ihrer zahlreichen Familie andererseits. Schon das Kind — von allen Übelständen schlecht assortierter Ehen wohl der schlimmste — wird zwischen Parteien, vor eine Wahl gestellt; es wählt seiner Natur gemäß die schwächere Partei, trennt sich von dem geliebten Bruder und den übrigen Verwandten, und führt ohne Schuld ein ausgestoßenes, vorwurfsvolles Dasein, das es keine Möglichkeit findet zu ändern, weil es eine solche Möglichkeit nicht giebt.

Während Marian Evans kein Hindernis kennen lernt, das sich ihrem Wissensdurst dem Streben nach allseitiger Ausbildung ihres Geistes entgegenstellt — drückende materielle Not scheint sie zu keiner Zeit ihres Lebens erfahren zu haben — sinkt die Familie in der „Mühle" zur Dürftigkeit hinab, in welcher es für das lebhafte, hochstrebende Mädchen kein Heil giebt als Entsagung, Frömmigkeit und religiöse Disziplin. Daß ein reichbegabter Geist aus Mangel an Nahrung verkümmert, ist traurig, aber nicht tragisch. Maggie muß das gelobte Land vor Augen sehen und es doch nicht erreichen können. Philip Wakem, der an inneren Vorzügen alles besitzt, was er an äußeren entbehrt, reicht ihr die rettende Hand; aber

ist der Sohn des Mannes, der ihre Familie ruiniert hat. as Verhältnis wird von ihrem Bruder rauh zerrissen. Es t nur dazu gedient, Maggie zu zeigen, was ihr fehlt, und r den Verzicht auf die höchsten Güter des Daseins zur unträglichen Qual zu machen. — Ihre Phantasie ist erfüllt von önen, glänzenden Lebensbildern; sie braucht ihre ganze oralische Kraft, um unter der Dürftigkeit nicht zu erliegen. un führt der Versucher sie auf die Höhe und breitet die acht der Erde vor ihren Augen aus, sie braucht nur die nd auszustrecken und sie ist fürs ganze Leben die ihrige, er — um den Preis des schnödesten Treubruches, und allem lück der Erde zieht sie die Selbstachtung und die Entsagung r. Jedoch die Welt fragt nicht nach dem harten Kampfe, n sie bestanden, nach dem edlen Siege, den sie über sich bst errungen hat; sie hat die Versuchung zu nahe an sich rankommen lassen, und das Mädchen mit dem reinen, selbstfopfernden Herzen wird in die Reihe der Verworfenen nausgestoßen. Solchem Leben ist der Tod die einzige Erfung. —

Es giebt wenige Romane, die so unwiderleglich zeigen, ß man Dichter auch ohne die Gabe des Rhythmus sein m, wenige Dichtungen von solcher tragischen Gewalt, wie Die Mühle am Floß".

Im November 1858 hatte G. Eliot das Manuskript von Adam Bede" vollendet; im März 1859 hören wir, daß sie reits einen neuen Roman — die „Mühle" — in Angriff nommen hat, während sie schon im Januar im Hinblick rauf Berichte von Überschwemmungen studiert hat. Die ee zu dieser Dichtung scheint also im Beginn des neuen hres in ihr aufgegangen zu sein. Im September ist sie im stande „großer Sorge und großen Bedenkens in Bezug auf en neuen Roman" — die gewöhnliche Erscheinung, wenn

sie mitten in der Arbeit an einer Dichtung ist. Im Oktober sind die Zweifel verschwunden, sie ist voll der besten Hoffnungen; der erste Band ist fertig. Im November, wo der Ruin des Mr. Tulliver besiegelt ist und die bitteren Leiden Maggies beginnen, liest sie Thomas a Kempis' „Von der Nachfolge Christi", das Buch, aus dem diese ihren Trost schöpft und welches einst auch der Verfasserin Begeisterung erregt hat (Brief an Sara Hennell vom 9. Februar 1849). Am 16. Januar 1860 ist der zweite Band vollendet, und nach einem erneuten Angriff des „Riesen Verzweiflung" der dritte am 21. März. „Ich bin dankbar," schreibt sie an John Blackwood, „und doch recht traurig, daß ich zu Ende bin, traurig, daß ich mit meinen Lieben am Ufer des Floß nicht länger leben soll" — dieselbe Empfindung, wie wir sie bei Heinrich von Kleist finden, als die Heldin seines autobiographischen Dramas „Penthesilea" „tot ist".

Besondere Schwierigkeiten bereitete ihr die Findung des Titels. Im Beginn ihrer Arbeit will sie dieselbe „provisorisch" „Die Tullivers" oder „St. Ogg's am Floß" taufen, nennt sie aber gewöhnlich „Maggie" oder „Schwester Maggie". Lewes rät ihr zu dem Titel: „Das Haus Tulliver, oder das Leben in der Mühle am Floß"; sie selbst zieht vor: „Die Tullivers (oder die Tulliver-Familie); oder das Leben am Floß". Als der Roman nahezu fertig ist, wendet sie sich an Blackwood um Rat; er entscheidet sich für „Die Mühle am Floß", welchen Titel sie schließlich nicht ohne Zögern acceptiert, um damit den Satz zu bewahrheiten, daß, wer lange wählt, gewöhnlich schlecht wählt.

Der Erfolg des Buches war ein sehr bedeutender, trotzdem der vor 14 Monaten erschienene „Adam Bede" noch in aller Munde war; die Dichterin hat vielleicht nicht ganz unrecht, wenn sie glaubt, daß die Vorliebe des Publikums noch mehr nach der „Mühle" als nach „Adam Bede" hinneige. Am 4. April erschien der Roman und am 1. Juni waren bereits

zwei Auflagen (6000 Exemplare) verkauft, es mußte zur dritten geschritten werden, und im November desselben Jahres folgte eine vierte. Beglückwünschungsschreiben unbekannter Personen strömten ihr von allen Seiten zu. Eine französische Übersetzung wurde sofort unternommen von dem alten Genfer Freunde der Dichterin, dem Maler d'Albert; eine deutsche von Frese*) folgte. Was G. Eliot von diesen zahlreichen Anerkennungen besonders erfreut zu haben scheint, war die von Mr. Helps überbrachte Nachricht, daß die Königin Victoria von ihrem Buche mit großer Bewunderung zu ihm gesprochen habe. „Es ist interessant zu erfahren," schreibt sie in ihrem Tagebuche, „daß gekrönte Häupter von dieser Gattung von Schriften gerührt werden können."

Auch der materielle Wert ihrer Schriften war nach dem reißenden Abgange des „Adam Bede" gewaltig gestiegen. Für ein vierjähriges Verlagsrecht an diesem Romane hatte Blackwood ihr 800 £ geboten. Für 4000 Exemplare einer Ausgabe der „Mühle" zu 31 s. 6 d. erhielt sie 2000 £; für 1000 einer Ausgabe zu 12 s. 150 £, und für fernere 1000 einer Volksausgabe zu 6 s. 60 £; für jede weitere Ausgabe sollte dasselbe Honorar gezahlt werden. Dazu kam ein amerikanischer Abdruck von Harpers (New-York) für 300 £ und ein deutscher von Tauchnitz für 100 £. So kam die Dichterin mit einem Schlage in den Besitz eines kleinen Vermögens von 68,000 Mark.

*) Eine Arbeit von zweifelhafter Güte.

Fünfzehntes Kapitel.

„Silas Marner."

Dieser Roman unterscheidet sich von den früheren Erzählungen dadurch, daß seine Handlung garnicht in die höheren Gesellschaftsklassen hinaufreicht, sondern sich ausschließlich im Bereiche eines einzelnen Dorfes abspielt. Er behandelt den Konflikt in dem Herzen eines sehr einfachen und geistig beschränkten Mannes, des Webers Silas Marner, der infolge des schmählichen Verrates eines Freundes und der ihn begleitenden Ungerechtigkeit seiner Bekannten den Glauben an Gott und die Menschen verloren hat und im Verlaufe der Erzählung allmählich wieder dahin zurückgeführt wird. Sein Freund hat ihn eines Diebstahls an der Gemeindekasse beschuldigt, den er selbst verübt hat; die Indizien sprechen gegen ihn, und die Einfalt der Gemeindemitglieder verfällt darauf, eine Art Gottesurteil hervorzurufen durch Ziehen von Losen — er zieht das kürzere. Seine Braut sagt sich von ihm los und heiratet den Dieb. — „Es giebt keinen gerechten Gott, der die Erde regiert, sondern einen Gott der Lügen, der Zeugnis ablegt gegen die Unschuldigen." Mit diesen Worten reißt er sich von seinem bisherigen Lebenskreise los. Diese Art von Unglauben, dessen mittelbare Veranlassung ein thörichter Aberglauben ist und der seinen eigentlichen Grund in der Verstandesschwäche des

armen Silas hat, setzt sich darum nicht weniger verhängnisvoll in seinem Herzen fest. Er wandert aus und siedelt sich in einer einsamen Hütte in der Nähe des Dörfchens Ravelve an, den Verkehr mit allen Menschen meidend und ebenso von ihnen gemieden. Aber Silas ist ein Gemütsmensch, er braucht etwas, an das er sein Herz hängen kann. Freundschaft, Liebe, die Welt mit ihren Freuden hat er aufgegeben. Das einzige Interesse, das er auf Erden hat, ist der Verdienst seines Webestuhls; er darbt und arbeitet — um niemanden, nur um den Haufen von rotglänzenden Sovereigns, der unter einer Fliese seines Zimmerbodens wohlverborgen liegt, zu vermehren. Er ist ein Geizhals geworden, dem der Klang und der Schein seines Geldes den einen blöden Genuß gewährt. So vegetiert er Jahrzehnte hindurch nur in Gesellschaft seiner Goldstücke, bis diese ihm geraubt werden. Das ist das erste Mal, wo er sich in wilder Verzweiflung um Hilfe an seine Mitmenschen wendet, die ihm das Verlorene doch nicht wiedergeben können.

Indessen, das schöne Wort, das ihn in der Zeit seiner Frömmigkeit aufrecht erhalten haben würde, geht auch an dem Ungläubigen in Erfüllung: „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten." Für den verlorenen toten Schatz erhält er einen eigentümlichen, kostbaren lebendigen Ersatz. Der Leser wird nicht zürnen, wenn ich die Dichterin in einer ihrer reizendsten Schilderungen selbst sprechen lasse: Marner hat seine Hüttenthür geschlossen, „er wandte sich zum Kamin, wo die beiden Kloben von einander gefallen waren und nur einen roten unbestimmten Schimmer verbreiteten; er setzte sich auf den Schemel am Kamin und bückte sich, die Kloben zusammenzuschieben, als es seinen halb blinden Augen schien, es läge Gold auf der Erde vor dem Kamin. Gold! sein eigenes Gold — ihm zurückgebracht ebenso geheimnisvoll, wie es ihm geraubt war. Er fühlte sein Herz heftig klopfen, und einige Augenblicke war er unfähig, die Hand auszustrecken und

den wiedererstatteten Schatz zu fassen. Der Haufen Gold schien zu glühen und größer zu werden unter seinem erregten Starren. Er beugte sich schließlich vorwärts und streckte die Hand aus. Aber anstatt der harten, in ihrer Glätte und Rundung schwerzufassenden Geldstücke trafen seine Finger auf weiche warme Locken. In äußerster Bestürzung sank Silas auf die Kniee und beugte seinen Kopf tief hinab, um das Wunder zu untersuchen: es war ein schlafendes Kind — ein rundliches, hübsches Ding, mit weichen gelben Löckchen um den ganzen Kopf. War dies vielleicht sein Schwesterchen, welche im Traume zu ihm gekommen war — sein Schwesterchen, das er auf dem Arm getragen hatte ein Jahr lang, ehe es starb, als er noch ein kleiner Junge ohne Strümpfe und Schuhe war? — War es ein Traum?" — Es war ein wirkliches, dieses wie vom Himmel gefallene Kind. Und wie er vor dem Wunder dasitzt und sinnt und sinnt, kommen ihm träumerische Empfindungen, leise Schattenbilder von denen, die vor langen Jahren in ihm lebendig waren, und die ihn ruhig und glücklich machten „wie alte Freundschaften, die nicht wieder zu erwecken sind" — „alte Regungen der Ehrfurcht bei der Ahnung einer höheren Macht die über seinem Leben waltete."

Ein Kind — kein anderes Gut auf dieser Erde —
Giebt neue Hoffnung, neues Denken wieder
Dem Menschen in der Neige seines Lebens.

Diese Wordsworthschen Verse, welche George Eliot ihre Dichtung als Motto vorgesetzt hat, bezeichnen das Hauptthema des Romans: Ist der arme, seiner ganzen Habe beraubte Weber den Leuten des Dorfes ein Gegenstand des Mitleid gewesen, so erregt jetzt der alleinstehende, alternde Mann mit dem schönen Findelkinde ihr ganzes Interesse. Und Silas — um seinetwillen hätte er sie nicht aufgesucht, um des Kindes willen aber braucht er seine Mitmenschen; denn daß dieses Himmelsgeschenk weggeben sollte, daran denkt er kein

ugenblick. Nun muß er Unterricht im Kinderwarten nehmen, Kleider beschaffen, für die der kindlichen Diät entsprechende Nahrung sorgen: so findet der alternde Mann sein Herz, das so lange leer gestanden hat, plötzlich erfüllt und belebt von tausend liebenden Sorgen. Und nicht bloß in der Liebe des kleinen Wesens zu ihm findet er seinen Lohn; seine edle Handlungsweise, die hingebende Pflege, die er dem kleinen Mädchen zu teil werden läßt, erwecken ihm die Achtung seiner Dorfgenossen, und der menschenscheue Einsiedler wird wieder zu einem brauchbaren und freundlichen Mitgliede der ländlichen Gesellschaft, mit der er schließlich alles gemein hat, auch den Glauben an eine höhere Macht, die unsere Schritte lenkt und aus dem tiefsten Unglück uns wieder aufrichten kann.

Das wäre nun freilich ein sehr einfacher Stoff, dessen Handlung sehr wenig von einem Roman haben würde, wenn sie durch die Herkunft und durch die verwandschaftlichen Verbindungen des Kindes weiter ausgebaut wäre. Eppie ist der Sproß eines zwar nicht illegalen, aber geheimen Verhältnisses, das der älteste Sohn des Squire Caß mit einem unter ihm stehenden Mädchen in jugendlichem Leichtsinn geschlossen hat. Die sichere Folge einer öffentlichen Anerkennung seiner Ehe wäre für ihn Enterbung gewesen, zumal da seine Frau unter dem Laster des Opium-Genusses allmählich verkommen ist. Es ist daher eine Erlösung für ihn, als sie in einer kalten Winternacht an der Landstraße niedersinkt und aus ihrer Betäubung nicht wieder erwacht. Das Kind, das aus dem Schnee von seiner toten Mutter hinweg den Weg an den warmen Herd Marners gefunden hat, kann er ebenfalls nicht anerkennen, da er im Begriff ist, sich mit einem längst geliebten Mädchen gleichen Standes, Nancy Lammeter, zu vermählen. Erst nach vielen Jahren, da seine Ehe kinderlos bleibt, legt er seiner Frau ein Geständnis ab, und will nun durch eine Adoption der inzwischen zu einer schönen Jungfrau Erwachsenen sein Unrecht gut machen. Da trifft ihn die gerechte Vergeltung. Der biedere Silas und das Kind

sind in jahrelanger Liebe viel zu fest aneinander gewachsen, als daß sie jetzt noch eine Trennung für denkbar halten könnten. Eppie wehrt ihre vornehme Verwandtschaft mit dem ganzen sittlichen Takt einer Eliotschen Heldin von sich ab: „Ich danke Ihnen, Herr", antwortet sie ihrem leiblichen Vater auf seine Bitte, in sein Haus als seine Tochter zu ziehen, „für Ihr Anerbieten — es ist groß und weit über meine Wünsche. Denn ich würde keine Freude mehr am Leben haben, wenn ich von meinem Vater gehen müßte, und ich wüßte, er säße zu Hause, in Gedanken an mich und vereinsamt. Wir haben uns gewöhnt, jeden Tag glücklich mit einander zu sein, und ich kann mir ein Glück ohne ihn nicht denken. Und er sagt, er hatte Niemanden in der Welt, bis ich zu ihm gesandt wurde, und er würde nichts haben, wenn ich fort wäre. Und er hat für mich gesorgt und mich lieb gehabt von Anfang an, und ich will an ihm hangen, so lange er lebt, und niemals soll jemand zwischen ihn und mich kommen." — Das ist das Ende des armen „Webers von Raveloe", der schließlich ein viel reicherer Mann war als der reiche Squire Caß.

Es giebt wenige erzählende Dichtungen, deren Lektüre einen so gleichmäßigen, ruhigen Genuß gewährt, wie „Silas Marner" — „eine einfache [Geschichte] für denkende Herzen". Es ist nicht das bedeutendste von George Eliots Werken, aber ein wahres Kabinetstück schlicht-großer Erzählungskunst und hinsichtlich der Komposition zweifellos das vollendetste. In allen Schöpfungen der Dichterin haben wir Längen zu verschmerzen und unorganische, uninteressante Teile zu überwinden: hier wäre es schwer, irgend etwas Überflüssiges zu nennen. Selbst die psychologischen Exkurse haben hier ihre Berechtigung bei der Unvollkommenheit des Ausdrucks, der den Leuten von Raveloe zu Gebote steht; denn daß diese Leute

nicht die schöne Sprache der Dichterin sprechen — etwa wie die Bauern in George Sands „La Mare au Diable“ — sondern jeder seine eigene, dialektisch je nach dem Stande des betreffenden sogar abgetönte, versteht sich für Eliotschen Realismus von selbst. Hierin besteht die einzige Unannehmlichkeit, welche die Dichtung wenigstens für einen Ausländer bereitet: es ist keine ganz leichte Aufgabe, die dialektischen Schwierigkeiten zu überwinden. Im übrigen wirkt hier alles zusammen zur Erzielung einer einheitlich schönen Wirkung: vorzügliche Charakteristik der einzelnen Personen, unter denen neben dem Helden besonders Nancy Lammeter, Dolly Wintrop und die Brüder Caß hervorzuheben sind; interessante und fein ausgeführte Massengemälde, wie die Szene in dem Wirtshause, in das Silas Marner nach dem Verlust seines Geldes wie ein Wahnsinniger hineinstürzt, oder das Neujahrsfest bei Squire Caß; Abwechselung und Steigerung des Geschehens, und vor Allem: Einheit des Interesses.

Im einzelnen ist hervorzuheben der künstlerische Takt, mit dem die Dichterin sich mit ihrer Tendenz abgefunden hat. Wie ermüdend und wie unwahr wäre das ganze Gemälde geworden, wenn sie die Tendenz der religiösen Wandlung, herbeigeführt durch die Ereignisse und die darin sich knüpfenden Erwägungen, in den Vordergrund geschoben hätte, was für eine ungeschicktere Hand nahe lag. Charles Kingsley gehört nicht zu den unbedeutenden Dichtern, und wie ungenießbar hat er seinen Roman „Yeast“ gemacht, dadurch daß er das, was ihm, dem Theologen, das Interessanteste war — die Wandlung seines Helden vom Unglauben zum Glauben — ein fast ausschließliches Relief giebt, und nicht den sie veranlassenden Vorgängen und Verhältnissen, welche allein das Interesse des Lesers erwecken können. Der kleine Band ist eine große Wüste von theologischen Disputationen, von brieflich geführten Kontroversen über den Vorzug des evangelischen vor dem katholischen Glauben, welche letzteren dazu noch in

gar keinem Zusammenhange mit der eigentlichen Geschichte stehen — in der wir vergeblich nach Handlung lechzen. Wie selten, wie unvollständig und in ihrer Naturwahrheit wie köstlich humorvoll sind dagegen die religiösen Erörterungen zwischen Silas Marner und Dolly Wintrop, der seine Bekehrung besonders am Herzen liegt: nur hin und wieder, und im Nachtrab der Ereignisse stolpert so eine logisch und sprachlich unartikulierte Glaubenserklärung heraus. Es ist ja bei solchen Leuten auch nicht die wohl überlegte, klare Ansicht, welche ihr Handeln bestimmt, sondern die halb unbewußte Empfindung, welche ihnen Menschen und Vorgänge erwecken, und nach der sie diesen gegenüber Stellung nehmen. Es wäre unwahr gewesen, den Schein zu erwecken, als ob Männer wie Silas Marner nur in fest gegründeten, klaren Ansichten über die höchsten Dinge ihr Glück finden könnten: ihr Glück sinkt und steigt mit der Fügung der äußeren, materiellen Verhältnisse.

Das kleine Werk wurde begonnen und vollendet vom November 1860 bis zum 10. März 1861, als die Dichterin bereits mit ihrem größeren Roman „Romola" wenigstens in Gedanken beschäftigt war. Die Arbeit scheint ihr wenig Mühe gemacht zu haben, sie scheint wie durch plötzliche Inspiration und in einem Gusse entstanden zu sein. Sie selbst versprach sich keinen bedeutenden Erfolg davon. „Wirklich", schreibt sie an Blackwood, „ich hätte nicht geglaubt, daß irgend jemand außer mir sich hätte dafür erwärmen können (seit Wordsworth tot ist), wenn nicht Mr. Lewes stark von ihr ergriffen gewesen wäre .... Sie soll in ein helles Licht stellen die heilsamen Wirkungen reiner und natürlicher menschlicher Beziehungen! ... Sie kam mir ganz plötzlich, anfangs als eine legendenhafte Erzählung, und tauchte auf aus einer Kindheits-Erinnerung an einen Leinenweber, der einen Sack auf dem Rücken trug;

ıls mein Geist sich eingehender mit dem Gegenstande be=
gte, entschied ich mich für eine mehr realistische Behand=
— Sie hatte sich übrigens in ihren ungünstigen Vor=
ıungen getäuscht: die Nachricht von dem ausgezeichneten
ɜe auch dieses Werkes wurde ihr auf ihre zweite italienische
nachgesandt.

Sechzehntes Kapitel.

„Der gelüftete Schleier.“ — „Bruder Jakob.“

Außer den vier bedeutenden Romanen hat George Eliot in dieser ersten und fruchtbarsten Periode ihres Schaffens noch zwei kleinere Erzählungen veröffentlicht, die, wenn sie auch nicht an sich einen hervorragenden Wert repräsentieren, doch als Beweise ihrer Kraftüberfülle Beachtung verdienen.

„Der gelüftete Schleier (The Lifted Veil)“ ist ein Gemälde der Nachtseite der menschlichen Natur, und könnte bei der vollkommenen Abwesenheit jeder helleren Farbe, wenn es nicht zufällig aus George Eliots Feder geflossen wäre, den unversöhnlichsten Pessimisten zum Urheber haben. Es ist eine Ich-Erzählung. Der vielversprechende Anfang lautet: „Die Zeit meines Endes rückt näher. Ich habe in letzter Zeit häufige Brustkrämpfe*) gehabt; und nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, so sagt mir mein Arzt, darf ich sicher hoffen, daß mein Leben nicht mehr viele Monate währen wird. Wenn mir nicht etwa der Fluch einer außergewöhnlichen Körper-Konstitution zu teil geworden ist, wie der einer außerordentlichen Geistesverfassung, so werde ich nicht mehr lange unter der drückenden Last der irdischen Existenz ächzen .... Ich sehe voraus, wann ich sterben werde, und alles, was sich in

*) George Eliot braucht den gelehrten Ausdruck „angina pectoris“.

meinen letzten Augenblicken ereignen wird. Genau einen Monat von heute, am 20. September 1850, werde ich um 10 Uhr Nachts auf diesem Stuhle, in diesem Studierzimmer sitzen, verlangend zu sterben" ... Nun folgt die Schilderung seiner Todesstunde. — Was der Kranke prophezeit, geschieht: am 20. September 1850 schließt er die Geschichte seines Lebens mit den Worten: „Die Szene meines Todeskampfes hat begonnen."

Aus diesem Beginne vermögen wir eine Seite der außergewöhnlichen geistigen Verfassung des Helden zu erkennen: es ist die Gabe des zweiten Gesichts. Er kann gewisse in Zukunft sich abspielende Szenen mit voller Deutlichkeit voraussehen; wie er gewissen Menschen gegenüber zu gewissen Zeiten im stande ist, unausgesprochene Empfindungen und Gedanken in ihrem Herzen zu lesen mit derselben Unfehlbarkeit, mit der wir die Lettern eines aufgeschlagenen Buches erkennen. Es ist ein Krank-Geborener, der seine Krankheitsgeschichte von Kindheit auf schildert. Wir wollen sie im einzelnen nicht verfolgen, müssen aber, um die Seltsamkeit dieses novellistischen Gegenstandes klar zu machen, einiges Licht auf den Charakter des Helden werfen.

Seine Figur wird uns am deutlichsten durch einen wenn auch gewagten Vergleich mit Werther. Denken wir uns von Werther seine stattliche Persönlichkeit, seine gründliche Bildung, sein tiefes Kunstinteresse, die Fähigkeit zu harmloser Fröhlichkeit, die Menschenfreundlichkeit und diejenige Energie, über welche er ja jedenfalls verfügt, der Welt zum Trotz seiner Natur nach zu leben — kurz alle uns ansprechenden, unser Interesse erweckenden, gesunden Eigenschaften hinweg und hinzu ein krankhaftes Bewußtsein nicht bloß von der eigenen inneren Erkrankung, sondern von der absoluten Unheilbarkeit derselben: so haben wir ungefähr den Helden der Erzählung. Von Geburt an ein schwächliches Geschöpf, von äußerster Sensibilität und geringer Verstandeskraft, ohne Mutterliebe, ein-

sam aufgewachsen, in seiner Bildung, wie in allem, sich selbst, seinen Launen überlassen, ohne Fonds in sich, ohne die Kraft, irgend ein Ziel zu verfolgen, ohne Lebensfreude, ist Latimer ganz Schwäche und Gefühl. Er scheint keine andere Lebensaufgabe zu kennen, als sich in sich selbst zu versenken, seine Empfindungen festzustellen und Buch darüber zu führen; er macht nicht den Eindruck eines Arztes, der an sich selbst den Verlauf einer Krankheit beobachtet, sondern den eines Irren, der im stande wäre, seinen Irrsinn zu studieren.

In die Jammergestalt dieses Helden zieht die Liebe ein, natürlich in Gestalt eines krankhaft sinnlichen Schmachtens — die Liebe zu einer gleißenden Schlange, die den Zweck ihres Lebens vollkommen erfüllt zu haben glaubt, wenn sie sich sonnen kann in den lüsternen Blicken der Männer und ihre Farben glitzern lassen in der Lichtfülle des Ballsaals. Sie hat sein Geld geliebt und den Freibrief, den die Ehe gewährt; sie hat gemeint, den Schwächling ihren Lebensbedürfnissen unterwürfig machen zu können; das ist seiner lichtscheuen Natur gegenüber unmöglich gewesen: Nun haßt sie ihn, wie sie ihn immer verachtet hat. Sein Vermögen gehört ihr, und die Auswahl unter den schönsten Männern, wenn — sie ihn vergiftet. Sie schmiegt sich an ihn; aber ehe sie stechen kann, wird ihre Absicht offenbar — die Gatten trennen sich. —

Der Eindruck dieser Geschichte ist ähnlich demjenigen, welchen ein dreitägiger Londoner Nebel macht: man würde in Verzweiflung geraten, wenn er noch viel länger währte. Man weiß bei der Lektüre nicht, was man mehr bedauern soll: die Möglichkeit der Existenz so krankhafter Geschöpfe wie dieser Held, oder die vorübergehende Geschmacksverirrung der Dichterin, die sonst in ihrer Kunstauffassung nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit Zola hat und nun plötzlich der Ansicht gewesen ist, daß sie mit dieser Krankheitsschilderung unsere „Sympathie" erwecken könnte. Ganz das Gegenteil von Sympathie: — jammer- und ekelvolles Mitleid, das der Tod jeder

künstlerischen Wirkung ist! — Kein Irrenarzt wird der Dichterin seine Anerkennung versagen für die Geisteskraft, welche sie in der Diagnose eines schwierigen Krankheitsfalles an den Tag gelegt hat; der Ästhetiker — vergegenwärtigt sich die Größe ihrer anderen Dichtungen und erinnert sich, daß auch Homer mitunter schläft. —

In George Eliot's Tagebuche lesen wir unter dem 29. April 1859: „Beendigte eine Erzählung — „Der gelüftete Schleier" — welche ich eines Morgens in Richmond anfing, als mein Kopf zu benommen war für eine bedeutendere Arbeit." — Diese Worte erklären die Entstehung der Geschichte, nicht ihren Druck.

Die andere kleine Erzählung „Bruder Jacob" hat keinen so abschreckenden, dafür aber einen um so geringfügigeren und banaleren Inhalt. Die Engländer nennen einen Satz, der so außerordentlich wahr ist, daß seine Formulierung überflüssig scheint, einen „truism"; diese Erzählung ist nach der ganz außerordentlichen Alltäglichkeit des Gegenstandes ein Truismus unter den Novellen. Wir können schwer begreifen, woher eine Dichterin, die sonst die tiefsten psychologischen Probleme mit Vorliebe und mit Meisterschaft behandelt, das Interesse zur Ausführung einer Geschichte nehmen konnte, die mit ihrem richtigen Titel „Der entlarvte Betrüger" hätte benannt werden müssen.

Der Konditorgehilfe David Faux stiehlt seiner Mutter ihre Ersparnisse, geht damit nach Westindien, um dort sein Glück zu machen; kommt mit einem kleinen Vermögen unter falschem Namen zurück, begründet in irgend einem Nest ein Geschäft, weiß sich durch abenteuerliche Erzählungen und Prahlereien mit vornehmer Verwandtschaft die Neigung einer Squires-Tochter zu erschwindeln und wird kurz vor der Hochzeit durch einen Zufall, der seinen blödsinnigen Bruder mit seinem Auf-

enthalt bekannt macht, entlarvt. — Als Nebenhandlung in einem größeren Roman hätte diese simple Geschichte vielleicht verwandt werden können; so aber — in ihrer Ärmlichkeit isoliert, als Selbstzweck hingestellt — erinnert sie an jenen platten Naturalismus, der jeden Vorgang des Lebens der poetischen Darstellung für würdig und fähig hält. Wir müssen ja an erkennen, daß der Blödsinnige mit der Mistgabel als ständige Begleitung, seiner Vorliebe für Süßigkeiten, seinem kindische Stammeln, daß der rothaarige, luchsäugige, säbelbeinige Die und Schwindler äußerst naturgetreu geschildert sind — wi haben ja schon öfters so einen Blödsinnigen in der Wirklich keit gesehen und wir haben uns vordem schon ziemlich klar Vorstellungen darüber gemacht, wie es in der Seele so eine Betrügers aussehen muß — aber Naturtreue ist ein Attribu der Poesie, nicht die Poesie selbst. — Nochmals, was kann die Dichterin an diesem Gegenstande reizen? —

Daß sie mit Bewußtsein von ihrem sonstigen erhabene Realismus hier einmal zum Naturalismus hinabgestiegen se können wir nicht glauben. Es bleibt daher kaum eine ande Annahme übrig, als daß George Eliot hier wieder eine sit liche Lehre habe verkörpern wollen, die ein integrierender Te ihrer Ethik ist: Der bösen That folgt die Strafe schon hi auf Erden unausbleiblich nach. Dann aber hat sie kaum eine Gegenstand wählen können, der die Unhaltbarkeit dieser Leh deutlicher bewiese. David Faux hätte, wie Tausende von Be trügern, die materiellen Erfolge seiner Unehrlichkeit in alle Seelenruhe, ohne Gewissensbisse — die seiner niedrigen Ge mütsbildung unbekannt sind — sein Leben lang genieße können, wenn er nicht ein dummer Schurke gewesen wär der um eine Erbschaft von 80 Pfund eine wohlgesicher Existenz gefährdet. Kluge Schurken hätten das nicht geth und wären also auch nicht von der Vergeltung ereilt worde Und trotz dieser Dummheit wäre David Faux immer noch i heiler Haut davongekommen ohne den Zufall, daß der Bl

sinnige ausnahmsweise den Reden seiner Angehörigen Aufmerksamkeit geschenkt und seinen Aufenthaltsort erfahren hatte.

Auch kompositionell ungenießbar ist die Novelle: um dieses Nichts von Geschehen wird eine gewaltige realistische Staffage — gleichsam die harte Schale dieser tauben Nuß — aufgebaut; alle hervorragenden Krähwinkler sagen uns einmal guten Tag und versäumen im Vorübergehen nicht, uns in aller Eile irgend eine charakteristische Eigentümlichkeit ihres Äußeren, ihrer Haltung, ihres Ausdrucks und Benehmens aufzuzeigen — wie die Nebelbilder schweben sie an uns vorüber, in diesem Augenblicke ganz klar vor unseren Blicken, im nächsten verduftet und vergessen. Das heißt das Mißvergnügen, das uns der Held erweckt, in unberechenbarem Verhältnis potenzieren. —

„Seit unserer Rückkehr von Italien", schreibt die Dichterin am 27. September 1860 in ihr Tagebuch, — also seit Juli — „habe ich an einer unbedeutenden Erzählung geschrieben. — „Mr. David Faux, der Konditor" — welche George für druckenswert hält." — Das ist einer von den Ratschlägen, für welche die Nachwelt Lewes nicht zu Dank verpflichtet ist.

Viertes Buch.

Idealistische Dichtung.

Siebzehntes Kapitel.

„Romola."

Mr. Brown beginnt seine Würdigung dieses Romans mit einer sonderbaren Versicherung: „Der Mehrzahl der Leser, selbst von Durchschnitts-Intelligenz und -Fähigkeit war er und ist er noch weiter nichts als eine Strapaze. In den Augen der Tieferdenkenden aber nahm er sofort seine rechte Stelle ein nicht bloß als das bei weitem schönste und höchste von allen Werken der Dichterin, sondern als vielleicht die größte und vollkommenste Dichtung dieser Gattung, die jemals geschaffen worden."

Wir begegnen in ästhetischen Urteilen unserer Stammesgenossen derartigen hyperbolischen Wendungen so häufig,*) daß wir uns gewöhnen müssen, an Stelle der Worte „die größte, welche existiert" die mitunter sehr wenig bedeutenden „die größte, welche ich kenne" zu denken, wenn uns ihre ästhetische Urteilskraft in nicht gar zu unvortheilhaftem Lichte erscheinen soll. In diesem Falle ist die Tragweite der letzteren Behauptung durch die ihr vorangehende in unseren Augen logisch aufgehoben. Ein Roman, der dem Leser von Durchschnitts-Bildung unlesbar ist, ist etwas Ähnliches wie ein Drama, das

*) George Eliot z. B. citiert in ihren Tagebüchern bei dem Erscheinen fast aller ihrer Dichtungen gewöhnlich mehrere solcher Aussprüche.

auf der Bühne wirkungslos ist: beide Resultate sind nur zu erreichen durch Fehler nach einer Seite hin, die für den Wert von Dichtungen allein bestimmend sein darf, eben nach der dichterischen. Eine Kunst, welche auf den Durchschnittsmenschen nicht wirken kann, zu ihrer Würdigung eine ausnahmsweise hohe Geisteskultur erfordert, ist unter allen Umständen eine mangelhafte Kunst. Wir würden unser Urteil ohne logischen Widerspruch ein wenig anders formulieren: wir würden „Romola" als Geistesthat groß, als Dichtung — im Chore mit den Durchschnittslesern — eine Strapaze nennen. Wir halten z. B. als historische Romane Hugos „Notre-Dame", de Vignys „Cinq-Mars", Hauff's „Lichtenstein", Freitags „Marcus König", Ebers' „Homo sum" — ob Herr Brown die Deutschen kennen mag? — für bedeutender als „Romola", wenn auch keiner von ihnen an geistigem und sittlichem Gehalte Georg Eliots Werk erreicht.

Wir gehören zu denen, welche der historischen Romandichtung nur eine sehr beschränkte Berechtigung zugestehen, weil sie notwendig immer eine Seite verhältnismäßig hervorkehren muß, die kein poetisches Interesse erwecken kann, die stofflich-historische. Das historische Drama steht in dieser Beziehung viel günstiger: das Stoffliche kann hier und muß vollkommene Nebensache bleiben, weil die in der Handlung kondensierte Energie des Geschehens unsern Geist fast ausschließlich in Anspruch nimmt. Wir werfen einen Blick auf die fremdartige Bühnen-Ausstattung, die malerischen Kostüme und nehmen davon soviel in uns auf, wie sich dem oberflächlichen Sehen gerade bietet; aber wir denken ebenso wenig daran, uns in die Einzelheiten der Möbelfaçons und der Kleiderschnittes zu vertiefen, wie wir etwa die Thätigkeit des Regisseurs und Garderobiers neben der Aktion des Schauspielers ins Auge fassen: wenn die Handlung nicht bedeutend und interessant genug ist, um unsere Aufmerksamkeit von solchen Nebendingen abzulenken, so ist die betreffende dichterische Kra

daran schuld, nicht aber das Vorwiegen des unpoetisch Stoff-lichen. Die epische Kunst hat zwar auch die Aufgabe, uns die Entwickelung einzelner Menschen-Schicksale vorzuführen, aber innerhalb des breiten Stromes des Volkslebens, von ihm getragen, gelenkt. Schildert sie uns eine historische Persönlichkeit, so muß diese vor uns erscheinen in ihren historisch feststehenden charakteristischen Zügen — die doch nicht immer feststehen! — inmitten des politischen und sozialen Lebens ihrer Zeit, dargestellt durch breite Detail-Bilder — deren Richtigkeit noch viel weniger festzustellen ist! Nun aber dürfen die Einzelheiten eines fremdartigen Lebens nicht obenhin berührt werden wie die Verhältnisse des uns bekannten modernen Lebens, wo ein einziges Wort in uns ganze Gedankenreihen erweckt: die politischen Zustände, die Parteienbildung, die Institutionen, nicht mehr vorhandene Gebäude u. s. w., ja einzelne Ausdrücke werden fort und fort der Erklärungen, Schilderungen bedürfen. Man denke sich, daß ein moderner Roman, indem er die heute bei uns vorhandenen Parteien erwähnte, es sich einfallen ließe, eine Darstellung der Entwickelung derselben zu geben — so würden wir an der künstlerischen Besonnenheit des Verfassers mit Recht zweifeln und sicher die politische Abhandlung überspringen. Was wir aber in einem modernen Roman für unerhört und unerträglich halten, das müssen wir in einem historischen nicht nur geduldig hinnehmen, es ist vielmehr eine unerläßliche Notwendigkeit, wenn uns nicht mit dem Verständnis zugleich jede Möglichkeit des Genusses genommen werden soll.

Wenn George Eliot ihren Roman in Florenz gegen Ende des 15. Jahrhunderts (1492—98) spielen läßt, so muß sie uns ein anschauliches Bild von den florentinischen Zuständen jener Zeit geben. Die Dichtung hat aber gar kein Interesse an dem florentinischen Leben gegen Ende des 15. Jahrhunderts — das hat die Kulturgeschichte — sondern am menschlichen Leben als solchem. Wenn Savonarola, wie selbstverständlich,

in ihrem Romane eine hervorragende Rolle spielt, so werden wir unsere eingehendste Aufmerksamkeit darauf richten, ob auch sein Bild in allen Zügen dem in der besten Biographie von Villari gezeichneten entspreche: legen wir damit etwa ein poetisches Interesse an den Tag? Die Dichtung hat gar kein Interesse daran, daß das Bild eines bekannten Mannes richtig gezeichnet sei — das hat die Geschichte — sondern an Menschen-Schicksalen im allgemeinen. Ob nun die Erklärungen, wie bei George Eliot, in langen Schilderungen gegeben werden, oder, wie bei Scott und Ebers, in mehr oder weniger länglichen Noten, wir haben immer eine Dichtung vor uns, die ohne Erklärungen nicht verständlich ist; zu deren Genuß wir nicht bloß ein gewisses Maß von Phantasie und Geschmack, sondern ein wissenschaftliches Interesse mitbringen müssen — eine Verquickung von Poesie und Kulturhistorie, die den Laien ermüdet, dem Gelehrten wertlos ist, welcher weiß, daß die minutiösen, farbenschillernden Gemälde vor uns einer selbstgeschaffenen Phantasiewelt des Dichters, nicht aber einer wirklich gewesenen entnommen sind.

Wie unendliche Mühe muß es George Eliot gekostet haben, die kulturhistorischen Details zu einem von den großen von ihr geschilderten Aufzügen in Florenz zusammenzuhäufen! Und wie schwer gelingt es ihr, das erdrückend fremdartige Bild, das vor ihrer Phantasie ja in vollem Leben gestanden haben mag, in der unserigen zu erwecken! Wir kennen die einzelnen Gegenstände desselben nicht, sie sind an sich tot in unserem Geiste; und nur durch mühsames Studium erhalten wir einiges Licht. Wenn denn schon einmal diese Art von Dichtung Bestand haben soll, möchten wir allen Ernstes den Urhebern derselben den Rat geben, unser Verständnis und ihre Wirkung zu erleichtern, zu beschleunigen durch kolorierte Abbildungen, so unangemessen und widersinnig uns Illustrationen von Dichtungen auch im übrigen erscheinen.

George Eliot hat die wissenschaftliche Seite ihrer Auf-

gabe mit wahrhaft heroischer Gewissenhaftigkeit gelöst. Die Werke aus und über jene Zeit der italienischen Geschichte, die sie auf ihrer italienischen Reise (1861) und später im britischen Museum aufgestöbert und studiert hat, zählen nach Dutzenden. Die Schriften Savonarolas, die besten Biographien über ihn hat sie selbstverständlich gelesen. Wenn wir den sachlichen Gehalt des Romans mit der ungeheuren von ihr aufgehäuften Stoffmasse vergleichen, so müssen wir ihre organisatorische Kraft in der Sichtung und ihre Selbstbeherrschung in der Verwertung derselben bewundern. Und wir wollen bereitwillig anerkennen, daß kein noch so unbedeutender Vorgang, ja, vielleicht „kein Wort" in „Romola" vorhanden ist, das nicht ihrem poetischen Zwecke diente — wenn dieser Zweck nur ein ungemischt poetischer sein könnte! Wir wollen anerkennen, daß ihr trotz der örtlichen und zeitlichen Ferne des Stoffes kein größerer historischer Mißgriff passiert ist — etwa wie Scott in „Kenilworth" es fertig gebracht hat, das Bild des schurkischen Höflings Leicester, der ihm in seiner wahren Gestalt doch so leicht erreichbar war, aufs gröbste zu verzeichnen. Was die besten Kenner jener Zeit in „Romola" an Verstößen haben auffspüren können, sind ein paar geringfügige Details. Das Portrait jenes merkwürdigen Menschen, der dem Volke während seines Lebens ein Prophet, vor seinem Tode ein Betrüger, nach seiner Hinrichtung ein Heiliger war, ist eine für alle Zeiten klassische Leistung, die den Ruhm eines Historikers begründen könnte. Savonarola ist widerspruchslos in der That nur als eine ehrliche, von den höchsten Intentionen geleitete Natur zu erklären: er hat sich in Augenblicken der Ekstase für ein von Gott auserlesenes und zeitweilig mit weissagender Kraft begabtes Werkzeug, niemals für einen wirklichen Propheten gehalten. Daß das Volk ihn für einen solchen hielt, als seine Prophezeiungen in Erfüllung gingen, konnte er nicht hindern; ebenso wenig konnte er in seiner Bedrängnis dem Papste gegenüber es vermeiden,

diesen Glauben des Volkes zu seiner Sicherheit zu verwerten. Niemals aber hat er sich einen Propheten genannt oder die Rolle eines solchen bewußt gespielt. Wenn er sich unter Folterqualen als Betrüger bezeichnete, so war das ein Geständnis, das er bereits im voraus widerrufen hatte. Da ihm keine Ketzereien nachgewiesen werden konnten, so starb er in Wahrheit einen Märtyrertod für eine erhabene Idee, die sittliche — nicht dogmatische — Reformation der Kirche, die von ihm hätte ausgehen können, wenn rechtzeitig auswärtige Hilfe erschienen wäre.

Da nach George Eliots streng realistischem Prinzip jede Menschenklasse ihre eigene Sprache sprechen muß, so hat sie sich die äußerste Mühe gegeben, ein florentinisches Idiom des 15. Jahrhunderts zu rekonstruieren. Das ist die undankbarste und unschmackhafteste Seite der sogenannten historischen Epik. Es ist wahr, daß Scott in einem Falle einen Erfolg errungen hat: in der Nachahmung des euphuistischen Modetones im Zeitalter der Elisabeth; aber alle Schriften dieser Epoche sind überfüllt mit Euphuismus, man braucht ihn nur mit vollen Händen herauszugreifen. Ob aber George Eliot die florentinische Ausdrucksweise des 15. Jahrhunderts getroffen hat, muß ebenso sicher reine Glaubenssache bleiben, wie es im 19. Jahrhundert nirgendwo ein Sprachgefühl giebt, das die Sprache der Kreuzfahrer in Scotts „Talisman" oder gar die der alten Germanen in Freitags „Ahnen" auf ihre Echtheit hin prüfen könnte. Alle diese Bemühungen sind gleich aussichtslos, und was die Wirkung des florentinischen Geplauders oder der sonoren Stabreim-Reden auf den Leser betrifft, so können wir höchstens gewisse Gradunterschiede der Ermüdung zugestehen.

Die schlimmste Seite dieser Art von Dichtung scheint uns schließlich darin zu liegen, daß sie bei noch so großer historischer Treue auf den unbefangenen, wissenschaftlich nicht eingeweihten Leser auf Schritt und Tritt den Eindruck der

nglaubwürdigkeit erregt. Wenn z. B. George Eliot die da-
alige Unsitte berührt, daß man den Toten ihren Haarschmuck
ubte, um lebende Häupter damit zu zieren; oder wenn sie
ach den Vorstellungen jener Zeit den Sitz des Mutes in die
eber verlegt: so wird der Erfolg ihrer eingehenden Studien
ei den meisten Lesern ein Zweifel an der Richtigkeit solcher
inzelnheiten sein. Der Kenner der Renaissance weiß, daß
uch der unterste Bürger der florentinischen Republik mit Leib
nd Seele der Politik ergeben war; daß das Interesse an
lassischen Studien und der Kunstgeschmack tief hinab in die
reise des Volkes gedrungen war: er wird daher eine Figur
ie Nello für möglich und fein erfunden halten. Wer aber
ird ihr von den Ungelehrten glauben, daß ein Barbier der
rotektor eines jungen Philologen habe sein, daß er in seinen
rteilen über Kunstgegenstände eine gewisse Sicherheit habe
ntfalten, daß er mit Künstlern und Gelehrten in ihrer
prache habe reden können? — Schade also um die schlecht
elohnte Mühe des Dichters! schade um eine Kunst, die nur
on einer auserlesenen Schar genossen werden, die nur in
em Grade Gemeingut werden kann, in welchem sie ihr wesent-
iches Charakteristikon, das Historische, aufgiebt.

Indessen wollen wir die Berechtigung des historischen
Romans nicht durchaus bestreiten, sondern sie nur beschränken
uf diejenige Zeit, von der wir entweder alle selbst noch viel
issen, oder die wenigstens in einer breiten unerschöpflichen
Masse von Schriftwerken mit photographischer Treue bis ins
Kleinste dargestellt ist. Diese Zeit aber kann für uns heutige
Menschen — wir stimmen darin mit Rudolf von Gottschall
berein — höchstens bis in den Beginn des vorigen Jahr-
underts zurückreichen. Keiner der historischen Romane Scotts
t eine Wirkung erzielt, wie „Waverley"; und diese Wirkung
: nicht allein durch die darin entfaltete große Dichterkraft
sgeübt worden, sondern weil viele seiner Zeitgenossen noch
chten und lebten wie die Menschen seiner Erzählung, allen

aber die geschilderte Zeit genau bekannt war. Ohne Verständnis — in der Poesie kein Genuß! — Unter diesem Gesichtspunkte könnten wir „Adam Bede", der das Provinzialleben am Ende des vorigen Jahrhunderts mit ausgezeichneter Treue schildert, eine größere historische Dichtung nennen als „Romola". —

Soviel über die historische Umhüllung, nun zum eigentlichen poetischen Gehalt!

Romola ist die Tochter Bardos, eines erblindeten Philologen, der ihren jungen Geist ausschließlich mit der Weisheit der Alten genährt hat und sie in seiner Hilflosigkeit als Werkzeug zur Fortsetzung seiner Studien benutzt. Ein unvollkommenes Werkzeug! — Das empfindet er schmerzlich, seitdem sein einziger Sohn ihm abtrünnig geworden und, bei allem Lichte des Geistes schmachtend nach der Fülle des Gemüts, von dem heidnischen Standpunkte des Vaters zurückgeflohen ist in den Schoß der katholischen Kirche. Bardo, der in seiner Sittlichkeit über die Pflichtenlehre der Alten nicht hinausgekommen ist, hält die Flucht des Sohnes für eine grobe Verletzung der kindlichen Pietät und für einen Verrat an der erhabenen Sache des Humanismus, der der ehrgeizige Mann sein Leben geweiht und jetzt nur noch mit verstümmelter Kraft dienen kann. Beides kann er nicht verzeihen: der Name seines Sohnes darf vor ihm nicht genannt werden, und selbst als Romola dem Vater die Nachricht seines Todes bringt, ist seine einzige Erwiderung der Befehl, nie wieder davon zu sprechen. Wer dieses abstoßende Bild altrömischer Tugend nach 1500jährigem Bestande des Christentums für unwahr halten sollte, weiß nicht, daß die verfallende Kirche des Renaissance-Zeitalters nicht nur kein Hindernis, sondern — wenigstens in Italien — eine Pflanzstätte heidnischer Lebensanschauung war. Übrigens war im Hinblick auf den poetischen Zweck, den George Eliot sich in diesem Romane gesetzt hatte, geboten, die harten und scharfen Konturen dieses starren

Greises mit aller Festigkeit auszuführen, um den Leser die Weite des Weges ermessen zu lassen, den Romola aus der Befangenheit heidnischer Ethik zu der befreienden Lehre des Christentums zurückzulegen hat.

Die Religion, in der Romola erzogen ist, ist die stoische Philosophie, die ihr Herz kalt gelassen hat; mütterliche Liebe hat sie nur in den ersten Jahren ihrer Jugend kennen gelernt; von dem Leben und seinen Freuden hat sie in ihrer Abgeschlossenheit wenig mehr erfahren, als sie aus den Schriften der Griechen und Römer hat entnehmen können. So steht sie vor uns bei aller Geistesbildung innerlich unentwickelt, eine Jungfrau ohne Jugendblüte. Wovon sie lebt, das sind „Erinnerungen — Erinnerungen an eine tote Mutter, an einen verlorenen Bruder, an eines blinden Vaters glücklichere Zeit — Erinnerungen an himmelfernes Licht und Liebe und Schönheit, die in den dunklen Minen der Bücher eingebettet lagen, und erst ihren Glanz wiederausstrahlen konnten, wenn sie von der Fackel einer erlebten Freude für sie entzündet wurden".

Da fällt es wie „ein Frühlingskranz in ihr winterliches Leben", wie ein Licht auf den dunklen Pfad ihres Vaters. Ein junger griechischer Gelehrter, der aus einem Schiffbruch sich nach Florenz gerettet hat, meldet sich bei Bardo als Gehilfe bei seinen philologischen Arbeiten. Während der Alte bei der Hoffnung auf einen nun gesicherten Nachruhm zu neuem Leben erwacht, erglüht in Romolas Herzen für den schönen und bei all seinem Wissen so bescheidenen Jüngling, den freundlichen Gefährten ihrer Sorgen und Arbeiten, eine tiefe Liebe, die von ihm erwidert wird. Welch ein Schwiegersohn könnte dem Alten genehmer sein als eine so wertvolle Stütze bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen. Die Bedenken, welche gegen den allgemein als unzuverlässig bekannten Charakter der Griechen von Freunden geltend gemacht werden, haben kein Gewicht neben dem

Nutzen, den er zu haben hofft. Und in wenigen Monaten kann Romola Tito ans Herz sinken mit dem Ausruf, der ihrer lebenslang verhaltenen Sehnsucht Luft macht: „Ich dürfte nach einem tiefen Trunk der Freude — nach einem Leben, ganz licht wie Du!“ —

Während Tito der Trost und die Zuversicht der beiden einsamen Menschen ist, weiß die Dichterin uns auf seine eigentliche Natur, die unter dem schönen, liebenswürdigen Äußeren verborgen ist, allmählich vorzubereiten. Als der freimütige Nello ihm die über den Charakter der Griechen allgemein verbreitete Ansicht ausspricht — man traue ihnen ein so leichtes Gewissen zu, daß sie den Leichnam ihres Vaters als Stufe zum Emporsteigen benutzen würden — erscheint er tief getroffen. Als ihn bald darauf der Maler Piero di Cosimo, der als tiefer Menschenkenner dargestellt wird, bittet, ihm zu einem Gemälde des Sinon zu sitzen, der den alten Priamus betrügt, fährt er zurück, wie von einer schweren Anklage betroffen, und sucht in den Gesichtern der Anwesenden zu lesen, ob er die Bestätigung seines Verdachtes zu fürchten hätte. Auch Romolas reines Glück wird von einem finsteren Schatten getrübt. Als sie ihren Bruder, den Mönch Dino, auf seinem Sterbebette besucht, enthüllt er ihr eine dreimal ihm gewordene Vision, in der er sie mit einem Manne vor dem Altar sah, dessen Gesicht für ihn leer und unerkennbar war wie ein erloschenes Porträt, später aber die Züge des „großen Versuchers“ annahm, als er sie und ihren Vater in eine wasserlose Wüste führte und die Verschmachtenden verließ.

Tito ist ein Verräter, der seinen alten Pflegevater Baldassarre hilflos in der Sklaverei zurückgelassen und mit dessen Vermögen an Edelsteinen und durch geschmeidiges, kriechendes Wesen in Florenz sich die politisch einflußreiche Stellung erwirbt, die er schließlich einnimmt. Romola ahnt von dem wahren Charakter ihres Mannes nichts, der das Ideal ihrer unsinnlichen Träume ist. Bald aber wird sie aus ihrer

g geriſſen, als Tito das Wort, das er ihrem ſterbenden geben hat, ſeine wertvolle Bibliothek und antiquariſche ng für Florenz zu erhalten, ohne Bedenken bricht vorteilhaft nach Mailand und Paris verkauft. Die iſſigung von ſeiten Titos, unter der ſie ſeit ihres Tode gelitten, hat ſie ſtill für ſich getragen, mit dem Gefühl, daß „die, welche den Schleier ihres ehelichen eiwillig aufhebt, es entweiht und aus einem Heilig- einem Gemeinplatz macht". Romola aber iſt die echte hres Vaters; über dieſe Treuloſigkeit und die Gleich- , mit der ſie begangen und verteidigt wird, kann ſie faſſen; nachdem der Mann ihres Herzens dem Ideal- ſie angebetet, nicht entſprochen hat, kann ſie nur achtung für ihn empfinden; und da die heidniſche re ihr kein feſteres Band zwiſchen Eheleuten als die ung gezeigt hat, ſo fühlt ſie ſich aller Verpflichtungen to ledig, folgt dem Triebe ihres Stolzes und verläßt s, während er ſelbſt abweſend iſt. „Ihre Liebe iſt er ſüße unaufhaltſame Zug des Herzens, ſtärker als eil, welcher der große Zauber des Weibes iſt". Auf e nach Venedig, nicht fern von Florenz, begegnet ihr ola, und nun folgt eine der ſchönſten Szenen, die Eliot geſchaffen hat. Auf einſamer Landſtraße, von ſonne beſchienen, ſteht Savonarola vor ihr, wie ein ttes, der ſie auf dem Wege des Unrechts aufzuhalten iſt. Die natürliche Kraft der Beredſamkeit, mit der erungsvoll die Erhabenheit der chriſtlichen Sittlichkeit heidniſchen Lehren ſchildert, wirkt überwältigend auf kann die Einſicht in die liebloſe Kleinlichkeit ihres n Denkens nicht von ſich abwehren und folgt ihm ch Florenz, weniger als eine zum chriſtlichen Glauben , als gläubig an die Herzens- und Geiſtesgröße des , der zum erſten Male in ihrem Leben die mühſam e Bücherweisheit durch das lebendige, durchgeiſtigte,

seelenvolle Wort überwunden und ihr Herz bis in die Tiefen gerührt hat. Jetzt kann sie es ertragen, neben Tito zu leben, nachdem das zertrümmerte Ideal in ihr durch ein neues ersetzt worden ist.

Was wird sie anfangen, wenn auch diese Verkörperung der Idee der Tugend vor ihren Augen versinkt, wenn ihr traumweltlicher, sittlicher Enthusiasmus sich bankrott erklären muß, unfähig, die Leiden der Erde erträglich zu machen? wenn sie erwachend verzweiflungsvoll in eine entgöttlichte Welt starrt? — Es sind furchtbare Tage, als Tito, den sie durch kein Band innerlicher Verpflichtung an sich zu knüpfen gesucht hat, ihren ältesten, treuesten Freund, Bernardo del Nero, ans Messer liefert; als sie, bei ihrem Abgott, dem allmächtigen Savonarola Hilfe suchend, in dem Heiligen einen kalt rechnenden Politiker findet, der um das Leben eines Medizeisch-Gesinnten seine Stellung nicht gefährden wird; als sie erfährt, daß Tito sein Emporkommen auf den Ruin seines Pflegevaters begründet hat, daß er das Glück, das ihre unsinnliche Liebe ihm versagt hat, im Schoße einer zweiten, einer Scheinehe gefunden hat. „Die Vision irgend eines hohen Zieles, irgend eines Daseinszweckes, der das Dulden adeln, die gewöhnlichen Thaten des unsauberen Lebens mit göttlichem Feuer erwärmen könnte, war ihr gänzlich verdunkelt durch das Gefühl des Wirrwarrs in den menschlichen Dingen, unter dem jede Anstrengung als ein vergebliches Zerren an verschlungenen Fäden erschien. — Was war nun der Mann, der für sie das höchste Heldentum dargestellt hat: das Heldentum nicht der harten, selbstbeherrschenden Zähigkeit, sondern williger, selbstaufopfernder Liebe?" — Hinaus, ruft es da wieder in ihr, aus dieser Stadt des Mordes und des Ehebruchs! hinaus womöglich aus dieser verruchten Welt! — Am Meere findet sie einen Nachen, der Wind weht vom Lande ab, sie besteigt ihn und überläßt ihr Schicksal den Wellen, „wünschend, daß sie in den Tod hinabgleiten könnte". — Ein wunderbar

schöner Morgen erweckt sie, sie befindet sich an der Küste, in der Nähe eines Dorfes, das von der Pest fast entvölkert ist. Auch in Florenz hat sie Pestkranke gepflegt — Pflichtgefühl hat sie getrieben, den Frauen ein leuchtendes Beispiel zu geben. Hier ist niemand, der den Kranken Labung reicht; die wenigen Überlebenden haben sich in sinnloser Angst in ihren Häusern eingeschlossen. Hier sind Menschen, die flehend zu ihr aufblicken, die ihre alleinige Hoffnung auf sie setzen: so ist sie noch nicht ganz verwaist. Die dankbare Liebe dieser verlassenen Geschöpfe, die in ihr eine gottgesandte Heilige, vielleicht die Jungfrau selbst verehren, ist das einzige Gut, das sie aus dem Raub der Zeiten gerettet hat; entblößt von allem, klammert sie sich fest daran, sie liebt diese Liebe, und in dem einsamen Sinnen der kommenden langen Winterabende hat sie Muße zu erkennen, daß dieses letzte Gut unter allen Vergänglichkeiten der Erde das allein dauernde und wahre ist. Nun zieht es sie zurück nach Florenz, nun möchte sie retten an Tito, was zu retten ist — es ist zu spät; er ist getötet — aber seine harmlose, betrogene Frau, seine Kinder leben noch. Hier befestigt sie ihren Halt am Leben. Wir sehen sie zuletzt als die Erzieherin der Kinder, deren Mutter sie eigentlich hätte sein sollen. —

Damit ist das Ziel der Dichterin erreicht, der Triumph der Wahrheit, welche alle Weisheit der Alten zum Schweigen gebracht hat: Wenn alles um uns versinkt, muß die Liebe doch bleiben. Sie ist von den dreien das Größeste, größer als Glaube und Hoffnung. Damit hat uns George Eliot die Seele ihres Lebens und Schaffens gegeben, den besten Teil ihres Selbst. Wir wissen nicht, ob die Weltlitteratur eine erhabenere Verherrlichung des christlichen Gedankens in sich schließt; eine der erhabensten ist „Romola", die Schöpfung einer Dichterin, die dem christlichen Dogma himmelfern steht. Und wir stehen nicht an, „Romola" dem poetischen Gehalt nach eine klassische Dichtung zu nennen, die, wie sie uns

erhebt, wir hoffen, auch kommende Geschlechter erbauen und veredeln wird.

Wir möchten in der Betrachtung der Dichtung dieses Mal nicht ins Einzelne gehen, und etwa in der Charakteristik oder Komposition Seiten bezeichnen, die wir anders und vielleicht besser gewünscht haben würden: vor der Größe des Gegenstandes, vor der Fülle der entwickelten poetischen Kraft würden solche Ausstellungen in der That nichtig erscheinen. Wir wollen auch nicht einzelne Schönheiten der Dichtung besonders hervorheben; wollten wir von der psychologischen Tiefe und der Macht des Denkens eine annähernde Würdigung geben, so würde des Schreibens kein Ende sein. Über Tito versparen wir unsere Betrachtung für eine spätere Stelle, hier nur ein Wort zur Beleuchtung der Figur der Heldin.

Romola hat von einigen Kritikern eine abgünstige Beurteilung erfahren: sie haben ihren Charakter unweiblich, kalt um nicht zu sagen, abstoßend gefunden. Und dieses Urteil ist nicht ohne eine gewisse Berechtigung: sie ist der eigentümlichen Art ihrer weltfernen und rein verstandesmäßigen Erziehung entsprechend eine abstrakte Idealistin, ihres Wertes bewußt und ohne Regungen weiblich anmutender Schwäche. Ihr sittlicher Hochmut zeigt sich vorzugsweise in ihrem Verhältnis zu Tito: es ist eine platonische, mit Sinnlichkeit kaum wahrnehmbar gemischte Liebe, die sie zu ihm hegt; sie erkaltet sofort mit der Erkenntnis seines Unwertes. Kein zärtlicher Trieb, den Tieferstehenden zu sich emporzuziehen, macht sich in ihr geltend: ihre erste Flucht von ihm ist ein Akt des herbsten, starrsten Stoizismus und eine grobe Pflichtverletzung. Und wenn sie dennoch später mit ihm lebt, thut sie es mit innerem Widerstreben und ohne die geringste Neigung, ihn sittlich neben sich anzuerkennen. So wirkt sie indirekt mit zu dem immer tieferen Sinken des Mannes, dem sie mit Leib und Seele durch den ehelichen Bund sich ergeben erklärt hatte. Ja, das sind abstoßende Züge, und bei all ihrer Schönheit ist der weibliche

Reiz, den sie ausübt, ein geringer. — Wie ist es aber möglich, die Bestimmung ihres Charakters mit diesem zwar richtigen, aber einseitigen Urteil für erschöpft zu halten? Wie kann man nicht sehen, daß gerade diese von der Dichterin mit Bewußtsein betonte Seite ihres Wesens eine tiefer liegende verhüllt, in deren Widerstreit die Tragik ihres Lebensganges liegt. Ihr sittlicher Hochmut ist ihr Schicksal, bereitet von den maßgebenden Einflüssen ihres heranwachsenden Alters: von der strengen Methode des Denkens, der sie folgen gelernt, von der rigorösen Art der Sittlichkeit, die ihrem Leben als Maßstab gegeben worden ist. Unter dieser anerzogenen Form des ihr zur zweiten Natur gewordenen Wesens ruht verborgen die erste, ursprüngliche des Weibes: ein Verlangen nach etwas, das ihr auf Erden versagt zu sein scheint, zu lieben und geliebt zu werden. Vielleicht hätte die Dichterin wohlgethan, diese innerste Seite ihres Wesens zu klarerer Anschauung zu bringen als ein Gegengewicht gegen den herben Eindruck ihrer Handlungsweise; aber erkennbar ist sie jedenfalls. Wäre sie wirklich kaltherzig, so würde ihr das, was ihr zu thun notwendig scheint, keine Schwierigkeiten bereiten; aber sie leidet schmerzlich unter dem, was sie als ihre Pflicht erkennt und ohne Wanken thut, wenn sie auch zu stolz ist, irgend jemand, Tito z. B., sich als leidend zu zeigen. So sehen wir das edle junge Weib einsam und ungebeugt auf dem rauhen Pfade ihrer Pflicht fortschreiten, der ihr der richtige dünkt und der doch ins Elend führt, stolz gefaßt noch, als die Fluten des Unglücks über ihr zusammenschlagen. Hier ist wohl die Grenze, wo unser Verkennen aufhören muß; wo wir tiefe Sympathie empfinden mit der heldenhaften Dulderin, die in ihrem Innersten doch nur ein schwaches, der Stütze bedürftiges Weib ist — jenes echt tragische Mitleid mit der irrenden Größe. Aber die Dichterin hätte die weicheren Töne in dem Gemälde Romolas öfters auftragen sollen, auch noch zuletzt, als ihr sie[l]end die Erkenntnis aufgeht, daß die wahre Pflicht des Weibes

nicht in erhabener Sittenstrenge, in unerschütterlicher Prinzipientreue, sondern in Liebe und Hingebung beruht.

George Eliot hat das teuerste Kind ihrer Phantasie, wie das immer geschieht, unter großen Schmerzen geboren, fast verzweifelnd, daß es jemals das Licht der Welt erblicken werde. Die erste Idee zu dem Kunstwerke tauchte während ihrer ersten italienischen Reise im Mai 1860 auf, als sie in Florenz die herrlichen Fresken in San Marco, Savonarolas Wohnstätte, besichtigte. Sie kann nicht unterlassen, von ihrer neuen Idee zu John Blackwood zu sprechen, thut aber so geheimnisvoll, als ob sie einen Schatz entdeckt hätte, den ein anderer ihr rauben könnte. Nach einem Briefe vom 28. August scheint sie anfänglich beabsichtigt zu haben, Savonarola selbst zum Helden zu machen. Im nächsten Jahre zieht es sie nochmals nach Florenz; die lokalen Eindrücke mußten vertieft, die Bibliotheken durchstöbert werden. Zurückgekehrt, erfaßt sie vor dem Beginn der Arbeit ein Fieber der Angst; sie hält es für vermessen, mit ihren Kräften sich an eine solche Aufgabe zu wagen. Der erste Anlauf zum Bau der Handlung (12. August 1861) endigt mit dem Entschluß, die Idee aufzugeben; der zweite (20. August) ist glücklicher, aber auch am 4. Oktober kann sie damit nicht zum Abschluß kommen. Am 7. Oktober endlich wird das erste Kapitel begonnen, nachdem die Idee anderthalb Jahre ihr Denken beschäftigt hat. Gegen Ende des Jahres werden umfassende historische Studien gemacht; bei der Ausführung bemerkt sie erst, was alles dazu gehört, um eine längst vergangene Zeit wieder zum Leben zu erwecken. Am 1. Januar 1862 lesen wir in ihrem Tagebuche: „Ich begann noch einmal meinen Roman „Romola"". Am 7. Februar hat sie das erste Kapitel wieder umgearbeitet; am 17. sind zwei Kapitel außer dem „Proem" fertig. Endlich im April kommt die Arbeit in Fluß. Im Mai schließt sie einen Ver-

mit dem Verleger des „Cornhill Magazine“, nach dem
omola“ in 12 monatlichen Teilen darin erſcheinen ſoll, für
Honorar von 7000 Pfund. Nun muß geſchaffen werden
nun wird geſchaffen, wenn auch mit Zwiſchenräumen
ßer Hoffnungsloſigkeit. Am 16. Mai 1863 heißt es: „Be-
igte den 13. Teil. Tötete Tito in großer Erregung.“ Und
9. Juni: „That den letzten Strich an Romola. Ebenezer!“

Achtzehntes Kapitel.

„Die ſpaniſche Zigeunerin."

Nach den Tagebüchern begann die Dichterin im September 1864 ein Drama zu dichten, das, nach ihrem Studium der ſpaniſchen Sprache und der in dieſer Zeit verzeichneten Lektüre zu ſchließen, in Spanien ſpielen mußte. Im November iſt der zweite Akt fertig, dann beginnt die Arbeit zu ſtocken. Der Bau der folgenden Akte — der alſo jetzt erſt feſtgeſtellt werden ſoll — macht ihr große Schwierigkeiten. Aber der dritte Akt wird noch im Dezember vollendet — Mr. Lewes iſt des Lobes voll — dann aber, im Februar des folgenden Jahres, leſen wir die Notiz: „Krank und ſehr elend. George (Mr. Lewes) hat mir mein Drama fortgenommen."

Danach leſen wir lange, anderthalb Jahre, nichts von dem Drama. Erſt im Auguſt 1866 wird „die Idee des Dramas", das ſie „The Spanish Gypsy" betitelt, wieder aufgenommen: es iſt eine ſelbſterfundene Handlung, deren Gegenſtand niemals zuvor behandelt iſt und ſie tief bewegt. Aber das Gedicht ſoll eine „neue Form" bekommen (15. Oktober 1866) — doch nicht eine neue poetiſche Form? — Allerdings: Mr. Lewes rät ihr, nicht mehr als 9000 Verſe über den Gegenſtand zu ſchreiben — das kann ſchwerlich ein Drama ſein. Indeſſen erſt im Mai des folgenden Jahres, nachdem die Gatten eine dreimonatliche Reiſe nach Spanien gemacht haben

(27. Dezember bis 16. März), kommt die Arbeit in Fluß und ist im April 1868 endlich vollendet. Eine schwere Geburt; aber die Befriedigung der Dichterin ist um so größer, als Mr. Lewes, der das Drama zu „monoton" gefunden hatte, von dem „Gedicht" ganz entzückt ist. Also wohl ein Epos? — Auch das ist es nicht; wenn man dem Dinge einen Namen geben sollte, müßte man es ein dramatisches Epos oder ein episches Drama nennen. Es ist eine ganz neue Gattung: dramatische Szenen verbunden durch epischen Text, beides in Blankversen.

Noch eine andere Merkwürdigkeit haftet der Dichtung an: sie gehört zu den wenigen, welche nicht entstanden sind aus jenen einzelnen, distinkten Bildern, wie sie gleichsam mit einem Zauberschlage in der dichterischen Phantasie aufzuleuchten pflegen, sondern aus einer Idee, die uranfänglich da war und zu deren Verkörperung die Handlung nachträglich erfunden wurde. Die erste Anregung zu der Dichtung empfing George Eliot von Titians Gemälde Mariä Verkündigung in der Scuola di San Rocco in Venedig: „Eine Jungfrau, welche sich am Vorabende des Hauptereignisses ihres Lebens, der Hochzeit, sieht, im Begriff, das hergebrachte Los des Weibes zu teilen, voll frischer Hoffnung, erhält plötzlich die Verkündigung, daß sie auserwählt ist, ein großes Geschick zu erfüllen, das ihr einen von dem gewöhnlicher Frauen furchtbar abweichenden Lebenslauf zuteilt. Sie wird erwählt nicht durch momentane Willkür, sondern infolge vorgängiger, durch Erbschaft überkommener Lebensumstände: sie gehorcht. Hier, dachte ich, ist ein Stoff größer als der Iphigeniens, und er ist nie benutzt worden."

Um ihn gestalten zu können, verlegt sie die Handlung mit künstlerischer Weisheit in das romantische Zeitalter, in ein Land, wo Orient und Occident in einem malerisch großartigen Kampfe liegen: sie spielt in der Regierungszeit Ferdinands und Isabellas, als die Herrschaft der Araber in Spanien dem

Untergange nahe ist. — Der Zigeuner Zarca, ein Mann von gewaltiger Geistes- und Willenskraft, hat die zerstreuten Banden seines Stammes zu einem kleinen Gemeinwesen gesammelt, an dessen Spitze er steht. Sein Ziel ist, seinem irrenden Volke ein Vaterland zu gründen und eine Zukunft in der Geschichte zu sichern. Er stellt sich mit den Seinigen, die er durch eine eiserne Disziplin zu hervorragender Kriegstüchtigkeit herangebildet hat, dem Kalifen zur Verfügung und leistet den Mauren im Kampfe gegen die Spanier große Dienste. Als Lohn für seine Mühen winkt ihm ein gelobtes Land an der afrikanischen Küste, ein Geschenk des Kalifen, wo er seinem Stamme eine dauernde Heimstätte gründen, ein neues Königtum errichten will. Seine einzige Tochter, Fedalma, ist ihm in frühester Kindheit von herumstreifenden spanischen Kriegern geraubt worden; sie ist von der Herzogin Silva aufgenommen und als Spanierin erzogen worden. Ihr Sohn verliebt sich in die zu seltener Schönheit erblühte Pflegeschwester, findet volle Gewähr und ist im Beginne des Stückes im Begriff, sie zu heiraten. Da, am Vorabende der Hochzeit, erscheint der Zigeuner Zarca: er ist mit einigen seiner Leute gefangen genommen und in der Festung, deren Kommandant der Herzog ist, interniert worden. Er sieht seine Tochter, die ihr Zigeunerblut trotz der auf sie verwandten höfischen Erziehung nicht verleugnen kann, wie sie, berauscht von den Klängen der Musik, auf dem Markte vor allem Volke tanzt. An untrüglichen Zeichen erkennt er sie als sein verlorenes Kind und macht in einer geheimen Unterredung seine väterlichen und nationalen Ansprüche auf sie geltend. Sie schaudert vor dem Schritt, den sie thun soll, aus den Armen der Liebe und dem Glanz des Ritterlebens in das Wagenlager bettelnder und stehlender Nomaden. Aber die Beredsamkeit der väterlichen Liebe weiß die Zukunft, welche dem Zigeunermädchen in einer hochstehenden christlichen Familie vorbehalten ist, mit so furchtbarer Wahrheit vor sie hinzustellen, das Wohl ihres Stammes, das

Gelingen seines Staatsgedankens so sehr an ihre Rückkehr von den Feinden desselben zu knüpfen, daß sie schließlich die Forderung ihres Vaters erfüllt und mit ihm flieht. Herzog Silva folgt ihr in das Zigeunerlager und macht sie ihrem Vater streitig; kann sie aber nur erlangen um den Preis eines feierlichen Schwures, daß er fortan unter Aufgabe seiner eigenen Nationalität die Sache der Zigeuner zu der seinigen machen wird. Vergeblich sind die Beschwörungen Fedalmas, welche sich unter das sie trennende Schicksal beugt; die dementia amantis treibt ihn, den ungeheuerlichen Preis zu zahlen. Die Strafe für seinen Verrat ist furchtbar: ohne sein Vorwissen wird die ihm anvertraute Festung von Zarca überrumpelt; er kommt hinzu, als seine liebsten Freunde bereits erschlagen sind und sein Oheim zur Hinrichtung geführt wird. In verzweifelter Wut durchbohrt er den Vater seiner Braut und zerreißt das Band, das er durch den Bruch mit seiner Vergangenheit geknüpft hat. Der fünfte „Teil" des Gedichtes führt die Liebenden zum letzten Abschiede noch einmal zusammen: Silva zieht als Pilger nach Rom, um sein Verbrechen sühnen zu lassen und dann den Tod im Kampfe für das Kreuz zu suchen; Fedalma führt die Ihrigen als Königin nach Afrika, um das Gebot ihres sterbenden Vaters zu erfüllen, aber mit vollkommener Hoffnungslosigkeit in Bezug auf die Ausführung seines Gedankens im Herzen.

Aus dieser Erzählung ergiebt sich nun doch, daß die Handlung nicht durchaus selbständig erfunden ist, sondern einige nicht unwesentliche Momente aus einer von Cervantes' „Novelas exemplares": „La Gitanella de Madrid" — den Deutschen stofflich bekannt durch die Oper „Preziosa" — entlehnt hat. Die Zigeunerin, die durch äußere und innere Gaben so hoch über dem Niveau ihrer Stammesgenossen steht; ihre bezaubernde Kunst, den Inhalt von Liedern im Tanze darzustellen; der hochgeborne Mann, der sich keinen Augenblick bedenkt, der Geliebten unter die Zigeuner zu folgen; das Leben im Zigeuner-

lager — sind Züge, die sich bei Cervantes und George Eliot sehr ähnlich sehen. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Novelle, welche die Dichterin in der That um diese Zeit gelesen hat, ihr die nationale und lokale Einkleidung des Stoffes an die Hand gegeben hat — die Novelle spielt c. 80 Jahre später, im Beginn des 17. Jahrhunderts. Auch die zahlreichen Lieder- und Romanzen-Einlagen bei Cervantes scheinen bestimmend auf die Dichterin gewirkt zu haben, was wir in ihrem, in unserem und im Interesse der Dichtung bedauern: denn die Gabe des leicht beschwingten Liedes ist ihr von der Natur in der That versagt gewesen. Wäre der Sänger Juan nicht eigens zu dem Zwecke erschaffen worden, uns bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit — wie z. B. in der das Lächerliche streifenden Szene mit Pepita, wo er singt, wie mancher pfeift, aus Mangel an Gedanken — mit einem seiner wirkungslosen Lieder zu beglücken: so hätte er ein wirksames Werkzeug der dramatischen Aktion werden können. Wie er ist, macht er den Eindruck eines großen Babys, dem wir es garnicht übelnehmen würden, daß er mit den kleinen Zigeunerinnen spielt, wenn wir es nur nicht auf der Bühne mitansehen müßten. Das Streben der Dichterin nach romantischen Effekten in dieser Figur ist als gescheitert zu betrachten.

Der Stoff als solcher ist zweifellos ein echt dramatischer und ein tragischer. Durch die Macht der Liebe wird ein edler Jüngling dahin gebracht, gegen das Schicksal, das ihm in Gestalt der nationalen und gesellschaftlichen Anschauungen seines Volkes und seines Standes sowie der eigenen Erziehung und Bildung gegenübersteht, einen Kampf aufzunehmen, der für ihn unglücklich enden muß. Eine Verbindung zwischen einem spanischen Herzog und einem Zigeunermädchen — ob sie am spanischen Hofe oder im Zigeunerlager vollzogen wird — muß dem einen, oder dem anderen der Liebenden, und somit beiden schwere Leiden zuziehen und selbst ihren Kindern noch verhängnisvoll werden. Das Weib beugt sich ohne

Widerstand unter das Schicksal, der Mann erst nach einem unheilvollen und vergeblichen Kampfe, in dem er schuldig wird.

Es ist nun interessant zu verfolgen, wie eine bedeutende Dichterin aus einem vortrefflichen dramatischen Stoffe ein Drama zu erwecken doch nicht im stande war. — George Eliot weiß die Höhepunkte ihrer epischen Handlungen zu Szenen von geradezu hinreißender dramatischer Kraft zuzuspitzen. Etwas Ähnliches gelingt ihr auch in ihrem Gedicht: Die Erkennung zwischen Zarca und Fedalma, die Szene, in der Silva mit Fedalmas Vater um ihren Besitz streitet, und besonders die, in der er Zarca ersticht, sind fast vollendete Schöpfungen — fast vollendet, nicht ganz so wie die Szenen in ihren Romanen. Diese nie durchlebten, zeitlich so fern gerückten Situationen treten uns nicht so plastisch anschaulich entgegen wie die Lebensäußerungen moderner Menschen in modernen Konflikten, in denen die Naturwahrheit ihrer Darstellung einfach unübertrefflich ist; statt der energischen, knapp gefaßten, thatstrebenden Empfindung begegnet uns öfters ein deklamatorisches Pathos, so laut und voll tönend, wenn auch nicht so hohl, wie das Corneilles. Auch spielt ihr epischer Naturtrieb ihr manche sonderbaren Streiche: sie kann es sich nicht versagen, mitten in die effektvollen dramatischen Reden ebenfalls effektvolle epische Schilderungen einzuschalten an Stelle einfacher Bühnenweisungen, z. B. wenn Pater Isidor zur Hinrichtung geführt wird, oder die Zigeuner sich auf den Mörder ihres Häuptlings stürzen; und die Bühnenweisungen selbst erweitern sich öfters zu Beschreibungen.

Aber die Hauptschwierigkeit des dramatischen Schaffens besteht eben nicht in der schönen und kraftvollen Herausarbeitung jener Höhepunkte, die sich aus der Natur des Stoffes von selbst ergeben, sondern in der straffen Konzentration und der allmählichen Steigerung unseres Interesses nach jenen Höhepunkten hin. Diese Gabe besitzt die Dichterin nicht. Da stößt sie gleich anfangs auf die furchtbare Klippe der dramati-

schen Exposition. Gewiß, dieselbe hat epische Elemente und muß sie haben; sie stellt indessen im Gegensatz zu der epischen die schwierige und doch unumgängliche Forderung, daß aus der noch so breiten Fläche des Zuständlichen sich bereits die Basis der Handlung leise, aber deutlich erheben soll. Die epische Exposition malt die sozialen Verhältnisse, in welchen die Handlung spielt; sie zeigt mit behaglicher Breite, was ist und wie die Menschen sind, deren Thaten wir erleben sollen. Die dramatische kennt Situationsgemälde als solche garnicht; sie läßt uns die der Handlung zu Grunde liegende Situation stückweise aus den Reden der Akteure erkennen. Das Drama hat viel zu wenig Zeit, um uns schildern zu können, wie die Handelnden beschaffen sind; es zeigt uns aus ihren Reden nur, was sie thun wollen und wirklich thun, und überläßt es uns, aus ihren Bestrebungen und Thaten auf ihren Charakter zu schließen. In der Exposition zur „Mühle am Floß" giebt uns George Eliot köstliche Darstellungen des heißblütigen alten Tulliver und seiner sanften, beschränkten Frau, des liebenswürdigen Tollkopfes Maggie und ihres unbegabten, energischen Bruders Tom, und führt uns schließlich in der Familien-Zusammenkunft das gesamte Personal der Handlung vor mit so lebendiger Anschaulichkeit, daß wir ein deutliches Vorgefühl haben von dem, was das Schicksal der armen Maggie in dieser Umgebung sein wird. Denken wir uns von diesen Szenen nur die letzte, die vom Lobe garnicht erreicht werden kann, eine wahre Perle epischer Kunst, auf die Bühne versetzt, so ist sie ein ästhetisches Monstrum. George Eliot konnte — ihre Kräfte reichten nicht weiter — ihrem Drama nur eine epische Exposition geben. Sie beginnt mit einer historischen Einleitung, eine Veranstaltung, die selbst in der epischen Poesie von durchaus zweifelhafter Berechtigung ist. Dann — man höre und lächle, diese epische Unart der Dichterin sogar in ihren dramatischen Bestrebungen wiederzufinden! — schildert sie uns die Personen, welche in den ersten Szenen auftreten

werden. Und schließlich kommt dann die Szene, welche in einem Gespräche einer sehr gemischten Gesellschaft der Grenzfestung die Exposition geben soll, selbst. Wenn wir dieses Gespräch (S. 20—52) nur zur Hälfte von der Bühne hörten und dann nicht aus dem Theater eilten, würden wir uns den Verdacht der Skandalfreude zuziehen. Wir erhalten in ihr eine klare Anschauung von den obwaltenden Verhältnissen; eine Ahnung von der aus ihnen herauswachsenden Handlung, ein erwartungsvolles Interesse an ihrem Verlaufe nicht.

Die Darstellung des dramatischen Werdens, bei dem Wort und Aktion die höchste symbolische Kraft enthalten müssen, scheint George Eliot unmöglich zu sein: der beginnende Gesinnungswechsel Silvas, während er auf der Zigeunerwache einsam unter seinen wilden Genossen weilt und beiderseits das Gefühl eines unüberbrückbaren Abstandes erwacht — eine Szene, die den Dramatiker gereizt haben würde — ist bei ihr der Gegenstand einer allerdings schönen epischen Schilderung.

Andererseits hat sie in dem letzten Teile der ersten Szene zwischen Zarca und Fedalma ein Werden dargestellt, das von der Bühne nicht wirken kann, weil es zu sehr gegen die Wirklichkeit verstößt. Das, was Zarca seiner Tochter als Pflicht hinstellt, ist so himmelweit verschieden von dem, was die ihr anerzogene, in Fleisch und Blut übergegangene und somit in hohem Grade berechtigte Neigung fordert, daß sie unmöglich in einem Gespräch dahin gebracht werden kann, diese aufzugeben und jene zu wählen; hierzu hätte es mindestens dreier Szenen bedurft. Wie sie ist, macht die Szene denselben, jede poetische Wirkung niederschlagenden Eindruck wie Richards III. glückliche Werbung um Anna am Sarge ihres Gatten: den Eindruck einfacher Unmöglichkeit.

Die Geburt des Entschlusses aus dem Kampf entgegengesetzter Regungen in die knappe Form des dramatischen Monologes zu schließen, gelingt ihr nicht: der Prior berat-

schlagt mit sich mehr als fünf Seiten lang, ob er Fedalma der Inquisition überliefern darf oder nicht; und seine Mühe ist ganz vergeblich gewesen: Fedalma entflieht noch in derselben Nacht, anstatt ihrem Liebhaber Silva Gelegenheit zu geben, sie den Händen des geistlichen Gerichts zu entreißen.

Auch in ihren epischen Dichtungen zeigt sich George Eliot nicht als Meisterin der Komposition; wie sollte sie also im stande sein, eine weitverzweigte Handlung in dem engen Bette der dramatischen Form in schnellen Fluß zu bringen? Die Fähigkeit, die wesentlichen Momente einer solchen Handlung herauszuheben und um einen gemeinsamen Mittelpunkt energisch zu konzentrieren, in strengster Folgerichtigkeit eine Szene aus der andern hervorgehn und jeden Teil des Ganzen, ja, jeden Gedanken, jedes Bild, jedes Wort nach dem einen Ziele der gewollten Wirkung hinstreben zu lassen — diese Fähigkeit, welche allein einen vollkommenen dramatischen Organismus erzeugen kann, scheint den Frauen überhaupt versagt zu sein. George Eliot sieht nur die von der Sonne ihrer Phantasie beschienenen Gipfel der Handlung; der Weg, der von einem zum andern hinführt, ist ihr in Dunkel gehüllt; so überbrückt sie die Klüfte mit epischer Erzählung und Schilderung. Von dem bis ins kleinste Detail durchzuführenden Prinzip der Zweckmäßigkeit weiß sie nichts: einen interessanten Gedanken denkt sie zu Ende, eine schöne Empfindung kostet sie aus, wo und wie sie sich ihr bieten — Beweis die schönselige erste Szene zwischen Silva und Fedalma, das geistreiche, aber ganz wesenlose Geplauder zwischen Silva und dem Astrologen. Selbst rein episches Beiwerk, wie die Jongleur-Szene auf dem Markte, verschmäht sie nicht.

Indessen, wenn die Teile einer Dichtung nicht harmonisch nach einem Ziele hin zusammenwirken, so ist damit noch kein Urteil über die Teile als solche gesprochen: das Gedicht ist reich an dichterischen Schönheiten. Wie alle Schöpfungen George Eliots, hat es einen bedeutenden geistigen Gehalt, der

m allgemeinen — wenn hin und wieder auch die philosophischen Glaubenssätze des Comteschen Positivismus gar zu nackt us der leichten Hülle des Blankverses herausfallen — in edle poetische Form gekleidet ist. Die Diktion ist — wenn wir von einzelnen Bildern absehen, welche die Phantasie des Lesers, anstatt ihren Pfad zu erleuchten, auf dunkle, entlegene Abwege führen — prägnant und stimmungsvoll; einige Naturschilderungen sind geradezu meisterhaft. Und es ist wunderbar, daß der Blankvers in der ungeübten Hand der Prosadichterin verhältnismäßig so wenige Härten aufweist. Der berühmte Namen George Eliots hat selbstverständlich zu dem Erfolge der Dichtung nicht unwesentlich mitgewirkt; allein aber hätte er ihr drei Auflagen in neun Monaten (1868) und fünf bis zum Jahre 1875 nicht verschaffen können. Als Ganzes, als poetischer Organismus ist das Gedicht — eine Mißgeburt; um der vielen schönen Teile willen war es dennoch wert geschrieben zu werden.

Die sittliche Tendenz der Dichtung ist, wie schon aus der Inhaltsangabe ersichtlich, sehr ähnlich der in „Romola" gelegten: das irdische Glück des Menschen gilt nichts neben den Forderungen der Pflicht; wer den Freuden des Daseins nachjagt mit dem nagenden Bewußtsein im Herzen, sie durch den Bruch heiliger Verpflichtungen erkauft zu haben, ist thatsächlich unglücklicher als derjenige, der auf alles Schöne und Begehrenswerte im Leben verzichtet und seine Zufriedenheit einzig und allein in der Gewißheit sucht, das Gute, so weit er es erkannt, nach seinen besten Kräften in sich verwirklicht zu haben. Diese Idee ist hier zu noch höherem Triumphe geführt als in dem Roman: Romolas Pflichterfüllung ist mehr eine passive; sie verläßt Tito nicht, sie erträgt es, neben ihm zu leben, während sie mit aller Kraft der Hingebung den Sturz ihres Gatten in die Tiefe hätte aufhalten sollen; sie giebt ein verhältnismäßig nicht großes Glück — allein, ohne Tito zu leben — auf um ein allerdings noch geringeres.

Fedalma opfert alles, was das Leben leicht und angenehm machen kann, um eine Last auf sich zu nehmen, deren furchtbaren Druck sie nicht die geringste Hoffnung hat jemals zu erleichtern — nach dem von George Eliot ausgesprochenen Grundsatze, daß das bloße, von keinem Erfolg begleitete Streben nach dem Guten allein schon unberechenbar segensreich wirkt. Fedalma führt die Wahrheit, daß Verpflichtungen des Blutes, der Familie und der Nation stärker sein müssen als das Band der Liebe, zum Siege und schlägt damit den falschen Satz, unter dessen Herrschaft Silva zum Verräter seines Volkes wird:

Der Menschen Unverstand macht meine Sünde nur.

Die Figuren, welche die Wahrheit vertreten, Fedalma und Zarca, sind wahrhaft große Schöpfungen; und vielleicht wäre die sittliche Wirkung noch großartiger gewesen, wenn die Dichterin Silva nicht den mildernden Umstand eines von Natur zwischen Begehren und Pflicht schwankenden Wesens gegeben, sondern wenn er mit aller Energie der Leidenschaft das Falsche gewollt hätte. Der Sturz von der Höhe seiner Verblendung hätte dann tragisch erschütternder gewirkt.

Neunzehntes Kapitel.

Kleinere Poeſien.[62])

Die kleineren poetiſchen Leiſtungen George Eliots ſind weſentlich epiſcher Natur. Lyriſche Gedichte hat ſie nur ſehr wenige verfaßt, und mit Recht: denn die wenigen — es ſind nur fünf: „Zwei Liebende (Two Lovers, 1866)", „Das Ich und das Leben (Self and Life)", „Süßer Abend kommt und geht, Lieb (Sweet Evenings come and go, Love)", „O händ' ich einſt im unſichtbaren Chor (O may I join the Choir invisible, 1867)" und „Bruder und Schweſter (Brother and Sister, 1869)" — zeigen, daß ſie keine lyriſche Gabe beſaß. Eine Empfindung, die in Worte zerfließt und ſich in wohldurchdachte Perioden formt, kann man ſehr wohl als ſchön und wahr bewundern, ohne darum einen zündenden Funken im Herzen zu verſpüren. Die Verſe ſind nicht flüſſig, ihre Rundung iſt durch zahlreiche Enjambements durchbrochen, die offenbar geſuchten, mitunter gewaltſamen Reime entbehren der Pointe; die dem echten Lyriker von ſelbſt und in Fülle erwachſenden Bilder, die ſo ſehr viel mehr ſagen als der konkrete und zweifelsohne richtige Ausdruck, wollen nicht kommen: es fehlt die Melodie, die Stimmung, kurz — die lyriſche Schlagkraft. Wenn die Dichterin in „Self and Life" mit dem Leben hadert und ſich ausſöhnt, ſtürzt ſie ſich in die ſchweren Akroſten eines höchſt verwickelten Strophenbaus und — be-

malt einen soliden Grund prosaischen Denkens, auf dem man vortrefflich gehen und stehen kann, mit zweckwidrigen, unsymmetrischen Vers- und Reim-Arabesken. Die elf unter dem Titel „Bruder und Schwester" zusammengefaßten Kindheits-Sonette sind das umfangreichste und das unglücklichste lyrische Erzeugnis, so interessant sie in autobiographischer Hinsicht sind. George Eliot, die, wie zahlreiche Anklänge in ihren Schriften beweisen, sich in Shaksperes Sonette liebevoll vertieft hatte, hat seine straffe, energische Form gewählt, die den weichlichen italienischen Charakter vollkommen abgestreift hat: abab — cdcd — efef — gg. Sie scheint aber nicht empfunden zu haben, daß diese Form nur beseelt werden kann von starken, lebhaft modulierten und schließlich in dem Schluß-couplet epigrammatisch verdichteten Gefühlen, die ohne den knappsten, prägnantesten Ausdruck die Form zersprengen würden: Shaksperes Sonette sind kleine Dramen, in denen die beiden letzten Verse die Katastrophe enthalten. George Eliot hat sich für den Inhalt ihrer Sonette jenen Cyklus von Wordsworth „Uber das Flüßchen Duddon" zum Muster genommen und ebenfalls für möglich gehalten, diese absolut lyrische Form zu beschreibenden Zwecken zu verwerten. Sie giebt darin eine fortlaufende Schilderung ihres geschwisterlichen Kindeslebens und nimmt sich nicht die geringste Mühe — es wäre ja auch eine vergebene — ihre strengen Gesetze zu beobachten: so schlendert der Gedanke des ersten Quatrains gemächlich bis in die Mitte des zweiten; der nächste beginnt vielleicht mitten im 7. Verse — denn die Enjambements sind unglaublich liberal — und verläuft im Sande des Schluß-Couplets, das bei Shakspere einem hinabstürzenden Wasserfalle zu gleichen pflegt. Man lese irgend eins seiner Sonette und halte dagegen den folgenden Sonett-Schluß:

If he said "Hush!" I tried to hold my breath;
Wherever he said "Come!" I stepped in faith.

Dieses wahrhaft trostlos prosaische "in faith" —

Wohin er sagte „Komm!“ schritt ich in Treu' —

bloß als Lückenbüßer, um dem Sonett wenigstens einen mißklingenden Abschluß geben zu können! — es ist so als ob wir reimten: Herr auf Meer — und vorher das schreckliche Füllwort „I tried to hold my breath — ich versuchte, meinen Atem einzuhalten“! — Wie wundervoll ist diesem mühselig erarbeiteten poetischen Wust gegenüber die prosaische Schilderung der Kindeszeit in der unsterblichen Dichtung „Die Mühle am Floß“. Ja, es giebt eben wirkliche und große Dichter, welche die Gabe, „ihre Seufzer zu messen“, nicht besitzen; wenn sie's nur selbst einsehen und den Ruhm ihrer Erfolge nicht mit solchen erfolglosen Bestrebungen trüben wollten!

Das einzige der Aufbewahrung würdige Gedicht unter den fünfen ist „O ständ' ich einst im unsichtbaren Chor“: es ist aber auch nicht reine Lyrik, sondern durch noble Empfindung gehobenes Denken; und die Form ist auch keine lyrische, die Ode ist glücklicherweise — natürlich nur subjektiv im Interesse der vorliegenden poetischen Kraft gesprochen — im reim- und somit strophenlosen Quinar (Blankverse) gedichtet. Das Gedicht ist inhaltlich interessant; die Dichterin besingt diejenige Unsterblichkeit, die sie ihrer religiösen Überzeugung nach allein kennt: das Hinauswirken der Thaten eines Menschen über den Tod, das für den Guten der Himmel, für den Bösen die Hölle ist:

Möcht' ich erreichen
Den reinsten Himmel: andern Seelen sein
Ein Stärketrunk in ihrem herbsten Schmerz,
Entflammen edle Glut, die Liebe nähren,
Das Lächeln zeugen, das nicht grausam ist —
Sein eine süß allgegenwärt'ge Kraft,
Die in die Weite um so stärker wirkt.
So werd' ich stehn im unsichtbaren Chor,
Deß Harmonie die Welt mit Freude füllt.

Was von den selbständigen lyrischen Gedichten gesagt ist, gilt auch von den in die epischen und dramatisch-epischen Dichtungen eingestreuten: sie sind zu gedankenvoll-zerflossen und weniger gedichtet als zusammengesetzt.

Im Anschluß hieran mögen solche Gedichte erwähnt werden, die nur, sobald das Empfinden sich, wie bei Schiller, zu gleicher Höhe mit dem Denken erhebt, der lyrischen Gattung, wie der Poesie überhaupt angehören, andernfalls verstifizierte Abhandlungen sind. Wir bedauern, daß George Eliot einige Monstra der letzteren Gattung geschaffen hat: „Eine gelehrte Frühstücks-Gesellschaft (A College Breakfast-Party)",[63] eine sehr ausführliche Tischunterhaltung über die höchsten Dinge, bei welcher die Redenden sonderbarerweise die Namen der Personen im „Hamlet" führen; „Ein kleiner Prophet (A Minor Prophet, 1865)", dessen Gegenstand die Dichterin in ihren Tagebüchern (8. und 28. Januar) besser mit dem Titel „Utopias" bezeichnet; und „Stradivarius" (1873), das erträglichste von ihnen, in welchem die Lehre:

Des Menschen Bestes kann Gott selbst nicht schaffen,
Wenn beste Menschen nicht die Hand ihm leih'n.

in einem Disput zwischen dem altem Cremoneser Geigenbauer und dem Maler Naldo verfochten wird.

In dem Maße, wie wir uns dem rein epischen Genre und damit dem Gebiet des Blankverses nähern, werden die Gedichte George Eliots ansprechender. „Arion" (1873) mit seiner Bänkelsängerstrophe und den offenbar großen Schwierigkeiten, welche strophische Reime der Dichterin bereiten, können wir zwar nicht herausstreichen. Auch „Moses Tod" läßt uns ziemlich kalt. Aber das beschreibende Gedicht „Agathe" (1868) hat entschiedene Schönheiten, die nicht zum geringsten Teile der Thatsache zu verdanken sind, daß der Gegenstand wirklich erlebt zu sein scheint[64]. Man lese z. B. das lebendig und schön personifizierte Landschaftsbild des Kaiserstuhles im Beginn:

Come with me to the mountain, not where rocks
Soar harsh above the troops of hurrying pines,
But where the earth spreads soft and rounded breasts
To feed her children; where generous hills
Lift a green isle betwixt the sky and plain
To keep some Old World things aloof from change.
Here too 'tis hill and hollow: new-born streams
With sweet enforcement, joyously compelled
Like laughing children, hurry down the steps,
And make a dimpled chase athwart the stones;
Pine woods are black upon the heights, the slopes
Are green with pasture, and the bearded corn
Fringes the blue above the sudden ridge:
A little world whose round horizon cuts
This isle of hills with heaven for a sea.

Das Gedicht ſchildert das friedliche, von einfacher Frömigkeit durchwärmte Leben eines alten Mädchens, das ſich rch menſchenfreundliches Weſen die Liebe der ganzen Gegend worben hat und von dem Bauernvolke wie eine Heilige rehrt wird.

„Wie Liſa den König liebte (How Lisa loved the King)", ıſtanden 1869 und zuerſt abgedruckt in „Blackwood's Magaine", iſt eine wirklich ſchöne Nacherzählung der gemütvollen 7. Novelle von Boccaccio, „Pedro von Aragonien und die pothekerstochter". George Eliot hat nur den Fehler bemgen, das Lied, mit welchem der Sänger Minuccio den önig rührt, ſelbſt zu dichten und dadurch die Pointe der rzählung ein wenig abzuſchwächen.

Die „Legende von Jubal", gedichtet 1869 und zuerſt in lacmillan's Magazine" veröffentlicht, iſt inhaltlich ein merkirdiges Gedicht: ein Stück moſaiſcher Mythologie, aufgebaut ſ wenigen Zeilen der Bibel. Es ſchildert die Anfänge der ıltur und insbeſondere die Erfindung der Muſik, aber nicht :fernt in der Weiſe wie der Schillerſche „Spaziergang", an lchen nur ein Zug, die Schilderung des gleichförmig glück-

lichen Daseins der im Naturzustande lebenden Gesellschaft, erinnert. Der Gedankengang ist folgender: Nachdem der Tod in die Welt gekommen ist und der Mensch mit Sorgen daran denken muß, daß die schöne Erde ihm eines Tages entrissen wird, findet er nicht mehr seine volle Befriedigung in wunschlosem Dahinleben; es treibt ihn, sein Dasein über den Tod hinaus zu verlängern, sein Andenken in Thaten nachleben zu lassen. Also der Tod der Stifter der Kultur! Die Dichterin folgt nun den drei Versen des 4. Kapitels der Genesis, in denen die Nachkommen Kains, die Söhne Lamechs, die ersten ziviliſatorischen Entdeckungen machen. Jabal gewöhnt die wilden Tiere an sich und macht sie dem Menschen dienstbar — unter Anderem auch die Wölfe, die unter seinen geschickten Händen zu Haushunden werden; er ist der erste Viehzüchter und gründet das erste Heimwesen in Gestalt eines Zeltes. Tubalkain lernt die Kraft des Feuers verwerten und ist der erste Schmied. Sein gleichmäßiges Hämmern auf dem Amboß erweckt in Jubal den Sinn der Rhythmik; die mannigfachen Töne beim Arbeiten, beim Zusammenstoß der größeren und kleineren eisernen Gefäße das Klanggefühl. Er findet, daß die verschiedenen Empfindungen der Menschen beim Sprechen sich in verschiedenen Tönen äußern. Im Gesange der Vögel des Waldes erkennt er Schmerz und Lust prägnanter durch größere Ton-Differenzen ausgedrückt. Wie wäre es, wenn man auch die menschlichen Empfindungen stärker, tiefer als beim Sprechen, durch weitere Ton-Intervalle zur Geltung brächte, und dem so veredelten und gehobenen Empfindungs-Ausdruck der schwachen, eintönigen menschlichen Stimme die kräftige Stütze und Vervollständigung instrumentaler Klänge gäbe? — So erfindet er die erste Leier, lehrt die Kunst, sie reden zu lassen, sein Geschlecht, und beginnt dann eine mehrhundertjährige Wanderung über die Welt, überallhin das Glück und den kulturellen Segen der Musik verbreitend. — Die Schilderung des erziehenden und veredelnden Einflusses

der Musik gehört zu dem Besten, was George Eliot gedichtet hat; sie ist bei diesen Versen nicht bloß mit dem ersinnenden Verstande und dem metrischen Fußmaß, sondern mit der vollen Begeisterung ihres Herzens thätig gewesen. — Nach 900 Jahren, alt und kraftlos selbst zur Ausübung seiner Kunst, kehrt Jubal in seine Heimat zurück, um dort zu sterben. Er erkennt sie nicht wieder, an der Stelle, wo die Zelte seiner Jugendzeit standen, erhebt sich eine große, glänzende Stadt mit Häusern und Tempeln, wie er sie nirgends gesehen hat; niemand kennt ihn. Da zieht eine Schaar aus der Stadt heraus mit jubelndem Gesange, von vielfarbigen Instrumenten-Klängen begleitet: sie feiern „Jubal", den Erfinder der Musik. Er rafft sich auf aus einsamem Brüten und stürzt ihnen entgegen mit dem Rufe: „Ich bin Jubal, ich! — Ich schuf die Leier!" Sie aber verhöhnen die zusammengesunkene Gestalt mit der tonlosen Stimme, schlagen ihn als einen Lästerer mit den Instrumenten, deren Schöpfer er ist; er flieht und stirbt an einer Dornenhecke; sein Körper liegt unbegraben, sein Name aber lebt fort auf Erden, wie der eines Gottes, in alle Ewigkeit.

Noch merkwürdiger als die Begründung der menschlichen Zivilisation auf den Tod ist dieser Schluß, die Schilderung, wie ein Mensch seinen eigenen Nachruhm erlebt. Sie soll wohl wiederum, wie jenes oben zitierte lyrische Gedicht, die Lehre einschärfen: der Mensch muß sich damit zufrieden geben, daß die Seele mit dem Leibe in das Nichts versinkt und daß nur seine ideelle Persönlichkeit in seinen Thaten nachlebt. Die Bedeutung des Gedichtes liegt in der Feier der Macht der Töne. Im einzelnen der Ausführung zeigt es öfters philosophische Schwerfälligkeit des Ausdrucks und Härten in der Versifikation, die letzteren vielleicht veranlaßt durch den Gebrauch von paarweisen Reimversen.

Das „dramatische Gedicht" „Armgart" wurde nach den Tagebüchern im August 1870 im Bade Harrogate begonnen

und im September als Fragment, das es geblieben ist, i[illegible]r „Macmillan's Magazine“ abgedruckt. Ein Stück dramatisierte[illegible]r Frauenfrage. Armgart findet das Los, das mit wenige[illegible]n Ausnahmen dem weiblichen Geschlecht auf Erden zugewiese[illegible]n ist, als solches unerträglich; sie fühlt die Kraft und de[illegible]n Willen in sich, eine Ausnahme aufzustellen. Die Liebe de[illegible]s Grafen Dornberg vertröstet sie bis auf jene Zeit, wo sie de[illegible]r Welt bewiesen haben wird, daß sie Höheres zu leisten in[illegible]n stande ist, als die einfachen Pflichten der Gattin und Mutte[illegible]r vom Dutzend-Weibe verlangen. In der 1. Szene feiert si[illegible]e als Primadonna in Glucks „Orpheus“ einen großartige[illegible]n Triumph. Dem Grafen ist jetzt der Beweis geliefert, da[illegible]ß das Mädchen, welches er heimführen möchte, kein gewöhn[illegible]liches ist: die Bedingung, an welche sie ihr Jawort geknüp[illegible]ft hat, ist somit erfüllt; die Heirat könnte vollzogen werde[illegible]n. Dennoch wird der erneuerte Antrag des Grafen mit einem B[illegible]e- dauern, das nicht ohne Hochmut ist, abgewiesen. Sie soll[illegible]te im Bewußtsein ihrer höheren Kraft sich in die unterwürfi[illegible]ge Rolle einer Gattin schicken? ihre große Seele unter die L[illegible]ast von kleinlichen Alltagssorgen beugen?

Ja, ich kenn's,
Das oft gelehrte Evangelium:
„Dein Wunsch, o Weib, soll sein, daß alle Größ'
Auf Erden des Mannes Erbteil sei, nur eine,
Erhab'ne Mutterwürde, nicht. Dein Wunsch
Soll nicht sein, Höh'res zu erstreben
Als reine Dienstbarkeit: so will's Natur!“
O göttliche Natur! Laßt sie die Richterin sein;
Sie gab mir eine Stimme, wie ein Weib
Sie nie besaß; auch Ehrgeiz gab sie mir,
Den hohen Sinn, empfänglich für die Freude,
Die Massen hinzureißen, in Vergött'rung
Lohn zu empfangen: eine Macht sie gab,
Erreichbar nicht des Mannes höchster Kunst.

Vergeblich schildert der Graf den dornenvollen, oft unsauberen Weg, an dem die dauernden theatralischen Lorbeern wachsen; willigt er ein, daß sie auch als seine Gattin der Kunst noch ferner gehören soll: er muß verzichten.

Die 3. Szene spielt — ein Jahr später. Armgart hat infolge einer eben bestandenen Krankheit ihre Stimme verloren und muß nun, ihren früher ausgesprochenen Grundsätzen treu, das Leben fortzuwerfen streben. Die Anzeichen dieser Absicht treten so deutlich zu Tage, daß Walpurga, ihre Freundin und Gesellschafterin, es geraten findet, die Thür des Hauses verschließen zu lassen. Der gute Graf schreibt ihr, daß er ihr Unglück tief bedaure und noch nicht aufgehört habe, sie anzubeten. Armgart bleibt ungerührt, sie wird den Armen zum dritten Male abweisen, und dann ist's aus: er schreibt von einer vieljährigen Mission in den Kaukasus und von da nach Indien, die er im Begriff sei anzutreten. Da gerät Walpurga, deren nicht beneidenswertes Los es bisher gewesen ist, die Launen dieses erhabenen Menschenkindes zu ertragen, die Schwärmereien ihres jugendlichen Größenwahns geduldig über sich ergehen zu lassen und in Freud und Leid den angemessen begleitenden Chor zu spielen, endlich in edlen Zorn; Armgart beginnt zu schwanken, wird gerührt — sie wird sich doch wohl nicht das Leben nehmen und den Grafen nach dem Kaukasus ziehen lassen, sondern ihn lieber heiraten — das dürfen wir vermuten; denn hier bricht das Gedicht ab. George Eliot hat die Welt mit einer neuen Debatte über die Frauenfrage beschenkt. Denn daß sie ein wirkliches Drama zu schreiben beabsichtigt haben sollte — das wollen wir, trotz der hübschen Blankverse, trotz des pathetischen Dialoges, zur Ehre ihres Kunstverstandes nicht annehmen. Ein Drama, von dem jede Szene ein Jahr später spielt?! —

Zwanzigstes Kapitel.

Erstes Jahrzehnt von George Eliots ehelichem Leben.

Den Inhalt des ersten Jahrzehnts von George Eliots Eheleben können wir in zwei Worte zusammenfassen: Arbeit und Liebe — oder besser noch: Liebe und Arbeit. Denn sie versichert uns fort und fort, daß die treue Liebe ihres Gatten die Quelle ihres Strebens und ihrer Kraft gewesen ist. Ihm sind ihre sämtlichen Manuskripte gewidmet mit Worten des herzlichsten Dankes, in denen sie ihn als mittelbaren Urheber ihrer Werke bezeichnet. „Adam Bede", sagt sie uns in einer dieser Widmungen, „würde nie geschrieben worden sein ohne das Glück, welches seine Liebe in mein Leben gebracht hat." Das „Romola"-Manuskript trägt die Aufschrift: „Dem Gatten, dessen vollkommene Liebe die beste Quelle ihrer Einsicht und Kraft gewesen ist, ist dieses Manuskript gewidmet von seinem treuen Weibe, der Verfasserin." Und am 1. Januar des Jahres 1865 schreibt sie in ihr Tagebuch: „Wir leben glücklicher mit einander denn je. Ich bin meinem Gatten immer dankbarer für seine Liebe, die mich in allem Guten fördert, in allem Bösen zurückhält; ich bin mir immer mehr bewußt, daß ich in ihm den größten Segen meines Lebens besitze."

Solche Aussprüche muten uns sonderbar an, wenn wir den Umfang der Gaben, die Größe der Leistungen der beiden

hatten nebeneinander stellen. Wir sind geneigt, einen Überhwang der Empfindung darin zu sehen, eine Edelherzigkeit, elche für erwiesene Freundlichkeit einen unbemessen reichen ohn gewährt; wir möchten mit Lewes glauben, daß er von eorge Eliot unendlich viel mehr empfing, als er zu geben im ande war. Früher oder später — ob mit, ob ohne Lewes' ilfsbereite Neigung — mußte die in sie gelegte Kraft sie zur hat drängen; ob er aber die Ausdauer zu stetiger und rfolgreicher wissenschaftlicher Arbeit gefunden haben würde hne George Eliot, ist zweifelhaft. Auf einem Blatte aus ewes' Tagebuch, das Mr. Croß abdruckt, ist eine authentischere Darstellung des beiderseitigen Verhältnisses enthalten, welche uch der Ansicht so kundiger Beurteiler wie Lord Acton entpricht. Lewes spricht von seinem Freunde Spencer: „Ich bin hm Dank schuldig. Meine Bekanntschaft mit ihm war der ellste Strahl in einer sehr trüben, verkommenen Periode eines Lebens. Ich hatte jedes ehrgeizige Streben aufgegeben, ebte aus der Hand in den Mund, und hielt die Übel jedes egenwärtigen Tages für zu groß, als daß ich an die Zukunft ätte denken können.*) Der Sporn seiner geistigen Regsamkeit rweckte besonders auf unseren langen Spaziergängen noch inmal meine Energie, und belebte meine schlummernde Liebe ur Wissenschaft. Ich habe gegen Spencer noch eine nd eine tiefere Dankesschuld. Durch ihn lernte ch Marian kennen — sie kennen und lieben war ins — und seit dem Tage ist mein Leben neugeboren ewesen. Ihr verdanke ich all meine Erfolge, mein anzes inneres Glück. Gott segne sie!"

Lewes entwickelte eine gewaltige Thätigkeit in diesem sten Jahrzehnt. Während er 1857 eine zweite Auflage seiner Biographical History of Philosophy" besorgte, erschienen

*) Die Stelle ist sehr frei übersetzt; würde aber, wörtlich wiederegeben, dem deutschen Leser unverständlich gewesen sein.

gleichzeitig in Blackwoods „Magazine“ seine „Seaside Studies (Studien der Meeresküste)“, die dann im folgenden Jahre in Buchform herauskamen und schon im Winter 1859/60 eine zweite Auflage erlebten. In den Jahren 1858/59 erschien seine „Physiology of Common Life“. 1860 begann Lewes eine Artikel-Serie im „Cornhill Magazine“ unter dem Titel „Studies in Animal Life“, die zwei Jahre später als Buch erschienen. Im Jahre 1861 faßte Lewes den großen Plan, eine Geschichte der Naturwissenschaften zu schreiben, kam indessen in der Ausführung desselben über den ersten Anfang nicht hinaus, über die Entwickelung des naturwissenschaftlichen Standpunktes des Aristoteles — ein Buch, das 1864 erschien[65]).

Die innige Neigung, welche George Eliot mit ihrem Gatten verband, übertrug sich auch auf seine drei Söhne, Charles, Thornton und Herbert, denen gegenüber sie von vornherein alle Rechte und Pflichten einer Mutter in Anspruch nahm. Die beiden ältesten Knaben wurden in den ersten Jahren ihrer Ehe in ein schweizerisches Pensionat, nach Hofwyl, gebracht, von wo Charles im Sommer 1860 im Alter von 17 Jahren zurückkehrte. Er scheint ihr besonderer Liebling gewesen zu sein: „er besitzt eine Zartheit des Wesens,“ schreibt sie, „welche vor Schwäche bewahrt wird durch ein bedeutendes Pflichtgefühl.“ An einer anderen Stelle nennt sie ihn „eines von den Geschöpfen, denen die Tugend angeboren ist — nicht irgend eine erhabene Tugend, sondern eine alltäglich dienstbereite Tugend, wie sie fürs Leben vorhält.“ Bald nach seiner Rückkunft bestand er eine Staatsprüfung und erhielt eine Anstellung im Postdienste. Thornton besuchte eine weitere Schule in Edinburg und scheint im Herbst 1863 eine Stellung in der Verwaltung von Natal angetreten zu haben. In demselben Jahre kehrte Herbert, welcher nach seinen älteren Brüdern nach Hofwyl gekommen war, von dort nach London zurück.

Das äußere Leben der Dichterin in dieser Zeit ist ganz

ereignislos: Wohnungsveränderungen, Reisen, Krankheiten ist alles, was geschieht. Die Krankheitsschilderungen nehmen in ihren Briefen eine so ermüdend breite Stelle ein, daß wir ihr Leben als eine beständige Qual auffassen müßten, wenn das fortgesetzte Verweilen bei verhältnismäßig so kleinen Leiden, wie nervöse Kopfschmerzen und Verdauungsstörungen es sind, nicht den Eindruck einer hypochondrischen Empfindlichkeit machte. Die Reisen in dieser Zeit, größere und kleinere, die oft ganz plötzlich, wieder aus Gesundheitsrücksichten, der Luftveränderung wegen angetreten werden, sind so zahllos, daß eine bloße Aufzählung derselben schon zu weit führen würde. Erwähnt seien außer der in einem früheren Kapitel genannten bloß die drei italienischen Reisen: die erste (März bis Juni 1860), welche sie hauptsächlich Rom, Neapel, Florenz und Venedig kennen lehrte, ist genau beschrieben in ihrem Tagebuche. Die zweite (April bis Juni 1861) wurde hauptsächlich im Hinblick auf ihren geplanten florentinischen Roman („Romola") unternommen, weshalb denn auch Florenz zum dauernden Aufenthalt gewählt wurde. Die dritte, kürzeste (Mai, Juni 1864), beschränkte sich nur auf den Norden Italiens.

Das häusliche Leben der Gatten während dieser Zeit war das denkbar einförmigste und vollständig auf ihre litterarische Beschäftigung zugeschnitten. Der Vormittag wurde ganz der Produktion gewidmet; nach dem Frühstück um ½2 folgte ein Spaziergang bis 4, gewöhnlich in den Zoologischen Garten (Regent's Park), in dessen Nähe sie fast zwei Jahrzehnte wohnten. Der Nachmittag und Abend (von 5 Uhr ab) wurde der Lektüre und etwaigen Besuchern gewidmet. Selbst machten sie keine Besuche, oder doch nur ausnahmsweise bei den allerintimsten Freunden. George Eliot giebt den Grund für diese gesellschaftliche Einseitigkeit in einem Briefe an Mrs. Taylor an, deren Einladung sie ablehnt: „Ich habe es für mein Londoner Leben nötig gefunden, prinzipiell niemals Besuche abzustatten. Ohne Equipage, und mit meiner schwankenden

Gesundheit, würden die Londoner Entfernungen jede ande[illegible]e Lebensweise für mich ganz unvereinbar machen mit einer wir[illegible]= lichen Verwertung meiner Zeit; und ich muß die wenige [illegible]n Besuche, welche in Wahrheit anziehend und fruchtbar sei[illegible]n würden, aufgeben, um die vielen Besuche, welche das Gege[illegible]= teil sein würden, zu vermeiden." Wir glauben, daß die[illegible]e eigentümliche Lebensweise wenigstens in den ersten Jahre[illegible]n ihrer Ehe durch die besonderen Verhältnisse derselben m[illegible]it veranlaßt gewesen sein muß. Das scheint auch ein Brief a[illegible]n Mrs. Taylor (vom 1. April 1861) anzudeuten, in dem e[illegible]s heißt: „Es ist niemals eine Prüfung für mich gewesen, vo[illegible]n der sogenannten „Welt" ausgeschlossen worden zu sein, und i[illegible]ch glaube, ich liebe keinen meiner Mitmenschen weniger darum[illegible]n doch muß ich denen immer eine besondere Hochachtung b[illegible]e wahren, die mir durch Wort oder That irgend welche Freun[illegible]d lichkeit erwiesen haben zu einer Zeit, wo nicht das geringf[illegible]ge Zeugnis zu meinen Gunsten vorhanden war. Die Reihe dere[illegible]n welche das thaten, ist gering.

Mit ihren Familienmitgliedern blieb der Verkehr unte[illegible]r brochen bis zum April 1857, wo ihr Bruder Isaac ihr d[illegible]ie schwere Erkrankung Chrisseys und den Tod einer ihrer beide[illegible]n Töchter berichtete. Sie antwortete sofort mit einer Schenku[illegible]ng von 15 £, die zu ihrer Schwester Heilung verwandt werde[illegible]n sollten. Fortgesetzt wurde der Briefwechsel nicht; der nächs[illegible]te Brief Isaacs ist geschrieben zu ihrer Vermählung mit M[illegible]r. Croß. Chrissey schrieb kurz vor ihrem Tode — sie starb i[illegible]m März 1859 an der Schwindsucht — noch einmal an sie u[illegible]nd bat um Verzeihung, daß sie sich jemals von ihr abgewan[illegible]dt hätte. Von ihrer Stiefschwester, Mrs. Houghton, existie[illegible]rt kein Brief in dieser ganzen Zeit.

Das Verhältnis zu den Brays war nach einer ande[illegible]rt= halbjährigen Unterbrechung formell wiederhergestellt; nicht[illegible]s= destoweniger herrschte eine gewisse Entfremdung zwischen [illegible]er Dichterin und Mrs. Bray bis ins Jahr 1859. Die Briefe an

sie beginnen zwar schon im Juni 1857 wieder; aber sie drücken Zweifel an ihrer Liebe aus: George Eliot wagt nicht, sie zu sich einzuladen, aus Furcht, etwas von ihr zu verlangen, was sie ungern erfüllen würde. Die erste Zusammenkunft fand im Kristall-Palast bei Gelegenheit eines Konzertes im Juni 1859 statt: hier stellte sich George Eliot den Brays als die Dichterin der „Szenen" und des „Adam Bede" vor, worüber sie vor Überraschung außer sich gerieten. „Diese Erfahrung belehrte mich," bemerkt sie dazu, „wie wenig wir Menschen alle von einander wissen."

Barbara Smith, die inzwischen die Gattin eines französischen Arztes Bodichon in Algier geworden war, scheint eine tiefere Kenntnis ihrer Seele besessen zu haben; aus einigen Auszügen aus „Adam Bede", die sie in einer Rezension gelesen hatte, erkannte sie, daß „George Eliot" Marian Evans und niemand anders war. Mit ihr, die wiederholt längere Zeiträume in England verlebte, wie mit Sara Hennell, Mrs. Taylor, Mrs. Cash (der früheren Miß Sibree) dauerte die Freundschaft in unverminderter Stärke fort. Dagegen erfolgte ein Bruch mit Miß Martineau, der George Eliot schmerzlich berührt zu haben scheint. Die Ursache, über welche ich weder von Mrs. Bray noch von Mr. Croß etwas Näheres habe erfahren können, kann schwerlich eine andere gewesen sein als das illegale Verhältnis mit Mr. Lewes, gegen welchen jene schon früher ihrer Antipathie Ausdruck gegeben hatte. George Eliot schreibt an Sara Hennell, die ihr wahrscheinlich Mitteilung von abgünstigen Urteilen der Miß Martineau über sie gemacht hatte (14. November 1859): „Was Miß Martineau anbetrifft, so achte ich sie so hoch als Schriftstellerin und habe eine so angenehme Erinnerung an sie, bei der ich drei Tage Gast war, daß ich jenen fernen Eindruck von ihr und ihren Schriften so wenig wie möglich gestört sehen möchte. Was sie auch persönlich gegen mich thun oder sagen oder empfinden mag, ist vollkommen gleichgültig: ich

hege dieselbe Bitterkeit gegen viele weit weniger tadelnswerte Menschen als ich. Es kann weder für mich, noch für irgend einen anderen von Nutzen sein, daß ich mehr von solchen Dingen erfahre. Ich bin niemandem zu irgend etwas verpflichtet, außer ehrlich und gewissenhaft zu schreiben, was meine innere Stimme mir diktiert; und je weniger Kenntnis ich von dem verhältnismäßig kleinen Kreise derer habe, welche persönliche Rücksicht oder persönlichen Haß für die Beurteilung meiner Schriften maßgebend sein lassen, desto leichter wird es für mich sein, von allen unedlen Motiven frei und wahrhaftig zu schreiben." Wie sie hier keiner Empfindung des Zornes Raum giebt, so widmete sie ihrer ehemaligen Freundin, als sie 1876 starb, einen herzlichen Nachruf in dem Briefe an Mrs. Bray vom 20. März 1877.

Als die Dichterin 1859 in Wandsworth, einer südwestlichen Vorstadt Londons, wohnte, machte sie die Bekanntschaft einer benachbarten Familie, in der sie eine neue Freundin fand. Es war Mrs. Congreve, die Frau des bekannten Mitgliedes der Comtischen Gemeinde, eines Mediziners. Mrs. Congreve muß, nach der mütterlichen Zärtlichkeit, mit der sie von George Eliot behandelt wird, bedeutend jünger als diese gewesen sein. Die Empfindungen, welche die Dichterin für sie hegt, sind von einer wahrhaft poetischen Zartheit und Innigkeit und legen ein schönes Zeugnis für die jugendliche Frische ihres Herzens ab. Worin der Zauber lag, den Mrs. Congreve auf sie ausübte, sagt sie selbst: „Mrs. Congreve ist eine von den Frauen, von denen es wenige giebt, reich an Geist und doch anspruchslos, zitternd von tiefem Gefühl und doch ruhig und gelassen in ihrem Wesen." In ihrer Abwesenheit wandelt George Eliot in dem Congreveschen Garten und pflückt Blumen, deren Duft die Erinnerung an die Freundin süßer macht. „Ich genieße noch eine andere Freude," schreibt sie weiter in dem betreffenden Briefe (4. Mai 1859), „die ich ebenfalls Ihnen verdanke — von jener feinen, dauernden Art,

welche dem Duft meiner Lieblingsblumen sehr gleicht — den Glauben, daß Sie mich wirklich über das Meer hinweg lieb haben und an mich denken werden, wenn Sie nach Hause denken ..... Ihre Gegenwart war mir teuer, und während Ihrer Abwesenheit werden Sie mir eine köstliche Erinnerung sein." — In einem späteren Briefe (18. Juli 1861) heißt es: „Ich bilde mir immer ein, ich würde noch größere Freude an Ihrer Gegenwart haben — eine Empfindung, wie man sie nach dem entschwundenen Sonnenlicht hat." — Oder noch später: „Sie sind durch viele zarte unnennbare Bande mit meinen wertvollsten und geheimsten Gedanken verknüpft." — Auch diese Freundschaft währte, wie alle anderen, ungetrübt bis an das Ende ihres Lebens.

Ein oberflächlicheres Verhältnis zu einer anderen Frau muß hier wegen der Bedeutung ihres Namens wenigstens erwähnt werden. Die Dichterin Mrs. Gaskell, welche das Aufsehen ihres ersten Romans „Mary Barton" (1848) noch erhöht hatte durch den auch bei uns recht bekannten zweiten „Ruth" (1853), lebte damals in London und lernte natürlich auch Marian Evans kennen. Als die „Szenen" und „Adam Bede" erschienen, wurde diese fruchtbare Dichterin, die bis 1855 fünf Romane hatte erscheinen lassen, von einigen für die Verfasserin gehalten, obgleich jene nichts von dem Charakter ihrer Gouvernanten- und Sensations-Romane hatten. Sie selbst glaubte nicht an die Autorschaft der Mrs. Lewes und scheint sich auf seiten des Mr. Liggins engagiert zu haben — eine schmerzliche Thatsache für das empfindliche Herz George Eliots. Nachdem sie über ihren Irrtum aufgeklärt war, machte sie ihn durch einen liebenswürdigen Brief wieder gut: „Nachdem ich authentisch berichtet bin," heißt es darin, „daß Sie die Verfasserin der „Szenen" und des „Adam Bede" sind, habe ich sie nochmals gelesen, und ich muß Ihnen sagen, wie ernstlich, tief und demütig ich sie bewundere. Ich habe nie zuvor in meinem Leben so vollendete und schöne Dichtungen gelesen."

Von ihren alten männlichen Freunden blieben ihr tre
dieser Zeit Herbert Spencer, an dem sie mit aufrichtiger Fr
die Bewahrheitung ihrer früheren Weissagung erlebte[66]), uni
Maler D'Albert, der mehrere ihrer Romane, wie erwähnt,
Französische übersetzte. Dazu aber erwarb sie eine große
zahl anderer Verehrer, deren Namen zu den achtbarsten
wissenschaftlichen und litterarischen Welt zählten. Gegen (
dieses Jahrzehnts (1863) war ihr schönes, von dem berüh
Architekten und Kunstschriftsteller Owen Jones ausgeschmü
Haus in der Nähe des Regent's Park, „the Priory" genannt
Sammelplatz aller Größen auf geistigem und künstleris
Gebiet, obgleich sie die empfangenen Besuche nie erwi

Unter den Besuchern finden wir zunächst Dickens,
George Eliot Ende 1859 persönlich kennen lernte; ferner
Verfasser der „Frau in Weiß" und mancher anderen S
tions-Romane, Wilkie Collins[67]). Es wäre interessant, e
über das Verhältnis zweier Dichter von so entgegenge
Richtungen zu erfahren; die Tagebücher notieren leider
zwei Besuche von ihm. Im folgenden Jahre machte Bu
ihr seinen Besuch: „Die Unterhaltung," berichtet sie, „be
hauptsächlich aus Monologen, da ich große Schwierigkeit
mich ihm verständlich zu machen; aber trotz alledem hatt
einen angenehmen Eindruck von seiner Güte und Aufric
keit." Auch die Trollopesche Novellisten-Familie gehörte
ihrem Freundeskreise, sowohl Mrs. Trollope, wie ihre b
Söhne Thomas Adolphus und Anthony. Besonders
letztere[68]) — nebenbei bemerkt Verfasser von ca. 70 Roma
in denen er das Leben der oberen Zehntausend naturge
aber ohne Tendenz, sich häufig wiederholend, schildert —
mit seinem „geraden, gesunden Wesen" ihren Beifall.
Jahre 1862, also ein Jahr nach dem Tode seiner als Dich
berühmteren Frau, Elisabeth Barrett, führte sich R
Browning bei ihr ein. Er stand damals auf der Höhe
vielbestrittenen Rufes — die Faustiade „Paracelsus" war

1836 erschienen. Leider finden wir nirgends ein Urteil über diesen gedankenvollen Pessimisten und kraftvollen Kämpfer gegen konventionelle Vorurteile, dessen Unbeliebtheit durch seine unpopuläre, abstrakt-dunkele Schreibweise noch erhöht wurde: George Eliot hatte einen Zug in ihrem Wesen, der freilich in der ausgesprochen versöhnlichen, humanitären Tendenz ihrer Dichtungen nicht zur Geltung kommt, der ihr aber Männer von der Lebensanschauung eines Shelley und Browning sympathisch machen mußte. — Ein sehr häufiger Besucher ist Arthur Helps. Von Carlyle finden wir nur einen Brief erwähnt; zu dem Eliotschen Umgangskreise scheint er, der hinsichtlich des gesellschaftlichen Lebens ungefähr auf demselben Standpunkte wie die Dichterin stand, nicht gehört zu haben.

Von Gelehrten-Namen finden wir als Bekannte erwähnt Huxley, den freisinnigen Theologen Frederick Maurice, W. G. Clark, den durch seine Shakspere-Ausgaben wohlbekannten Professor in Cambridge, und eine Reihe anderer bedeutender Männer. Recht intim in dem Lewesschen Hause scheint der Maler Burton gewesen zu sein, der die Gatten auf ihrer dritten italienischen Reise begleitete. Ihm verdanken wir das 1864 gemalte authentische Porträt der Dichterin, welches der erste Band der Croßschen Biographie uns zeigt.

Bezeichnend für die Geistesrichtung George Eliots ist es, daß sie in der Zeit ihrer höchsten Triumphe nicht aufhört, an ihrer Bildung zu arbeiten. Lebhafter als je betreibt sie die klassischen Studien, besonders das Griechische: wir lesen unter den Gegenständen ihrer Lektüre die Namen Äschylus, Sophokles, Euripides, Plato, Aristoteles, und von Lateinern: Virgil, Horaz, Juvenal. Daneben wird die ältere italienische Litteratur, vorzugsweise im Anschluß an ihren florentinischen Roman, besonders kultiviert. Dante vor allem, der in ihrer Wertschätzung die Stelle neben ihrem Lieblingsdichter Milton einnahm. Unter den Franzosen bildet Comte den Hauptgegenstand ihres Interesses: wir wollen ihr Verhältniß zu ihm

später ausführlich behandeln. Daß sie daneben die neuen Erscheinungen der englischen Litteratur — darunter die epochemachenden Schriften von Darwin, Mill, Buckle, Spencer, Max Müller — in sich verarbeitete, bedarf kaum der Erwähnung. Von den mancherlei Urteilen, die sie über zeitgenössische Litteratur-Größen fällt, sei das über Buckle als charakteristisch für ihre Lebensanschauung wiedergegeben: seine einseitige, mechanische Geschichtsauffassung[69]), die „alles Geschehen von der Wirkung eines unvermeidlichen Gesetzes abhängig" macht und neben dem ausschließlichen Fortschritt der Intelligenz eine moralische Vervollkommnung der Menschheit durch Racen- und Familien-Vererbung nicht anerkennt, erregt ihren Widerwillen; sie hält ihn für einen „irreligiösen und eingebildeten Menschen." Sie konnte kein anderes als dieses richtige Urteil fällen: wäre die Auffassung Buckles begründet, so würde ihre Lebensarbeit, sowie die Bestrebungen aller Dichter und Denker den Stempel der Nichtigkeit an sich tragen. — Dem gegenüber mußte sie mächtig angezogen werden von den Theorien Ruskins[70]), nach denen alle Thaten und Verhältnisse des Lebens nur insofern Wert haben, als sie unter Vernichtung des niederen sinnlich-genießenden ein höheres, sittliches Dasein auf Erden fördern, und auch die Kunst nicht des ästhetischen Genusses wegen da ist, sondern um als erste Dienerin Gottes sein Ebenbild im Menschen wiederherzustellen. Wenn sie auch in seinen nationalökonomischen Schriften „wahrhaft erstaunliche Beweise einer anmaßenden Absurdität" erkennt, so muß sie ihn doch „verehren als einen der größesten Lehrer ihrer Zeit. Die großen Lehren von der Wahrheit und Aufrichtigkeit in der Kunst und dem Adel, der Heiligkeit unseres Erdenlebens, die er mit der Erleuchtung eines hebräischen Propheten vorträgt, müssen die Geister der Jugend aufstacheln zu verheißungsvoller Thätigkeit." Dieses Urteil enthält mehr ein beredtes Zeugnis für den sittlichen Enthusiasmus der Dichterin, unter dem ihre Kunst-Theorie und -Praxis — man könnte

fast sagen — leidet, als eine vollkommen richtige Würdigung des Wertes und des Einflusses der Ruskinschen Schriften.

Wenn aber auch durch ein geringeres Hervortreten ihrer moralisch- und psychologisch-lehrhaften Tendenz die poetische Seite ihrer Schöpfungen sehr gewinnen würde, so hatte doch diese einseitig ethische Auffassung der Kunst den großen Vorteil für sie, daß sie alle ihre Arbeiten mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit ausführte. Mit dem dichterischen Berufe fühlte sie eine ungeheuere Verantwortlichkeit auf sich lasten, die sich regelmäßig während der Arbeit in selbstquälerischen Sorgen und Befürchtungen hinsichtlich der Gediegenheit und des wohlthätigen Einflusses ihrer Leistungen kund gab. Das „Gewicht meines zukünftigen Lebens", schreibt sie in einem Briefe an Mrs. Bray vom 26. Juli 1859, „die Frage, ob meine Natur im stande sein wird, die schweren Forderungen, welche sowohl die persönliche Pflicht als auch die geistige Produktion an sie stellen, zu erfüllen, drückt auf mich fast beständig in einer Art, die mir den Genuß der ruhigen Freude, welche ich an dem Geleisteten haben könnte, nimmt". Niemals hätte sie allein dem Publikum zu Gefallen, nie um des bloßen Geldgewinnes willen schreiben können; sie erzählt selbst, daß sie, wenn sie den glänzenden ihr gemachten Anerbietungen Gehör gegeben hätte, in einem Jahre drei schlechte Romane verfassen und ein stattliches Vermögen hätte erwerben können. Sie blieb sich selbst treu ihr Leben lang und hat wenigstens keines ihrer größeren Werke ohne eine spontane innere Nötigung gedichtet. Diese ideale Richtung hindert dann freilich die Engländerin nicht, auch bei ihren materiellen Erfolgen mit großer Genugthuung zu verweilen. Und in demselben Atemzuge, mit dem sie „ihr Dichten einen Teil ihrer Religion" nennt, spricht sie die Überzeugung aus, daß „fast alle besten Bücher in der Welt mit der Hoffnung auf Geldgewinn geschrieben worden seien", eine Überzeugung, die z. B. unsere deutschen Dichter und Gelehrten triftigen Grund haben, nicht zu teilen.

Das Gefühl der hohen Verantwortlichkeit erzeugte denn auch das Streben nach vollkommener Toleranz gegen Andersdenkende, nach Vermeidung jedes Wortes in ihren Dichtungen, das heilige Empfindungen welcher Art auch immer verletzen und die gewollte heilsame Wirkung schädigen könnte. Wie unvermittelt und plötzlich, mit dem Betreten ihres höheren Berufsfeldes, dieses Streben in ihr auftritt, beweist die Thatsache, daß der Essay über Young, die intoleranteste aller ihrer Schriften, in demselben Jahre (1856) mit „Amos Barton" verfaßt ist. Im Januar 1857 erscheint jener Essay und im Februar, als sie den ersten Erfolg mit ihrem „Amos Barton" errungen hat, schreibt sie an Maria Hennell: „Ich trage die wachsende Überzeugung in mir, daß wir die wahre sittliche und geistige Bildung messen können an dem Verständnis für und der Ehrfurcht vor allen Formen des Denkens und Fühlens, die große Massen der Menschheit beeinflußt haben." — Auch „der letzten Zuflucht der Intoleranz, die darin besteht, die Intoleranten nicht zu tolerieren", möchte sie fernbleiben. Aber sie geht noch weiter: sie begeistert sich für die Poesie des Christentums, für „das einfache, prägnante, rhythmische Englisch" der Liturgie und der Bibel, die sie trotz der entgegengesetzten Neigung ihres Gatten mit Vorliebe liest (Brief an Sara vom 26. Dezember 1862); besucht unitarische Kapellen und ist überzeugt von der unendlich viel segensreicheren Wirkung irgend eines als keines Glaubens. „Ich habe sehr geringe Sympathie", schreibt sie an Madame Bodichon am 26. November 1862, „mit den Freidenkern als Klasse, und habe jedes Interesse an bloßem Kampf gegen religiöse Lehren verloren. Was mir am Herzen liegt, ist, womöglich zu erkennen den ewigen Sinn, welcher in aller religiösen Lehre liegt von Anbeginn bis heute". Sie erzürnt die Freidenker durch die hohe Wertschätzung des Kirchentums, welche sie in ihren Dichtungen an den Tag legt, und sie unterscheidet sich von ihnen doch nur durch ihre echte Toleranz und ist in

Grunde ihres Herzens eine von den Ihrigen. In einem Schreiben an Madame Bodichon (26. Dezember 1860) entwickelt sie ihren religiösen Standpunkt mit einer Klarheit, die keinen Raum für Zweifel läßt: „Was die Formen und Zeremonien anbetrifft, so fühle ich kein Bedauern, wenn irgend jemand in ihnen Trost sucht, falls er ihn darin finden kann; sympathetisch erfreue ich mich an ihnen selbst. Aber ich vertraue darauf, daß höhere Heilswege gefunden werden, als sie die katholische oder irgend eine andere Kirche gezeigt hat; und diejenigen, welche Kraft zum Warten und zum Ertragen haben, dürfen keine Formel anerkennen, welche ihre ganze Seele — Verstand sowohl als Gemüt — nicht mit vollkommener Ehrfurcht umfaßt. Der „höchste Beruf, die höchste Wahl" ist ohne Opium auszukommen, und all unsere Schmerzen durchzuleben mit bewußter, klarblickender Geduld."

Fünftes Buch.

Politiſche und ſoziale Tendenz-Romane.

Einundzwanzigstes Kapitel.

„Felix Holt, der Radikale".

Da wir das kulturelle Interesse, das die in diesem Romane gegebene Schilderung der politischen und sozialen Verhältnisse Englands zur Zeit der ersten Reformbill (1832) in hohem Grade erregt, für den Wert einer Dichtung nicht maßgebend sein lassen dürfen, so müssen wir von vornherein unser Urteil dahin formulieren, daß der Kern des poetischen Interesses, an der ihn in weitem Umfange umgebenden Schilderung des Zuständlichen gemessen, ein außerordentlich kleiner ist. Es ist die allmähliche Annäherung und nicht ohne schwer überwindliche Hindernisse erfolgende Vereinigung von Felix Holt und Esther Lyon — zweier Charaktere, die sich im gewöhnlichen Leben ebenso oft abzustoßen pflegen, wie tiefere und oberflächliche Lebensauffassung, wie Derbheit und Zartheit, wie gesucht vulgäres Auftreten und distinguiertes Wesen. Durch die Kraft seines Geistes und die Reinheit seiner Gesinnung besiegt der Mann die ihm ursprünglich widerstrebende Natur des Weibes.

Daneben spielt eine andere Geschichte, deren Held Harold Transome ist, und in der es sich für ihn um den Besitz von Transome Court und um seine Wahl zum Parlaments-Mitgliede handelt. Die beiden Handlungen sind nun zwar verknüpft, aber auf eine so künstlich verzwickte Weise, daß es

unmöglich wäre, auf die allseitige Richtigkeit der folgend e Darstellung einen Eid abzulegen.

Der Dissenter-Prediger Rufus Lyon hat noch gegen d a Ende seines Mannesalters eine junge Französin geheirat e die er eines Tages mit einem Kinde im Arm, erschöpft u nd fast verhungernd am Wege gefunden hat. Das arme W eib hat ihren Gatten, einen englischen Offizier, der während d er napoleonischen Kriege lange in Frankreich gefangen gewe en ist, vergeblich in England gesucht. Mitleid und aufricht ge Liebe haben Rufus zu ihr hingezogen, und sie hat, wenn au ch mit innerem Widerstreben, in ihrer hilflosen Lage die dar ge-botene Hand ergriffen, um in wenigen Jahren, niedergedrü ckt von den sie umgebenden fremden, unfreundlichen Verhältniss en, in ein frühes Grab hinabzuwelken. Esther, die aufwächst in dem Glauben, die Tochter Lyons zu sein, gehört durch ih en eigentlichen Vater einem ansehnlichen Geschlechte an. D er letztere, Bycliffe, ist der nächste Verwandte der einst rei ch-begüterten Transome-Familie, die, gezwungen durch und er-ständige Finanzwirtschaft, ihren Landbesitz für sich und i hre Nachkommen an entfernte Verwandte, die Durfey-Transom es, verpfändet hat. Der Vertrag hat indessen nur so lange re cht-liche Gültigkeit, als direkte Nachkommen jenes älteren Tr ans-some-Zweiges existieren; sobald derselbe ausstirbt, muß Tr ans-some Court an die nächstverwandte und vertragsmäßig v on der Erbschaft nicht ausgeschlossene Bycliffe-Familie fal len. Der früh verstorbene Vater Esthers ist bereits in einen Erb-schafts-Prozeß verwickelt gewesen, da seiner Zeit kein Na ch-komme der älteren Transomes als lebend bekannt war. D em gewandten Advokaten der Durfeys, Jermyn, war es jed och gelungen, in einem tief heruntergekommenen Menschen _ in Treby den letzten Stammhalter zu entdecken. Sobald di eser Mensch, der im Beginn der Geschichte ein bejahrter Trunken-bold ist, stirbt und die Bycliffes ihre Ansprüche erheben, können keine Advokatenkniffe mehr die Durfeys vor dem Ver-

luft von Transome Court schützen. Im Laufe der Erzählung stirbt der Alte, und Esther erfährt, daß sie die legitime Besitzerin von Transome Court ist. Der gegenwärtige Inhaber des Gutes, Harold Durfey-Transome, ein junger, stattlicher und gewandter Mann, der die Aussichtslosigkeit eines Prozesses für sich erkennt, will die Angelegenheit durch privates Arrangement zwischen seiner Familie und Esther ordnen — am liebsten durch eine Heirat mit der Erbin, die, obgleich in sehr bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, sich doch mit angeborener Leichtigkeit in den Ton der höheren Gesellschaftsklassen findet und den jungen Gutsherrn ebenso sehr durch ihre Schönheit wie durch Geist und Bildung reizt. Die Heirat kommt nicht zustande; denn schon vor ihrer Bekanntschaft mit Harold ist Esthers Herz dem anderen Helden des Romans, Felix Holt, zugewandt gewesen. Und obwohl ihr die Entscheidung durch die einnehmende Persönlichkeit Harolds und die glänzenden Lebensverhältnisse, die ihr durch diese Heirat winken, nicht leicht gemacht wird, so folgt sie doch schließlich dem mächtigeren Triebe ihres Herzens und reicht Felix die Hand. Damit muß sie dann zugleich ihre Erbschafts-Ansprüche aufgeben; denn Felix Holt hat den unerschütterlichen Entschluß gefaßt, ein armer Mann und ein Arbeiter zu bleiben.

Jeder, der den Roman liest, sieht ein, daß, um die Liebe Esthers in eine gefährliche Versuchung zu führen, es nicht nötig war, die Verhältnisse und Geschichte der Transome-Familie in gleicher Ausführlichkeit wie die Felix-Esther-Fabel zu behandeln. Aber auf Einheitlichkeit der Komposition hatte es die Dichterin keineswegs abgesehen; denn — wir sind mit dem sachlichen Gehalt des Romans noch nicht zu Ende.

Neben diesen beiden Geschichten läuft als dritter, fast die Hälfte des Werkes einnehmender Teil einher die Schilderung der ersten Parlamentswahl nach der Reform (1832). Die Wahlgeschichte ist zwar mit jenen beiden durch mancherlei Fäden verknüpft: Harold tritt als radikaler Parlaments-

Kandidat und Felix als radikal-konservativer*) Agitator auf. Und Felix gerät am Wahltage in eine höchst bedenkliche Situation, indem er, um die Zerstörungswut des betrunkenen, aufrührerischen Pöbels von schlimmen Thaten abzuhalten, sich zu seinem Führer aufwirft. Er wird des Aufruhrs und infolge eines unglücklichen Ringens mit einem Konstabler des Totschlages angeklagt und, da er seine im Grunde gute Intention nicht beweisen kann, zu vierjährigem Gefängniß verurteilt, aus dem ihn freilich eine durch Harold Transome und andere angesehene Männer erwirkte Begnadigung bald befreit. Eine Darstellung der Wahlvorgänge war gewiß unentbehrlich, und wir möchten sie um alles in der Welt nicht missen. Die Parlamentswahl ist der Glanzpunkt der ganzen Handlung, eine großartige Massenszene, deren gewaltiges inneres Leben und feine Detail-Arbeit an Shaksperes „Julius Cäsar" erinnert, und die einzige Gelegenheit, bei der Felix die ganze Summe seiner urwüchsigen und — man könnte sagen — cyklopischen Kraft entwickelt, gewissermaßen zum Volkshelden wird.

War es aber, um zu dieser Szene zu gelangen, nötig, daß die Agitationen der Werkzeuge Harolds, seine eigenen Agitations-Reisen, die gehaltenen Wahlreden, die Vorbereitungen zum Wahlakt, die politischen Ansichten und Stimmungen der verschiedensten Volksklassen und Stände, wie sie sich auf den Straßen und in den Schenken von Groß-Treby zusammenfinden, in lauter ausgeführten Einzelbildern darzustellen? — Sicherlich nicht. — Alle diese Dinge sind von hervorragendem kulturellen Interesse; und sie legen glänzendes Zeugnis ab von der allseitigen Beobachtungsgabe und Lebenskenntnis der Verfasserin, welche auch das exklusiv männliche Gebiet der Politik beherrscht, welche die nach Alter, Stand

*) Nach seinen eigentümlichen politischen Anschauungen können wir ihn nicht anders bezeichnen.

und Lebenslage so mannigfaltigen politischen Bestrebungen eines ganzen Volkes zu durchschauen und darzustellen vermag. Aber all das durfte nur als Staffage, nebensächlich verwandt werden; zu selbständiger Geltung gelangt, wie hier und in „Middlemarch", ist es Ballast für die Handlung und ermüdet die Geduld des Lesers, dessen Phantasie für jede künstlerische Schöpfung ein beschränktes Gesichtsfeld verlangt.

Unter den Charakteren zieht das mit äußerster Schärfe und Feinheit gezeichnete Bild des Dissenter-Predigers Rufus Lyon unsere Aufmerksamkeit auf sich. Das kleine häßliche Männchen, dessen Kopf voll abstruser theologischer Gelehrsamkeit steckt, geht ganz auf in seinen dissentierenden Beglückungs-Theorien, die er in seinen Zukunftsträumen einst die Welt beherrschen sieht; er kennt keinen anderen Inhalt des irdischen Lebens als unabläßige Beschäftigung mit dem himmlischen und ist überzeugt, daß es seinem Feuereifer gelingen wird, sämtliche Gemeinde-Mitglieder auf seinen weltverachtenden Standpunkt emporzuziehen. Und er vermag doch nur, den gemeinen Werktagsseelen, die seine Kapelle füllen, mit seinem theologischen Wust das Hirn zu betäuben und ein heuchlerisches Muckertum groß zu ziehen; und sieht nicht, wie diese gottselig-demütigen Mienen, diese geschmacklose Einfachheit des Auftretens, diese zur Schau getragene Enthaltsamkeit von irdischen Genüssen nur als ein häßliches, fadenscheiniges Gewand die niedrige Seele umschließen.

Eine köstliche Ironie der Dichterin ist es, wenn sie diesem unsinnlichen Idealisten und religiösen Schwärmer als nächste Angehörige und Freunde Personen giebt, die in ihren Lebensanschauungen auf ganz entgegengesetzten Standpunkten stehen. Seine einzige Liebe ist eine Frau gewesen, die nur ein von geselligen Freuden erfülltes Leben für lebenswert gehalten hat und hingesiecht ist, als ihr diese ihre Existenz-Bedingungen entzogen sind. Ihre Tochter Esther gleicht ihr in ihrem Abscheu vor dem freudlosen, mit Ärmlichkeit prunkenden Leben

der baptistischen Gläubigen; vereinsamt steht sie unter der frommen Herde mit ihrem distinguierten Wesen, ihrem Sinn für Putz und Komfort und ihrer Verständnislosigkeit für die Glaubensstrenge des Vaters. Sein bester Freund, Felix Holt, ist ein Radikaler auch auf kirchlichem Gebiet, dem alle religiösen Formen wie jede bestimmte Glaubensform nebensächlich erscheinen gegenüber dem allen Religionen gemeinsamen Inhalte, der Sittlichkeit. Mr. Lyon ist nur Zelot, wenn er, erfüllt von der Würde seines priesterlichen Berufes, auf der Kanzel steht. Im übrigen ist das Herz des kleinen Mannes viel zu voll von echter Humanität, um fanatisch zu sein. Wenn er auch seinen Glauben für den wahren hält, und tief bedauert, daß er bei seinen Lieben so wenig Verständnis findet, so steht ihm doch ein freundliches Herz, eine edle Denkweise über allem; er verehrt und liebt sie, wo er sie findet. So gehört die äußerlich unschöne, eckige Figur Lyons doch zu den anziehendsten des Romans.

In der Figur der tief unglücklichen Mrs. Transome tritt George Eliots Tendenz hervor, auch für selbstverschuldetes Leiden unsere Sympathie zu erregen. — Eine stolze Schönheit aus alter, aber verarmter Familie, hat sie, um zu Reichtum und Ansehen zu gelangen, selbst einen Mann nicht verschmäht wie Transome, den die Welt schwachsinnig nennt. Ihre Rechnung hat sie betrogen: statt der Freude an einer gesicherten Lebensstellung hat sie Jahre lang die Sorge umgeben, aus ihrem Besitz vertrieben zu werden. Als diese Gefahr mit Hilfe des verschmitzten Jermyn beseitigt ist, erkennt sie an dem beständigen Abnehmen ihrer Einkünfte, daß dieser Mann, dem sie ihr Vertrauen und schließlich ihre Liebe geschenkt hat, ein diebischer Schurke ist. Ihr gesellschaftliches Ansehen ist durch ihr intimes Verhältnis zu Jermyn, dessen Heimlichkeit nicht hat gewahrt bleiben können, schwer geschädigt: die zweideutigen Blicke und Reden ihrer Standesgenossen haben sie in die Einsamkeit getrieben. In dem Schiffbruch aller ihrer Hoffnungen

bleibt ihr noch eine rettende Stütze, ihr Sohn, der nach langer Abwesenheit in Kleinasien mit einem ansehnlichen Vermögen zurückkehrt. — Er wird durch seine Liebe alle Leiden der Vergangenheit vergessen machen; er wird den Glanz des Hauses wiederherstellen und ihr die Stellung unter dem Adel des Landes geben, nach der sie in der besten Zeit ihres Lebens vergeblich gestrebt hat: denn sie wird Herrin sein in Transome Court. Wiederum eine Täuschung: der Sohn kommt zurück, wohl als Gentleman, aber als ein nur von weltlichen Interessen beherrschter Mensch und eine rein praktische Natur; er ahnt nichts von den Herzensbedürfnissen, die sich an seine Person knüpfen, da er selbst keine hat. Er sieht in ihr eine gute alte Frau, die er respektvoll zu behandeln verpflichtet ist; zu Beweisen der Liebe, des Gehorsams fühlt er in sich keinen Trieb. Er ist Herr, und niemand anders. Sein kaufmännischer Blick entdeckt bald den fortgesetzten Betrug, dessen sich Jermyn in der Verwaltung der Guts-Einkünfte schuldig gemacht hat. Als er aber seiner Mutter erklärt, daß er gegen diesen Menschen einen Prozeß anhängig gemacht habe, gerät sie in eine ihm unerklärliche Unruhe. Jermyn zieht es vor, Mrs. Transomes Schande bekannt zu machen, ehe er sich als Betrüger moralisch und bürgerlich vernichten läßt: vor Zeugen erklärt er Harold als seinen Sohn. Dann folgt die kurze entsetzliche Szene, wo der Sohn die Mutter fragt, wer denn eigentlich sein Vater sei. — Wer den Kelch der selbstbereiteten Leiden so bis zum letzten Tropfen auskosten muß, der hat wohl einen Anspruch auf unser Mitleid. Selbst der schwer geschädigte Sohn kann es der Mutter nicht versagen.

Der Held ist weniger interessant durch seine Persönlichkeit als dadurch, daß er die gesunden politischen Anschauungen einer Dichterin zum Ausdruck bringt, die ehemals eine Freundin Mazzinis und eine Verehrerin Louis Blancs war. Sie sind niedergelegt in einer Rede, welche Felix vor der Wahl an das Volk hält, und dann noch ausführlicher in einem Essay, be-

titelt „Ansprache an die Arbeiter von Felix Holt (Address to Working-Men, by Felix Holt)", der 1868 auf Veranlassung Blackwoods für sein „Magazine" geschrieben wurde. Der Roman hat seine bestimmte Beziehung auf die Zeitereignisse; er entstand zum größeren Teile im Jahre 1866, als die Wogen des Parteilebens in England sehr hoch gingen und in allen größeren Städten Massendemonstrationen für eine neue Reformbill stattfanden; jener Essay ist also ein Jahr nach der Annahme der sehr weitgehenden zweiten Reformbill geschrieben.

George Eliot sucht zunächst die politischen Vorteile, welche freisinnige Doktrinäre, resp. die ihnen nachbetenden Massen von der erweiterten Wahlberechtigung erwarten, auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Es sei ein großer Fehler, die Schmeicheleien der Volkstribunen als Wahrheit zu betrachten, nämlich daß mit der Beteiligung der unteren Volkskreise an der Regierung nun die Regierung des Landes eine bessere werden werde; das sei undenkbar, solange das niedere Volk den Ständen, welche bisher die Regierung inne gehabt haben, an Bildung und Sittlichkeit weit nachstände. Es sei ein fernerer Irrtum, als sichere Folge der Reformbill plötzliche und radikale Reformen zu erwarten. „Der Tag bricht darum nicht früher an, weil wir vor der Dämmerung aufstehen." — „Die Mißstände, unter denen ein Land leidet, sind die Folge der Thorheit, Unwissenheit, Nachlässigkeit, des Eigennutzes derer, welche zu verschiedenen Zeiten die Macht des Standes, des Amtes, des Geldes in Händen gehabt haben". . . . . Es ist eine der schaudervollsten Erfahrungen, die wir im Leben machen können, daß, „wenn ein Mensch seine Konstitution ruiniert durch lasterhaft ausschweifendes Leben, seine Kinder und Kindeskinder kranke Körper und Geister erben und daß die Wirkungen jener unglücklichen Erbschaft sich in ganz unberechenbarem Umfange ausdehnen. Dies ist nur ein Beispiel für das Gesetz, nach welchem die Leben der Menschen unter einander zusammenhängen; aber es ist zugleich ein

endant zu dem, worüber wir uns beklagen, wenn wir auf ie Verarmung, die brutale Unwissenheit der Massen, auf die chwere der durch verwerfliche Kriege auferlegten Steuern, uf die Verschwendung der Staatsgelder, die Kosten und Schwierigkeiten bei der Erlangung des Rechts weisen und das ls die Wirkungen schlechter Regierung bezeichnen." Die Entüstung über solche Zustände ist ein lobenswertes Gefühl, aber die Entrüstung allein kann keine Abhilfe schaffen. „Die in langen Zeiträumen erwachsenden Übel eines großen Volkes sind eine sehr verwickelte Materie." „Wenn wir glauben sollten, daß die Reformen durch die Erlangung des Wahlrechtes unbedingt beschleunigt werden würden, so würden wir abergläubische Menschen sein, die an Zauberei glauben. Die Erlangung des Wahlrechts wird jenen guten Zweck nur fördern in dem Maße, wie jeder von uns das Wissen, die Voraussicht, die Sittlichkeit besitzt, welche ihn urteilsvoll und gewissenhaft im Gebrauch desselben macht." Es ist ein schwerer Irrtum, wenn die Arbeiter mit dem Stimmrecht nicht bloß das Recht, sondern auch die Macht in Händen zu haben lauben, ihre Lage zu bessern; solange ihre Bildung und Sittlichkeit auf keiner höheren Stufe steht als jetzt, werden ie nichts als Stimmvieh sein, Werkzeuge in den Händen luger, mächtiger, resp. schlechter Menschen.

Indem wir so einer wirren Masse von Übelständen gegenberstehen, die nicht von einem Einzelnen oder einer einzelnen Regierung geschaffen, sondern von dem breiten Strome histoischer Entwickelung getragen werden, müssen wir zunächst unterscheiden lernen zwischen den Übeln, welche unsere Thatkraft beseitigen kann, und denen, welche unsere Geduld tragen muß; solch Urteil macht den Unterschied aus zwischen Männlichkeit und kindischem Wesen, zwischen gesundem Menschenverstande und Thorheit."

Vortrefflich sind die Bemerkungen über den Klassenhaß. Keine Gesellschaft hat lange in der Welt bestanden, ohne aus

verschiedenen Klassen zusammengesetzt zu werden .... Es ist klar, daß, wenn eine Anzahl von Menschen in irgend einer bestehenden Einrichtung eine besondere Wohlthat für sich herausfinden, sie sich wahrscheinlich zusammenthun werden, um jene Wohlthat sich zu bewahren und zu vergrößern, bis dieselbe sich fühlbar macht als ein Unrecht und eine Schädigung für eine andere große Zahl von Menschen, welche Wissen und Kraft genug erlangen, um einen Widerstand hervorzurufen ... Die mannigfachen Klassenunterschiede und die ererbten Klassenprivilegien haben sich herausgebildet mit und an dem ganzen wundervollen, langsam wachsenden Gesellschafts-System, das gebildet wird aus unseren Gesetzen, unserem Handel, und unseren Besitztümern jeder Art, sei es an materiellen Gegenständen, wie Bauten, Maschinenkraft, oder an Wissen, wie wissenschaftliche Forschung und gewerbliche Fertigkeit." Eine Verwerfung der Klasseninteressen von seiten der Arbeiter würde voraussetzen, daß sie selbst keines haben, was eben nicht der Fall ist. — „Nun steht die Gesellschaft vor uns wie jenes wunderbare Stück Leben, der menschliche Körper, dessen mannigfaltige Teile alle von einander abhängig sind, alle die Folgen an sich verspüren müssen, sobald einer Schaden nimmt." Man schädige, unterdrücke eine Klasse, und die anderen werden alle den Schaden mitzutragen haben. Drängen wir z. B. die Klassen, welche die Schätze des Wissens, ja, auch nur den Schatz verfeinerter Bedürfnisse im Besitz haben, in den Hintergrund, zwingen sie, sich von dem öffentlichen Leben zurückziehen, verstopfen wir zu plötzlich eine von den Quellen, durch welche ihnen Muße und behagliches Leben zufließen, berauben sie der Möglichkeit, einflußreich und maßgebend zu sein, und wir würden etwas so Kurzsichtiges thun wie Frankreich und Spanien, als sie in Eifersucht und Wut Geschlechter und Klassen austrieben, welche die Träger der gewerblichen und bäurischen Traditionen waren. Wir würden unser Erbe und das Erbe unserer Kinder schädigen." Die kultu-

llen Besitztümer sind eben nicht an die Nation als solche knüpft, sondern an gewisse Stände und Klassen. Und „wenn e besitzlose Menge der Arbeiter Prinzipien besitzt, welche die estaltung der Zukunft beeinflussen sollen, so ist es nicht eniger wahr, daß die besitzenden Klassen in ihrem Erbe aus r Vergangenheit das wertvolle Material halten, ohne welches ine würdige, edle Zukunft geschaffen werden kann." Um iesen geistigen Schatz uns zu erhalten, „ist etwas Geduld er=rderlich mit vielen Einrichtungen und mannigfachen Ver=ältnissen, besonders hinsichtlich der Anhäufung von Reichtum, n dem der Arbeiter von seinem Standpunkte aus eher das ble als das Gute zu sehen geneigt ist. Es ist die beständ=ge Aufgabe der praktischen Weisheit, nicht zu sagen: „Dies t gut, daher will ich's haben," sondern zu sagen: „Dies ist as geringere von zwei unvermeidlichen Übeln, daher will ich's agen."" — Nicht die Klassen darf und kann man aufheben, ohl aber kann man aus den Klasseninteressen Klassenpflichten achen, die darin bestehen, nichts für sich zu behalten oder t verlangen, das anderen Klassen eine Schädigung zufügen ürde, an der sie dann selbst zu tragen hätten. Das Bewußt=in aber, daß der Vorteil der einzelnen Klasse am besten durch e Blüte des Ganzen befördert wird, oder mit anderen Worten, die Unterdrückung des kurzsichtigen, thörichten Egois=us kann nur ermöglicht werden durch Bildung. Und dies : das Hauptziel, nach dem die geistig und sittlich tiefstehen=n Arbeiter zu streben haben: Teilnahme, so umfangreich ie möglich, an den geistigen Schätzen der Nation, für sich nd für ihre Kinder.

Bemerkenswert sind auch ihre Auslassungen über Um=rgbewegungen, die von der thörichten Voraussetzung aus=hen, als ob der Wechsel als solcher schon die Bürgschaft r Besserung in sich schlösse, und als ob der Stoß, welcher n ganzen Staatskörper versetzt würde, nicht für jedes Glied :hängnisvoll werden müßte; während doch nachhaltige Re=

formen nur unter dem Schutze ungestörter öffentlicher Ordnung und unter einer starken, geachteten Regierung auszuführen sind. Wer von der Existenz solcher Bestrebungen nichts wissen will, den nennt sie „einen freundlichen Mann, der vielleicht selbst seinen Garten baut und sich selten fern vom Hause Motion macht". Wer öfters unter die Leute kommt, der weiß, daß die Masse des arbeitenden und ehrlich strebenden Volks überall stark durchsetzt ist von Gesindel der schlimmsten Sorte, das nur durch Zufall nicht dahin gelangt ist, die Reihen der untersten Verbrecherwelt zu vermehren. Von ihnen gehen diese Bestrebungen aus. „Daß diese entarteten Menschen wirklich die Oberhand gewinnen sollten in hartnäckigem Ungehorsam gegen die Gesetze und in einem Kampfe, der den Umsturz der Ordnung zum Ziel hat, glaube ich nicht; aber jammervolles Unheil würde entstehen schon aus dem Beginn eines solchen Kampfes, und die Fortsetzung desselben würde ein Bürgerkrieg sein, in welchem das treibende Motiv auf beiden Seiten bald der wilde Trieb der Bestialität werden möchte. Wir haben alle uns in Acht zu nehmen, daß wir nicht mithelfen, das wilde Tier in der Brust unseres Geschlechtes zu erwecken — daß wir nicht mithelfen, das Volksblut zu vergiften und reiches Material für zukünftige Bestialität aufzuhäufen". — „Bisher hat man angenommen, daß man auf einen Menschen als Wächter der Ordnung bauen könne, wenn er viel Geld und Lebensgenuß zu verlieren hat. Besser aber würden die Dinge stehen, wenn Leute, die wenig Geld und nicht viel Lebensgenuß haben, dennoch die Wächter der Ordnung sein würden, weil sie die Einsicht hätten, daß Unordnung keinen Nutzen stiften würde, und ein gerechtes, mitleidsvolles und starkes Herz, das sie davon abhielte mehr Elend anzustiften, nur weil sie selbst ein wenig Elend erfahren haben. Es giebt Tausende von Arbeitern, welche diese schöne Gesinnung bereits bewiesen und viel ertragen haben mit geduldigem Heldenmut. Wenn solch ein Geist sich verbreitete

ıb uns alle durchdränge, würden wir bald die Herren des
ıdes werden in dem besten Sinne und zu dem besten Ende.
enn, wenn die Ordnung erhalten bleibt, kann es in Zukunft
ne Regierung geben, die nicht bestimmt werden wird durch
ıser festes Bestehen auf unseren berechtigten und ausführ-
ren Forderungen. Nur durch Aufruhr werden unsere For-
rungen erstickt werden, so daß wir uns unter dem brutalen
öbel verloren finden werden mit der ganzen Intelligenz des
ndes uns gegenüber, und die Regierung erkennen werden in
estalt von Kanonen, welche uns fortfegen werden in dem
ınachvollen Märtyrertum von Narren".

Wenn so der Politiker und Volkstribun Felix Holt
ıseren ganzen Beifall erringt, können wir dem Menschen
cht so vollkommen zustimmen. Zwar hat er einen Verstand
nem Körper an Kraft entsprechend, der es ihm leicht macht,
enschen und Dingen auf den Grund zu schauen, ein Herz,
füllt von reinster Menschenliebe, dem die Befriedigung seiner
chsten persönlichen Wünsche, selbst seine Liebe nichts gilt,
ı sie mit seinen Pflichten gegen die Gesamtheit kollidiert.
ber er ist ein Mustermensch zu sehr im Sinne der Comte-
ıen „Politik", ein moralischer Enthusiast, dessen Handlungs-
ise — es wird uns schwer, den Ausdruck auf eine Eliotsche
chöpfung anzuwenden — mit dem Maße des gesunden
enschenverstandes nicht immer gemessen werden kann. Wir
ollen kein hervorragendes Gewicht auf seine derbe Offenheit
gen, obgleich ja auch für den Besten eine moralische Ver-
ıdlichkeit, seinen Mitmenschen ihre sämtlichen Fehler vor-
halten, nicht vorliegt und er mit einem solchen Verfahren
ı allerwenigsten erreichen wird, was er beabsichtigt: ihre
sserung. Wozu es aber nötig ist, ein Armutsgelübde abzu-
en, wenn man beschlossen hat, sein Leben dem Wohle der
eren Volksklassen zu weihen, das dürfte sich logisch schwer
ründen lassen; ebenso wie, daß man selbst ein Arbeiter sein
ß, um Arbeitern nützen zu können. Holt hat Medizin

studiert und damit einen Beruf gewählt, in dem er sich auf die ehrenwerteste Weise, im Dienste der Menschheit ein Vermögen erwerben könnte, das er wieder zum Wohle der Menschheit, zur Volksbildung, verwerthen könnte. Er giebt diesen Beruf auf und wird Uhrmacher; als solcher weiß er nicht mehr für die Volksbildung zu thun, als einigen Arbeiterkindern unentgeltlichen Unterricht zu geben.

Holt kann den Umgang mit gebildeten Menschen nicht entbehren; aber ihren Sitten sich anzubequemen, verschmäht er. Er sucht vielmehr in jeder Beziehung, auch in seinem Äußeren, den Plebejer hervorzukehren Sein Radikalismus hat einen Abscheu vor anständiger Kleidung; Volksbeglücker in Hüten und Kravatten scheint er nicht für echt zu halten. Er erscheint immer mit einer Arbeitermütze und ohne Kravatte. Ja, es sieht so aus, als ob die Kravattenfrage einen wesentlichen Bestandteil seiner sozial-politischen Doktrin bildete, und im stande sein könnte, für sein Lebensglück verhängnisvoll zu werden. In dem Augenblicke, als er die Hand der reizenden Esther in der seinigen hält, fragt er das Mädchen, das die Armut mit ihm dem glänzendsten Leben ohne ihn vorzieht, mit drohendem Kopfschütteln: „Du wirst doch nicht von mir verlangen, daß ich eine Kravatte trage?“ — Geist und Herz dieses Mädchens sind von so glücklicher Gesundheit, daß man von ihr erwartet, sie werde auf den tragi-komischen Ton dieser Frage eingehen und pathetisch erklären, daß sie einen Schwur geleistet habe, nie einem Manne ohne Kravatte die Hand zu reichen. Aber nein! die Dichterin läßt sie dem Helden zu Liebe dieses Mal aus der Rolle fallen mit der albernen Antwort, er möchte ihr nicht „unverständige Gedanken“ zutrauen, ehe sie solche hätte.

Überhaupt fällt die Entwickelung des Verhältnisses zwischen Felix und Esther zu sehr zum Nachteil der letzteren, d. h. des gesunden Menschenverstandes aus. Es ist ja eine schöne poetische Aufgabe gewesen, zu zeigen, wie ein Wesen wie Esther,

as vorwiegend an nichtigen Äußerlichkeiten zu hängen schien, urch die Geistes- und Herzensgröße eines Mannes wie Holt u einem neuen, edleren Leben erweckt wird und ihrem Be- reier aus Geistesbanden ohne Rücksicht auf seine Armut, seine häßlichkeit, seine wenig einnehmenden Manieren begeistert ans Herz sinkt. Aber von einem Weibe, das einen solchen Sieg über ihre Schwäche davongetragen, hätten wir eine hinreichende geistige Kraft erwartet, um ihren Geliebten von seinen Exzentrizitäten heilen zu können: ihn zu überzeugen von dem Werte des Geldes in großmütigen Händen, von der inneren Schönheit eines gefitteten äußeren Auftretens. So aber, wie dieses Paar den gemeinsamen Lebensweg betritt — sie an- geborene und berechtigte Neigungen aufgebend, er in seinen Thorheiten triumphierend — kann ihm kein günstiges Progno- stikon gestellt werden. Es ist ein ungelöster Konflikt zwischen ihren beiderseitigen Naturen, der einmal zum Austrage kommen muß. Wer wird in dem Streite die Oberhand behalten: das gesunde Gefühl Esthers oder die rücksichtslose Energie Holts? Wird das Verhältnis Bestand haben? — Mit dieser ungelösten Frage legen wir das Buch, das uns mehr Mühe als Genuß bereitet hat, aus der Hand.

In „Felix Holt" sind einige persönliche Erlebnisse, resp. Be- gegnungen der Dichterin nachzuweisen. Esther hat nach dem im 2. Kapitel erwähnten Bericht einer ihrer Mitschülerinnen verschiedene Züge von Miß Rebecca Franklin erhalten. Es heißt dort von ihr: „[Sie war] die Tochter eines Baptisten- Predigers, welcher viele Jahre lang in Coventry gepredigt hatte, und welcher während seines Pastorates ein Haus in em Hof der Kapelle bewohnte, das fast genau dem des Rufus hon in „Felix Holt" glich. Für diesen ehrwürdigen Mann ihlte Miß Evans als Schulmädchen große Bewunderung, nd ich, die ich ihn mir noch sehr wohl vorstellen kann, kann

in Rufus Lyon selbst mancherlei Ähnlichkeiten erkennen, wie z. B. die „kurzen Beine" und „die Gewohnheit auf und abzugehen, wenn er geistig schuf".

Die prächtige Schilderung des Volksaufruhrs beruht auf eigenen Erlebnissen; er fand statt, wie im Roman, 1832 nach der ersten Reformbill, in Nuneaton bei Gelegenheit der Wahl für North Warwickshire und wird in dem Lokalblatt folgendermaßen beschrieben: „Freitag den 21. Dezember behaupteten die Hemingiten" — Heming hieß der radikale Kandidat — „vom Beginn des Wahlaktes bis gegen ½3 den Wahlplatz, während die zahlreichen Wähler für Sir Eardley Wilmot und die Parteigenossen des Mr. Dugdale beständig gehindert wurden in ihren Bemühungen, nach der Wahlbühne zu gehen und ehrlich und gewissenhaft ihre Stimme abzugeben. Man wandte sich deshalb an die Behörden, die von allen Parteien gemachten Vorstellungen veranlaßten sie schließlich, militärische Hilfe herbeizurufen. Eine Abteilung der Scots Greys kam infolgedessen an; aber da die tapfere Schar nicht stark genug zu sein schien, um den aufrührerischen Geist des Pöbels im Zaum zu halten, wurde eine Verstärkung von den Behörden für durchaus notwendig erachtet. Da der Tumult wuchs, als die Abteilung der Scots Greys anrückte, wurde die Aufruhr-Akte verlesen; und wir bedauern hinzusetzen zu müssen, daß sowohl W. P. Inge, Esq. als auch Oberst Newdigate bei der Ausübung ihrer amtlichen Pflichten insultiert wurden.

„Am Sonnabend nahm der Pöbel eine sehr bedrohliche Haltung an, und ohne die Geduld der Soldaten wären zahlreiche Menschenleben zum Opfer gefallen. Mehrere Offiziere wurden erheblich verletzt bei dem Versuch, das aufrührerische Gebahren des Pöbels niederzuhalten. Im Verlaufe des Tages empfingen die Untersheriffs mehrere Briefe von den Freunden des Mr. Dugdale, des Inhalts, daß sie außerhalb der Stadt ständen und für den Herrn zu stimmen wünschten, aber durch die Furcht vor Gewaltthätigkeiten abgehalten würden hinein-

kommen. Zwei oder drei unglückliche Individuen, welche bei rer Annäherung an den Wahlplatz aus den Reihen des ilitärs hervorgezogen wurden, wurden jammervoll zerschlagen nd buchstäblich nackt ausgezogen. Wir bedauern, noch an=igen zu müssen, daß ein Menschenleben während des Kampfes :opfert worden ist, und daß mehrere irregeleitete Individuen hwer verletzt worden sind."

Der Roman wurde am 29. März 1865 begonnen, schritt ber bis zum Juli nicht über die Einleitung hinaus, da in=vischen die Lektüre verschiedener historischer, politischer, sozialer ;chriften — wie Bamfords „Stücke aus dem Leben eines adikalen (Passages from the Life of a Radical)", Mills Staatsökonomie", Comtes „Sozialwissenschaft" und die da=als gerade hundertjährigen „Rechts=Kommentare (Commen=aries on the Laws of England)" des noch heute maßgeben=en Blackstone — sich als erforderlich erwies. Auch dann ommt die Erzählung nicht sehr vom Fleck — erneute Lektüre awcetts „Wirtschaftliche Lage der Arbeiterklassen (Economic ondition of the Working Classes)", Mills „Freiheit") folgt - und noch im Dezember verursacht der Bau der Handlung r große Schwierigkeiten. Im Beginn des neuen Jahres nsultiert die Dichterin wiederholt über Einzelheiten des ahlaktes und des Prozesses ihren juristischen Freund Frederic arrison, und immer von neuem werden historische und juristische ücher studiert. Endlich am 10. April 1866 lesen wir in nem Briefe an Madame Bodichon: „Ich beendige jetzt ein uch, das langsam wie ein kränkliches Kind gewachsen ist folge meiner eigenen Leiden; aber jetzt bin ich bei den teren Akten und kann nicht fort, bis es fertig ist."

Noch im April wurden die ersten beiden Bände im anuskript an Blackwood geschickt, der ihr 5000 £ als Pausch=me für „Felix Holt" und außerdem 1000 £ für ein zehn=riges Verlagsrecht für die billige Ausgabe ihrer Romane bot. In demselben Monat wird noch die „Times" über die

Vorgänge von 1832/33 studiert. Endlich am 31. Mai kann die Dichterin das fertige Manuskript, wie gewöhnlich, ihrem Gatten zueignen:

„George Eliot ihrem lieben Gatten im 13. Jahre ihres ehelichen Lebens, in welchem das immer stärkere Gefühl ihrer eigenen Unvollkommenheit den Trost ihrer (der beiden Gatten) immer tieferen Liebe hat."

„Wegen meiner Kränklichkeit," schreibt George Eliot an Blackwood, „ist ein großer Teil dieses Buches unter so großer Verzagtheit in betreff seiner praktischen Wirkung geschrieben worden, daß ich manchmal nahe daran gewesen bin, es aufzugeben." Aus diesem krankhaften Zustande der Dichterin während der Schöpfung des Romans ist der im allgemeinen unbefriedigende Eindruck desselben wohl zum Teil zu erklären.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Middlemarch."

Ein fester, elastischer Schritt ertönt im Walde, und gleich darauf tritt eine hohe, vollentwickelte Frauengestalt daraus hervor in einfachem, silbergrauem Kleide. Der scharfe Gang in lebhaft bewegter Luft hat ihre Wangen frisch gerötet und ihren altmodischen Strohhut zurückgeworfen; ihr üppiges dunkelbraunes Haar ist schlicht gescheitelt und hinten in einen massiven Knoten aufgewickelt. Das ist Dorothea Brooke — jedes Kind in der ganzen Umgegend kennt sie — die so kühn ist, sich nicht unter den Despotismus der Mode zu beugen, und im Jahre 1830 sich herausnimmt, unter Verschmähung der Locken-Toupets und Schleifen die nackten Umrisse ihres schön und bedeutend geformten Kopfes aller Welt zu zeigen. Auffallender jedoch als diese Emanzipation von der Sitte ist der Blick ihrer dunklen Augen: es ist nicht bloß der Widerschein der lachend vor ihr ausgebreiteten, sonnigen Landschaft, der sie erglänzen macht; unter dieser unbewußten sinnlichen Freude verborgen, glüht darin ein übersinnliches Feuer, wie wir es auf Heiligenbildern zu sehen gewohnt sind. So muß Jeanne Darc geblickt haben, als sie ihre himmlischen Erscheinungen zu haben glaubte und jeden Augenblick des göttlichen Rufes gewärtig war, der in dem einfachen Bauernmädchen die heldenhafte Befreierin ihres Vaterlandes erwecken sollte.

Ja, wie eine werdende Jungfrau von Orleans steht Dorothea Brooke vor uns. Denn lassen wir uns nicht durch den Alles verheißenden Ausdruck ihrer herrlichen Augen täuschen, nehmen wir nicht die jungfräulich in ihr schlummernde Kraft und den Drang zu großen Thaten aufopfernder Liebe für die Fähigkeit zur erfolgreichen Bethätigung dieser Kraft! Der geistige und seelische Mechanismus, vermöge dessen solche Kraft in That umgesetzt werden kann, ist noch vollkommen unentwickelt in ihr.

Dorothea ist trotz ihres stattlichen, frauenhaften Körpers sehr jung. Sie ist kürzlich aus der Pension in Lausanne zurückgekehrt und hat in ihren Geist nicht mehr als jene Mädchenbildung aufgenommen, die sich mit dem „Naschen eines unstäten Mäuschens" vortrefflich vergleichen läßt. Sie täuscht sich über die Bedeutung dieser Bildung nicht: das bischen Französisch, das Klaviergeklimper, das Farbenkleckse erscheint ihr als ein armseliger Tand, nicht wertvoller als der schillernde Schmuck, der die Erfolge der Salondame fördern soll. Von den Dandies von Middlemarch oder Sir James Chettam bewundert, von ihrer Schwester Celia und anderen weiblichen Kleinheiten beneidet zu werden, ist ein Ziel, nach welchem die geringste Anstrengung ihr verächtlich scheinen würde. Im Gegenteil: aller hohle Glanz, aller nur äußere Schliff fordert ihre ebenso unbefangene als unvorsichtige Kritik heraus; die tausend kleinen Unehrlichkeiten des geselligen Lebens verfolgt sie mit einer unerschütterlichen Wahrheitsliebe.

Unter allem, wovon sie gehört, was sie gesehen, gelernt hat, scheint ihr nur ein Gegenstand erstrebenswert, würdig, mit dem ganzen Enthusiasmus ihres vollen, thatendurstigen Herzens erfaßt zu werden: Religiosität im weitesten Sinne des Wortes, Erkennen, Durchdringen der Heilswahrheiten, Wissen der letzten Ziele dieses Daseins, bewußtes Gestalten des eigenen und des umgebenden Lebens nach diesen Zielen hin. „Hätte sie einen gewissen Fonds von Dummheit und

Eitelkeit gehabt, so hätte sie glauben können, daß eine christliche junge Dame von Vermögen ihr Lebensideal in Dorfwohlthätigkeit, Patronisierung der unteren Geistlichkeit, der Lektüre der „Biblischen Frauencharaktere" und der Sorge für ihr Seelenheil über der Stickerei in ihrem Boudoir finden könne". Eine solche Genügsamkeit ist ihrer glühenden Seele fremd. Wenn sie mit der ganzen Einfalt ihrer mangelhaften Bildung und Erfahrung ihr hohes Erkenntnis-Ziel für wirklich erreichbar hält, so ist ihr klarer Geist andererseits von der Überzeugung durchdrungen, daß sie es mit ihren gegenwärtigen, eigenen Kräften nicht erreichen kann. Dieses Gefühl der Hilflosigkeit drückt auf ihr junges Leben wie ein Alp; der Wanderer am Scheidewege ist beneidenswert ihr gegenüber, die nicht die leiseste Spur eines Pfades vor sich sieht. Wer ihr die marternde Frage „Was soll ich thun?" beantwortete und ihren gewaltsam eingezwängten, gährenden Kräften die Bahn zu freier Bethätigung öffnete — sie wollte ihn lieben mit der heißen Inbrunst ihres Herzens, ihn vergöttern als ihren Erlöser. — Wird der Befreier in Tipton oder Middlemarch und Umgegend ihr erstehen? —

„Weshalb sollte Dorothea nicht heiraten? — ein Mädchen, so hübsch und mit solchen Aussichten? Nichts konnte dem im Wege stehen als ihre Neigung zu den Extremen und ihr scharfes Verlangen, das Leben nach Anschauungen zu regeln, die einen vorsichtigen Mann stutzig machen konnten, ehe er ihr seinen Antrag machte, und die sie veranlassen konnten, alle Anträge zurückzuweisen. Eine junge Dame von adlich gutem Blute und Vermögen, welche plötzlich auf den Riegelflur bei einem kranken Arbeiter niederkniete und ein heißes Gebet emporschickte, als wenn sie in der Apostel-Zeit zu leben glaubte; welche die seltsame Grille des Fastens hatte, die eine Katholikin, und die Nacht zum Tage zu machen pflegte, um lauter theologische Bücher zu lesen — solch eine Frau könnte ihn eines schönen Morgens aufwecken mit einem

neuen Plane zur Verwendung ihres Einkommens, der mit einer gesunden Nationalökonomie und dem Besitz von Reitpferden im Widerspruch stände: ein Mann würde es sich zweimal überlegen, ehe er sich in eine solche Genossenschaft wagte."

So denken die Leute von ihr, und sie kommt diesem Denken entgegen, indem sie auch ihrerseits jede Verbindung verschmäht, die sie ließe, wo sie war, „kämpfend in den Banden einer beschränkten Bildung, eingeengt von einem sozialen Leben, das nichts als ein Labyrinth von kleinlichen Vorgängen, ein ummauerter Irrgarten von schmalen Pfaden war, die nirgendwohin führten". „Der Ehebund, welcher sie anzog, war derjenige, der sie aus der kindischen Knechtschaft ihrer eigenen Unwissenheit erlöste und ihr die Freiheit einer freiwilligen Unterwerfung gäbe unter einem Führer, der sie auf dem erhabensten Wege dahinführen würde".

Dorothea hat sagenhaft klingende Berichte von der gewaltigen Gelehrsamkeit des Rektors von Lowick, eines Mr. Casaubon, vernommen. Bei einem Diner ihres Onkels und Pflegevaters lernt sie ihn kennen: es ist ein ernster, förmlicher Mann in der Neige des Lebens, wenn auch noch kein Greis. Die offenbar nicht aus Geistesarmut hervorgehende Schweigsamkeit, die er der alltäglichen Tischunterhaltung gegenüber beobachtet, zieht sie als etwas ihr Verwandtes an, während seine vereinzelten Bemerkungen, ausgesprochen mit ruhiger Sicherheit und in einer Form, die zu der kolloquialen Nonchalance der übrigen Gäste den schärfsten Kontrast bildet, ihr in demselben Grade als Orakel wissensgesättigter Weisheit erscheinen, als sie über ihren Horizont hinausgehen. Nach dem Essen faßt sie sich ein Herz und fragt ihn nach dem Gegenstande seiner Studien, da sie vernommen habe, daß er an einem großen wissenschaftlichen Werke arbeite. Diese Frage, im Munde eines blühenden, schönen Mädchens ebenso erstaunlich als schmeichelhaft, löst ihm die Zunge; aus seinem ge-

lehrten Vortrage, der ihr — natürlich! — nicht in allen seinen Teilen verständlich ist, entnimmt sie so viel, daß er nahe daran ist, so ziemlich das größte Problem zu lösen, das den menschlichen Verstand im Laufe seiner tausendjährigen Entwickelung in Verlegenheit gesetzt hat: er wird den Nachweis liefern, daß sämtliche Religionen, die jemals existiert haben und noch existieren — oder Mythologien, wie er sie nennt — menschliche Verderbnisse einer geoffenbarten göttlichen Wahrheit sind, die in der von ihm gepredigten Lehre der anglikanischen Kirche ihren vollkommensten Ausdruck erlangt hat. Also hinauf zum Urquell der Wahrheit will er, zu demselben Ziele, das ihr vorschwebt; und er weiß den Weg, der für sie in tiefstem Dunkel lag, er hat ihn erfolgreich, fast bis zum Ende durchmessen. Dorothea traut ihren Ohren nicht, wie eine Sonne steigt es über ihrer Zukunft auf, der Druck ist von ihrer Seele genommen; ihr ist, als würde sie, von aller Erdenschwere befreit, zum Äther emporgehoben: der Führer durch das Labyrinth des Lebens, nach welchem sie so lange geschmachtet, ist gefunden, ganz in der Nähe und erreichbar — der Mann, der sie über die Alltäglichkeit hinausheben könnte, aus Dunkel und Zweifeln emporführen auf die helle Zinne des göttlichsten Wissens und ihr das große Dasein bereiten, das ihr allein des Lebens wert scheint, wenn — —, ja, wenn er es nicht verschmähte, ihr Führer zu sein.

Der Tag dieses Gespräches mit Casaubon beginnt eine neue Epoche ihres Lebens; ihr Geist brütet darüber Tag und Nacht. — „Der Schlüssel zu allen Mythologien"! — o, wer nur als Handlanger die Steine zu diesem Bau zusammentragen, nur aus der Nähe sich an seinem Wachstum erfreuen dürfte! Wie stolz und glücklich wollte sie sein, als untergeordnetstes Werkzeug zu seiner Vollendung mitgewirkt zu haben! Den Baumeister aber schmückt sie mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens aus, welche die üppige Triebkraft einer jugendfrischen Phantasie nur zu erzeugen vermag; sie

findet in ihm jede höhere Eigenschaft, die sie — in ihn hineinlegt. „Alles, was er sagte, erschien ihr wie die Aufschrift eines Museums, das die Schätze vergangener Zeiten erschließen könnte". Ihr Vertrauen auf seinen unerschöpflichen geistigen Reichtum ist unbegrenzt. Und der alte Herr, der sich ohne eine Bemühung von seiner Seite, in offenbar selbstloser Weise von dem schönen Mädchen verehrt und bewundert sieht, gewinnt es über sich, gestützt auf die solide Erwägung, daß die kommenden Tage seiner Hinfälligkeit schwerlich der sorglichen weiblichen Hand werden entraten können, ihr seinen Antrag zu machen. — „Welch entzückendes Zusammenleben mit ihm!" ist der einzige Gedanke, der Dorotheens Herz erfüllt und ihr die Antwort diktiert.

Mr. Casaubon entledigt sich der Pflichten des verlobten Standes, die manches Ungewohnte für ihn mit sich bringen, mit Würde und mit jener wohlüberlegten, man könnte sagen, wissenschaftlichen „Korrektheit", die wie für sein Arbeiten so für sein ganzes Leben das leitende Prinzip, in diesem Falle aber ein leider schwächliches Surrogat ist für die Empfindungsfrische der Jugend, welche ohne logische Fertigkeit und Selbstunterricht in Liebessachen das Rechte zu finden weiß. Einige kleine Gegensätze lassen sich freilich auch in dieser Zeit geflissentlicher beiderseitiger Annäherung nicht vermeiden; es ist verstimmend für Dorothea, wenn sie ihrem Bräutigam ihre Pläne zum Bau gesunder, hübscher Arbeiterhäuser mit Begeisterung entwickelt, und dieser ihr als Antwort darauf einen Vortrag über die Wohnungen der alten Ägypter hält; wenn Mr. Casaubon auf ihren Spaziergängen statt der schönsten immer die kürzesten Wege wählt; wenn er über die Musik das summarische Urteil fällt, „er habe es nie als Genuß betrachten können, seine Ohren mit gemessenen Geräuschen peinigen zu lassen." Es ist eine Unannehmlichkeit, die mit Ruhe ertragen werden muß, daß ihre nächsten Angehörigen ihrem Glücke so geringe Teilnahme entgegenbringen; es fehlt

nen eben die geistige Tiefe, um es würdigen zu können. chwester Celia hat einen nicht zu verbergenden Widerwillen gen ihren Schwager; wenn Mr. Casaubon einen mit Pe- nterie gewürzten Scherz macht und sich freundlich blinzelnd ı ihr neigt, fährt sie entsetzt zurück, als ob dieser entfernte nlauf zur Zärtlichkeit eine intimere Berührung hätte zur olge haben können. — Celia ist ein thörichtes Kind. Mr. rooke spricht beständig im Tone des Mitleides zu ihr — er : ein wenig einfältig, der gute Onkel. Frau Pastor Cad- allader, die so gern die Wahrheit spricht, besonders wenn : unangenehm ist, betrachtet sie mit Blicken voll verhaltenen adels — natürlich, sie ist ärgerlich, daß die von ihr geplante eirat mit Sir James Chettam nicht hat gestiftet werden nnen. Und Sir James, der arme, eifersüchtige Sir James richt ihr sein Urteil in beharrlichem Stillschweigen aus, und ßt nicht ein einziges Mal sein „ganz recht", mit dem er lher alle ihre Worte und Handlungen überzeugungsfest be- eitete, hören. Hätte sie ahnen können, daß Sir James darum sonders diese Partie nicht begreifen konnte, weil Dorothea nen vollendet schönen Körper habe, während die Extremitäten s Mr. Casaubon seine äußerste Unfähigheit zur Muskel- twickelung und Fettbildung offenbarten, ihr Mitleid mit m hätte der gründlichsten Verachtung Platz gemacht. Die mliche Seite der Liebe war ihr bisher ebenso fremd ge- esen, wie die Liebe selbst. Gewiß, der „Schlüssel zu allen hythologien" hatte ihr Herz erschlossen; aber was darin war, ar nicht Liebe, sondern eine ihrem enthusiastischen Gemüte ntsprungene schwärmerische Verehrung.

Der Tag der Hochzeit kommt — die Kenntnis des grie- ischen Alphabets ist bereits erworben — nun kann, nun ird das große Leben, das Leben ohne Alltage, erfüllt von uter Festtagen geistiger Genüsse, beginnen! Nach Rom, dem bendigen Denkmal einer zweitausendjährigen Geschichte, chtet sich ihre Hochzeitsreise — ein würdiger Anfang! —

Weshalb aber hat Mr. Casaubon gewünscht, daß Celic
begleiten sollte — ein Ansinnen, das diese mit Entrüst
von sich gewiesen hat —? Weshalb hat er so große (
nach Rom zu kommen, da doch tausend Schönheiten
Sehenswürdigkeiten am Wege immerfort zum Verweilen
laden? — Nur zu bald soll Dorothea darüber aufgel
werden. Die Weisheit ihres gelehrten Gatten hat das
genehme mit dem Nützlichen verbinden wollen: für sie
Angenehme, für ihn das Nützliche; für sie die Hochzeitsr
für ihn die Studienreise. Ein mit geistigen Genüssen
schmücktes Liebesleben? — — Du lieber Himmel, wenn
Casaubon jemals dafür ein Organ in seinem Innern bes
hat, so ist es in den Jahrzehnten trocknen, kleinkrämeris
Sammelfleißes längst verschrumpft. Seine Geliebte ist
vatikanische Bibliothek, die ihm alle Kunstgenüsse Roms,
ganze Herrlichkeit des italienischen Himmels ersetzt; die
nur geringe Zeit für seine irdische Liebe gewährt. Ger
Zeit, aber immer doch Zeit; denn Dorothea ganz allein, (
Führung und Stütze unter der Masse von neuen Eindrü
zu lassen, wäre inkorrekt gehandelt, und Mr. Casaubon l
delt niemals inkorrekt. Ja, er widmet ihr einen Teil se
Zeit, die aber auch wiederum ausgenutzt werden muß; an
Tagen, die er von seinen Studien erübrigen kann, muß
gesehen werden; seine erklärenden Bemerkungen müssen
und gedrungen sein, damit der Aufenthalt an einem S
nicht zu lange währe; und zweimal denselben Gegenstand
besichtigen, wäre unthunlich.

Dorothea ist weder historisch noch künstlerisch für ei
Aufenthalt in Rom vorbereitet; unvermittelt sieht sie
plötzlich die beängstigende Masse von neuen, ungekannten,
erhörten Dingen gegenüber; fremd, interesselos irrt sie u
den tausend Sehenswürdigkeiten umher, wie ein Kind;
ein Kind empfindet sie die Summe all dieser neuen Eindrü
als einen schwerlastenden geistigen Druck. Aber immer n

besser, allein umherzuwandeln mit ihrem Murray in der Hand, als in Begleitung ihres Gatten; von diesen beiden Fremdenführern ist Murray der bei weitem verständigere, nachsichtigere: er gestattet wenigstens nachdenkendes Verweilen, er wiederholt ihr seine Aussprüche, so oft sie's wünscht; ihr Gatte kennt keine Rücksicht, keine Ruhe. In wilder Hast geht es den ganzen Tag hindurch fort auf der Hetze der Sehenswürdigkeiten; und seine zahlreichen gelehrten Bemerkungen hinterlassen ihr als einzige Frucht eine tötliche Abspannung. O diese Erklärungen, welche die Schönheit und Größe Roms ihr verdeutlichen sollen! — sie weiß nicht, weshalb sie sie nur mit einer Art von Schauder anhören kann. „Er hatte vielleicht die beste Absicht, in würdiger Weise seiner Pflicht zu genügen; aber doch nur seiner Pflicht zu genügen. Was ihrem Geiste neu war, war dem seinigen veraltet; und diejenige Denk- und Empfindungs-Fähigkeit, welche in ihm von dem allgemeinen menschlichen Leben überhaupt einmal angeregt worden war, war längst zu einer Art von vertrocknetem Präparat, von lebloser Wissens-Mumie zusammengeschrumpft."

Dieses Leben mit seiner dauernden Einsamkeit, die nur von einzelnen Tagen äußerster Unruhe und Ermüdung unterbrochen wird, wäre unerträglich, wenn sie nicht einen ihrem Alter und Entwickelungsstande angemessenen Genossen in Rom gefunden hätte: es ist Ladislaw, ein jüngerer, armer Vetter Casaubons, den dieser auf seine Kosten hat erziehen lassen, und der sich jetzt seiner künstlerischen Ausbildung wegen in Italien aufhält. Schön, lebenslustig und arbeitsscheu, ehrliebend bei allem Leichtsinn, lebhaft empfindend und unbesonnen handelnd, verleugnet er das polnische Blut nicht, das in seinen Adern fließt. Auf der bisher erfolglosen Suche nach einem Lebensberufe, der ihm behagen könnte, hat er neuerdings den nicht seltenen Irrtum begangen, künstlerische Empfänglichkeit für künstlerische Anlage zu nehmen; freilich erkennt er seine Irrtümer so schnell, wie er sie begeht, und das Resultat

seiner mannigfachen Bestrebungen ist immer wieder die Aussichtslosigkeit, eine solide Lebensstellung zu gewinnen. Am besten charakterisiert er sich selbst mit einem Ausspruche, der nur durch seine Ehrlichkeit einen günstigen Eindruck machen kann: „Ich würde niemals in irgend einer Beschäftigung Erfolg haben, bei der es auf tüchtige Plackerei ankäme. Wenn die Dinge nicht leicht mir zukommen, so erlange ich sie nie.“ Wir sehen, ein Mann, der sich schwerlich unsere Hochachtung, um so leichter aber unsere Liebe erwerben wird; der vollkommene Gegensatz zu Mr. Casaubon, der seine tiefinnere Abneigung gegen diesen oberflächlichen Sonntagsmenschen nur durch die Strenge seines Pflichtgefühls zu überwinden weiß, während Ladislaws Lachlust in Gegenwart seines Vetters nur durch seine Verehrung für Dorothea, ein wenig wohl auch durch die Empfindung einer widerwilligen Dankbarkeit in Schranken gehalten wird. Dorothea kann sich dem Zauber der geistigen Beweglichkeit, der feinen, anmutigen Form, der offenbar herzlichen, reinen Bewunderung, die ihr Ladislaw entgegenbringt, um so weniger entziehen, als das Schicksal sie gerade an einen Mann wie Casaubon geknüpft hat. Seine Besuche sind ihr der einzige Lichtblick in dem trostlosen Leben ihrer Flitterwochen; ihre Freundschaft zu ihm wird vielleicht noch weniger durch die vielfache Anregung und Belehrung, die sie gewinnt, als durch das erhebende Bewußtsein ihrer anerkannten moralischen Überlegenheit befestigt.

„Die arme Dorothea hatte vor ihrer Heirat in anderen Gemütern nicht viel Raum gefunden für das, was ihr Herz sich auszusprechen sehnte; und sie hatte von ihres Gatten höherer Geisteskultur nicht so viel Genuß, als sie erwartete. Wenn sie mit irgend welchem Eifer des Interesses zu Mr. Casaubon sprach, hörte er mit geduldiger Miene zu, als ob sie ihm ein Citat aus der ihm in seinen Jugendjahren vertrauten lateinischen Chrestomathie gegeben hätte, und er-

wähnte manchmal kurz, welche alten Sekten und Persönlichkeiten ähnliche Ideen vertreten hätten, als ob schon zuviel von dieser Sorte auf Lager wäre; dann wieder belehrte er sie, daß sie sich irrte, und bestätigte, was ihre Bemerkung in Frage gestellt hatte. Aber Will Ladislaw schien immer in ihren Worten mehr zu finden, als sie selbst hineinlegte. Dorothea besaß wenig Eitelkeit, aber sie hatte das starke Frauen-Bedürfnis in wohlthuender Weise zu herrschen, indem sie die Freude eines andern Herzens ausmachte." —

Die lebhaft pulsierende Empfindung des jungen Weibes verlangt nach Liebe und Zärtlichkeit; die würdigste Form, das korrekteste Handeln kann sie für diesen Mangel nicht entschädigen. In ihrer Hingebung „hätte sie die Schuhriemen ihres Gatten küssen können, wenn er sie zur Empfangsbescheinigung mit seiner unfehlbaren Angemessenheit nicht ein höchst liebevolles und echt weibliches Wesen genannt und nicht gleichzeitig durch das höfliche Heranziehen eines Stuhles angedeutet haben würde, daß ihm derartige Liebesbeweise etwas unfein und — beängstigend vorkämen."

Die Freundschaft Dorotheas zu seinem Antipoden kann Casaubon, so wenig er thut, um seiner Frau einen Ersatz dafür zu bieten, nicht gleichgültig auffassen; wenn er auch nicht so urteillos ist, Dorothea irgend eine ehrlose Handlungsweise zuzutrauen, so wird die Entfernung, welche das verschiedene Lebensalter zwischen sie gelegt hat, durch dieses Verhältnis mit den Jahren erweitert. Casaubon, unfähig wie er ist, seine Pflichten als Gatte eines jungen Weibes zu erfüllen, fühlt sich darum nicht weniger im Besitz von Rechten, die er geschädigt, verraten sieht durch ihre Freundschaft zu einem ihm verhaßten Manne. Zu diesem Stachel in seinem Herzen gesellt sich ein zweiter, noch schärferer; und wiederum ist es Ladislaw, welcher den Dorn pflanzt, an dem er sich verwundet. Die wissenschaftliche Bildung des letzteren ist nicht tief genug, um zu erkennen, daß das Ziel, welches Casaubon seiner

Lebensarbeit gesteckt hat, überhaupt nicht erreichbar ist; wohl aber tief genug, um über den Weg, den Casaubon eingeschlagen hat, ein Urteil zu haben. Er weiß, daß sein Vetter die älteren Werke über Mythologie mit großem Eifer studiert und exzerpiert hat, während er die neuesten, epochemachenden Erscheinungen aus sprachlicher Unkenntnis nicht verwerten kann und in nationaler Borniertheit entbehren zu können behauptet: die deutschen. Er weiß, daß Gedächtnis und Ameisenfleiß allein Pedanten machte, daß Mr. Casaubon zum großen Gelehrten die Gesichtsweite, das Organisations-Talent und die umfassende Urteilskraft fehlt; und er kann es nicht über sich gewinnen, Dorothea über die verkehrten Bestrebungen ihres Gatten nicht wenigstens eine Andeutung zu machen. Diese genügt, um in die Seele der verstimmten, enttäuschten Frau den Zweifel an der geistigen Bedeutung ihres Mannes zu pflanzen. Wenn es wahr wäre, wenn die Arbeit seines ganzen Lebens eine verfehlte sein sollte, so wäre es Pflicht, ihm darüber die Augen zu öffnen; schon das Mitleid drängt sie zu der Frage, ob er nicht endlich die Resultate seiner langjährigen Studien der Öffentlichkeit übergeben wolle. Die fassungslose Leidenschaft, in der der sonst so würdevolle „angemessene" Mann aufbraust, zeigt ihr, daß sie nie wieder eine ähnliche Frage thun darf; daß sie das harte, selbstbereitete Schicksal ihres Gatten mit ihm tragen muß, wenn — sie sich nicht getäuscht hat. Casaubon empfindet den Zweifel Dorotheas als eine Art von Verrat — um so mehr, als er selbst ohne lebendige Hoffnung in bezug auf die Lösung seiner Aufgabe ist; er vergißt ihn niemals; sein Mißtrauen wächst mit der eigenen Unsicherheit; und zu seinem Unglück ist er eine von jenen Naturen, die nicht durch offene, energische Reaktion zum Vergeben und Vergessen von Kränkungen gelangen können, sondern stillschweigend die Erinnerung daran für alle Zeit ihrem Gedächtnisse einverleiben, um andere dauernd darunter leiden zu lassen, noch mehr aber selbst zu leiden. —

)ie Pflichten ihres ehelichen Standes, welche Dorothea
Erwartung so groß erschienen waren, waren vor ihren
: in Rom trostlos zusammengeschrumpft. „Die hellen
, wo sie in voller Seelengemeinschaft zu wandeln gehofft
waren selbst für ihre Einbildungskraft schwer erkennbar
den. Das köstliche Ruhen der Seele auf einem voll-
:n überlegenen Manne war aufgerüttelt worden zu un-
:m Streben, erschreckt durch dunkle Ahnungen. Wann
n die Tage jener thatkräftigen Hingebung für die Frau
:n, einer Hingebung, die ihres Gatten Leben kräftigen,
jenes erheben sollten?" Niemals — das erkennt sie mit
Deutlichkeit, als sie in das Haus ihres Gatten nach
! zurückkehrt. Mr. Casaubon ist hier, wo ihn keine aus-
jen Verpflichtungen vom ehelichen Leben abziehen, kein
:r als in Rom. Er ahnt nichts von dem lebhaften,
Nahrung lechzenden Geistesleben seines Weibes, von den
Hoffnungen, die sich an seine Person für sie knüpfen.
des Brotes reicht er ihr Steine: er lehrt sie die grie-
n Buchstaben erkennen, damit sie ihm vorlesen und ab-
:en könne — was sie nicht versteht. Und er hat weder
t noch geistige Unbefangenheit genug, um die Stärke
Aufopferung zu würdigen; zu erkennen, welche Ungeduld
:rmüdung sie stündlich zu überwinden hat, um so unbe-
:d zu sein, wie er sie haben will; was es sie kosten muß,
besten Teil ihrer Seele einzukerkern, um ihr nur ver-
:e Besuche abzustatten". „Die Ehe hatte ihr keine
ge, pflichtbewußte Thätigkeit gebracht; sie hatte ihr nicht
:ückende Muße genommen, unter der sie als Mädchen
n — sie hatte diese Muße nicht einmal mit sinnender
e über uneingeschränkte Zärtlichkeit erfüllt. Ihre
:de Jugend stand da in einer moralischen Gefangenschaft,
in eins zusammenfloß mit der kalten, farblosen, be-
Landschaft, mit dem verschrumpften Hausgerät, den
fenen Büchern und dem geisterhaften Verweilen in einer

bleichen, phantastischen Welt, welche vor dem Tageslicht in nichts zu zerfließen schien".

Nun kehrt Ladislaw aus Italien zurück. Unter dem sittlich kräftigenden Einfluß der Freundschaft Dorotheas hat er den ersten männlichen Entschluß in seinem Leben gefaßt: er hat es abgelehnt, noch weiter der Güte seines Vetters seinen Lebensunterhalt zu verdanken, er will selbst sein Brot verdienen als Journalist in Middlemarch. Mr. Casaubon findet, daß ein derartiger Beruf mit der Würde und Ehre seiner Familie nicht in Einklang zu bringen sei, und hebt jede Gemeinschaft zwischen ihnen auf. Ein neuer Schlag für Dorothea, die nach nichts mehr verlangt als nach lebensvollen Menschen, die ihr teuer sein, und denen sie teuer sein kann. „Und nun ist sie bestimmt, in einem geistigen Grabe zu leben, bei dem Getriebe einer geisterhaften Arbeit, die nie das Licht des Tages sehen wird. Sie hat an der Thür des Grabes gestanden und gesehen, wie Ladislaw in die ferne Welt warmer Thätigkeit und warmen Zusammenlebens zurückweicht". — Die Geschichte ihres Ehelebens läßt sich in eine Frage und Antwort zusammenpressen: „Was soll ich thun?" — „Was du willst, mein liebes Kind" — mit einer Apposition von selbstverständlichem Sinne: „wenn nicht vorlesen und abschreiben". — Pflichtgefühl und Mitleid sind zuletzt die einzigen Bande, welche sie an ihren Gatten knüpfen — und auch sie werden endlich gelöst durch den frühe, aber rechtzeitig eintretenden Tod desselben.

Der arme Casaubon geht mit einem falschen Schritte aus dem Leben. Dorotheas Freundschaft mit Ladislaw ist einer der beiden Würmer gewesen, die ihm am Herzen genagt haben: in dem jungen, schönen, gewandten, oberflächlichen Vetter findet er alle jene Eigenschaften, deren Abwesenheit er zornig bei sich empfindet, vereinigt, um ein Weib zu bezaubern. Sein argwöhnisches Schwächegefühl setzt ohne weiteres stärkere Empfindungen in dem Herzen Dorotheas voraus als bloße

reundschaft: er will ihrer Vereinigung mit dem verhaßten
anne einen Riegel vorschieben und verhindern, daß dieser
den gleichzeitigen Besitz seines nicht unbedeutenden Ver-
ögens komme. Daher setzt er Dorathea zur Universalerbin
n unter der Bedingung, daß sie Ladislaw nicht die
and reiche. Die Folge davon ist, daß Dorothea, wenn
ch errötend und entrüstet, thatsächlich zum ersten Mal sich
nsthaft in ein intimeres Verhältnis mit Ladislaw hinein
mkt; daß ihr Andenken an ihren Gatten jeder pietätvollen
mpfindung bar wird; daß sie sich zu Ladislaw, als den ge-
einsam und ebenso schuldlos mit ihr Kompromittierten, hin-
zogen fühlt; daß die von Casaubon auf ihre eheliche Liebe
setzte Geld-Prämie ihren Stolz empört, ihren Widerstand
izt — kurz, daß sie Ladislaw, mit freudigem Verzicht auf
asaubons Schätze, heiratet.

Mit dieser Verbindung hat Dorothea gewiß nicht ihr
bensideal, das höchste Los, das sie ihren Gaben nach
itte erfüllen können, erreicht; aber eins ihrer tiefinnersten
edürfnisse ist befriedigt: sie hat Liebe, bewundernd zu
r aufschauende Liebe gefunden; ein Plätzchen, wo sie ihr
bevolles Regiment führen kann; die Möglichkeit, Segen und
hebung zu verbreiten, nicht auf eine große Umgebung, auf
i Volk, wie sie die Kraft dazu in sich fühlt, sondern auf
nen Mann und seine und ihre Kinder, die das innere Glück,
s sie ihnen gegeben, in die Welt hinaustragen und fort-
anzen werden. So wird ihr Andenken, wenn ihr Namen
ngst vergessen ist, noch gefeiert werden durch gute Thaten
htiger Menschen. „Ihre reiche Natur ergoß sich in Kanäle,
lche keinen großen Namen auf Erden führen. Aber die
irkung ihres Wesens auf die ihr Nahestehenden war von
berechenbarer Breite: Denn das werdende Gute der Welt
zum Teil abhängig von nicht geschichtlichen Handlungen;
d daß es mit uns nicht so schlecht steht, wie es stehen
nte, verdanken wir zur Hälfte jener Schar von Menschen,

welche mit treuer Hingabe ein verborgenes Leben führten und in unbesuchten Gräbern ruhen". —

„Ein vortrefflicher Roman", wird der Leser, der ihn nur aus der vorausgehenden Schilderung kennt, sagen, „in dem die psychologisch gestaltende Kraft einer Herzenskündigerin wie G. Eliot wieder ihre höchsten Triumphe gefeiert haben wird. Aber was hat er mit „Middlemarch" zu thun? woher dieser Titel? Er sollte „Dorothea Brooke" heißen". — Ganz recht und natürlich! der Leser weiß eben nicht, daß „Middlemarch" nicht ein Roman, sondern eine Verquickung von vier Romanen ist, mit denselben Ansprüchen an unsere ästhetische Geduld, wie die von Eliot mit Recht so getadelten welthistorischen Gemälde Kaulbachs, die das Unmögliche von uns verlangen, einer Unzahl von Personen ohne innere Zusammengehörigkeit, einer Reihe von unzusammenhängenden, gleichzeitigen und successiven Ereignissen, auf einer Bildfläche vereinigt, das gleiche und ein einheitliches künstlerisches Interesse entgegenzubringen. Es ist vergebliche Mühe, nach dem Helden in diesem Romane zu suchen. Der Held ist, wollten wir ihm durchaus einen Namen geben, das Städtchen Middlemarch, verkörpert durch seine hervorragendsten Bewohner. Da aber jedes Städtchen seine Umgegend hat, von der es sich nicht hermetisch abschließen kann, so ist, was wir bisher betrachtet haben, derjenige Roman, welcher die Umgegend in ihren Hauptvertretern schildert. Nunmehr können wir durchs Stadtthor treten.

Indessen — der Leser soll nicht verzweifeln bei der Lektüre dieser kritischen Betrachtung, wie bei der des Romans, als Masse betrachtet. Er fürchte nicht, daß wir die übrigen drei Romane mit derselben Ausführlichkeit behandeln werden wie das Leben „Dorothea Brookes", das die Dichterin mit der größten seelischen Vertiefung gezeichnet hat, und das auch, wie wir sehen werden, der eigentliche Kern der Komposition ist,

um den sich die zu selbständigen Organismen erwachsenen Anhängsel nach und nach agglomeriert haben. Wir wollen nur kurz unsere Berechtigung darthun, von vier Romanen zu sprechen.

Da ist zunächst der Pendant-Roman „Lydgate". Dorothea ist ein weiblicher Faust: sie gewinnt nach so viel himmelstürmenden Plänen, nach so viel überschwänglichen Träumen dem Meere des Lebens ein bescheidenes Stückchen Land ab, das sie froh ist kulturfähig zu machen. Auch Lydgate muß der Bethätigung seiner ganzen Kraft, seinem wissenschaftlichen Ideal entsagen, und sich begnügen, als fleißiger Handwerker in seinem Berufe dasjenige Geld zu erwerben, welches ein oberflächliches Weib zur Befriedigung ihrer Luxus-Gelüste braucht. Vorzüglich beanlagt, vorzüglich (in Paris) vorgebildet für den ärztlichen Beruf, läßt er sich nicht in London, sondern in Middlemarch nieder, um frei von den Sorgen und Aufregungen, welche der Existenzkampf in großen Städten mit sich zu bringen pflegt, unbehindert von den Einflüssen der gelehrten Koterien der Metropole, seine begonnenen Forschungen in aller Ruhe und Energie fortsetzen und schließlich als Entdecker epochemachender Wahrheiten vor die Welt treten zu können. Fest entschlossen, sein Leben nach einem wohlüberlegten Programm einzurichten, und überzeugt, daß eine frühe Heirat seinem Streben hinderlich sein würde, läßt er sich von den äußerlichen Reizen der schönen Rosamond Vincy ködern, die nach dem Urteil ihrer Lehrerinnen in allen den hohen Errungenschaften einer englischen Pensionats-Erziehung als Muster gelten darf. Ihr schöner Körper schließt einen nüchternen, unfruchtbaren Geist und kein Herz in sich; sie ist die denkbar unpassendste Gefährtin ihres idealistisch gerichteten Mannes, für dessen wissenschaftliche Bedeutung sie kein anderes Kriterium als die Höhe seiner jährlichen Einkünfte kennt. Eine harte Strafe für den selbstgewissen Hochmut, mit welchem er auf das umgebende Menschengewürm hinabgeblickt hat, von

dem er nun selbst ein Spezimen an seinem Busen hegen muß. Der in Wahrheit lebensunerfahrene Lydgate hat sich nicht klar gemacht, daß zur Gründung und Behauptung einer soliden Existenz auch in einer kleinen Stadt Weltklugheit erforderlich ist. Durch die moderne Art seiner Kuren, und besonders durch seinen Abscheu vor dem herrschenden Charlatanismus in der Verwendung ebenso kostspieliger wie wirkungsloser Arzneien verfeindet er sich seine Kollegen und raubt den Spießbürgern das Vertrauen in seine Geschicklichkeit; sein Zusammenwirken mit einem allgemein unbeliebten und, wie sich schließlich herausstellt, anrüchigen Manne bringt ihn in den schlimmsten Verdacht. Der Gram über sein eheliches Verhältnis frißt ihm am Herzen und unterbindet seine geistigen Kräfte; sein materieller Ruin beugt ihn vollends unter die Herrschaft einer Frau, die bei aller ihrer Beschränktheit auf geraden oder krummen Wegen ihren Willen rücksichtslos durchzusetzen weiß, und macht ihn zum Handwerker.

Als George Eliot bald nach dem Erscheinen von „Middlemarch" eine Gesellschaft besuchte, fielen zwei Damen über sie her, die eine mit der Frage, wie sie Dorothea einen Menschen wie Casaubon hätte heiraten lassen können; die andere, welche diese Verbindung wohl erklärlich fand, konnte nicht begreifen, wie eine Dorothea einen Menschen wie Ladislaw hätte heiraten können. Wir brauchen auch das letztere Verhältnis nicht für unwahrscheinlich zu halten; aber wir dürfen uns wohl ein wenig wundern, daß die Dichterin zwei einander so verwandte Naturen, wie Dorothea Brooke und Lydgate sind, sich so nahe bringt und doch nicht vereinigt. Als Lydgate durch das offen bezeugte Vertrauen Dorotheas in den Augen der Welt moralisch gereinigt und finanziell gerettet wird, denkt er beim Wegreiten: „Dieses junge Geschöpf hat ein Herz groß genug für die Jungfrau Maria. Sie denkt offenbar nicht im entferntesten an ihre eigene Zukunft, und würde ihr halbes Einkommen auf einmal weggeben, als ob sie nichts für sich

uchte, als einen Stuhl zum Sitzen, von dem sie mit jenen
ren Augen hinunterblicken könnte auf die armen Sterblichen,
zu ihr beten. — *Ihre Liebe könnte einem Manne*
hr helfen als ihr Geld." Und um die Zeit, wo sich
se Worte dem Herzen Lydgates entringen, hat er für die
uer seines oder Rosamonds Leben auf jedes eheliche Glück
zichtet; Rosamond haßt beinahe ihren Gatten und ist ab-
wichen auf einen Weg, der zur Trennung oder Untreue führt;
ch einen Schritt weiter bis zu der *ausgesprochenen* Er-
ntnis, daß ihr ferneres Zusammenleben die sichere Gewähr
es beiderseitigen Unglückes in sich hält — und die un-
rmonischen Verhältnisse lösen sich, um sich angemessener
eder zu schließen. Rosamond ist für Ladislaw gut genug;
r leidenschaftliche, rücksichtslose Pole wird sie besser beherrschen,
s der generöse Lydgate, der lieber nachgiebt, als sich von
rhaßtem, kleinlichem Zwist aufreiben zu lassen. Und dieser
nn nicht anders wählen als Dorothea. Damit wäre eine
rtreffliche Lösung der Konflikte und, was wichtiger, die kom-
sitionelle Vereinigung zweier nur ganz äußerlich durch zeit-
he und örtliche Nähe verknüpften Handlungen in *einen*
oman erreicht worden: jetzt stehen die Romane „Dorothea
rooke" und „Lydgate" nur insofern in Verbindung, als der
ztere der Arzt Casaubons, und Ladislaw Hausfreund bei
ydgate ist. — Statt dieses Arrangements schickt die Dichterin
orothea selbst zu Rosamond und läßt sie in einer freilich
undervoll gearbeiteten Szene auf den rechten Weg zurück-
hren. — Was sollen wir mit der Dichterin rechten? Sie
t es eben nicht so gewollt, sie hat das Elend kleinstädtischen,
ummauerten" Lebens schildern wollen, in dem geistige Größe
inen Boden zum Wurzeln, keine Luft zum Emporwachsen
ndet, von Unkraut und Zierpflanzen überwuchert wird und
rdorrt. Sie hat das tragische Lebenslos impulsiver und
ealistischer Naturen schildern wollen, die, wie die praktische
eine Celia so treffend von ihrer Schwester sagt, „do not see

things (die Dinge nicht sehen, wie sie sind)" und mit all der unerbittlichen Konsequenz der Eliotschen Lebensanschauung nun einmal ernten müssen, was sie selbst für sich gesäet haben. Auf eine vollendete künstlerische Komposition aber hat sie offenbar nicht das geringste Gewicht gelegt; sonst hätte sie dieses vierköpfige Ungeheuer von einer Dichtung nicht schaffen können.

Der dritte Kopf heißt „Bulstrode", der Schurke, der Heuchler, der mit seiner Frömmigkeit, seiner Respektabilität und seinem unehrlich erworbenen Gelde lange Zeit Middlemarch beherrscht, schließlich aber von dem jämmerlichsten der Sterblichen, seinem im Trunke verkommenen Helfershelfer Raffles, von dem usurpierten Throne der Sittlichkeit schmählich gestürzt wird. — Der vierte ist Fred Vincy, ein liebenswürdiger und gescheidter, aber sehr leichtsinniger und energieloser Junge, der von dem Mädchen seines Herzens, der bei aller Lebensfrische verständigen Mary Garth, in eine scharfe Kur genommen wird. Sie gewöhnt ihm ab, das Geld auszugeben, welches sein Vater nicht hat, und das er von Mr. Featherstone auch nicht erbt, lehrt ihn arbeiten und macht ihn zu dem soliden Staatsbürger, dem allein sie es über sich gewinnen kann ihre Hand zu reichen. — Beide Geschichten haben mit dem Roman „Dorothea Brooke" absolut nichts zu schaffen. Unter einander, sowie mit der Lydgate-Erzählung, sind sie nur durch die Verwandtschaft der Mitspielenden verknüpft: Fred Vincy ist der Neffe Bulstrodes, welcher seinerseits des alten Vincys Schwester zur Frau hat; und Lydgate ist der Gatte der Rosamond Vincy. Am nächsten hängen von den vier Romanen „Lydgate" und „Bulstrode" zusammen, insofern der letztere als Gönner Lydgates einen bedeutsamen Einfluß auf dessen Schicksal ausübt.

Welche Schwierigkeit aber wird dem Leser bereitet in seinem natürlichen Verlangen, überall klar zu sehen und die Beziehungen der zahlreichen Akteure unter einander zu kennen.

Von vornherein ist das ganz unmöglich: über eine Reihe von Fragen, die sich gleich im Beginne uns aufdrängen — was für eine Veranlassung hat Casaubon, die Unterstützung eines so entfernten Verwandten wie Ladislaw als eine Pflicht zu betrachten? wie kommt Fred Vincy dazu, sich als der mutmaßliche Universalerbe Featherstones zu fühlen? welchen Beruf hat Bulstrode, sich in die Angelegenheiten Fred Vincys zu mischen? in welchem Verhältnis stehen die Familien Vincy und Garth? was hat Rigg einerseits mit Featherstone, andererseits mit Raffles zu thun? — über all diese Fragen und einige mehr müssen wir uns in Geduld fassen, bis das rätselhafte Wirrnis dieser mannigfachen Interessen sich allmählich unserem aufs äußerste angespannten Kombinationsvermögen enthüllt. Aber das Rätselraten geht fort bis zum Schlusse. Wie kommt Bulstrode z. B. dazu, gleich Casaubon, eine pekuniäre Verpflichtung Ladislaw gegenüber zu empfinden? wie steht Ladislaw zwischen Casaubon und Bulstrode? Ich habe den Rechtsfall wirklich studiert, kann aber nicht verbürgen, daß ich die Anrechte Ladislaws an das Vermögen beider richtig herausgefunden habe. Wie bei Kronprätendenten muß man auf die Vorfahren zurückgehen: Ein schönes Mädchen aus guter Familie, die Tante oder Großtante Casaubons — das weiß ich wirklich nicht — ging mit dem Großvater Ladislaws, einem polnischen Flüchtling, eine Mesalliance ein, infolge deren sie von ihrer Familie verstoßen wurde. Sie „verdarben, starben" bald und hinterließen einen Sohn, den Vater Ladislaws. Dieser lernte ein liebenswürdiges Mädchen aus reicher, aber zweideutiger Familie kennen — ihr Vater war Pfandverleiher und Halsabschneider — und heiratete sie, nachdem sie sich auf seine Veranlassung von ihrer Familie losgesagt hatte. Bei ihrem Vater war der junge Bulstrode in der Lehre und erheiratete nach dessen Tode mit einer alten Frau sein Geschäft. Nach ihrem Ableben sollte ihr großes Vermögen an die mit Ladislaws Vater entflohene Tochter

fallen, falls sie oder Nachkommen von ihr aufzufinden wären. Bulstrode wußte, daß sie lebte, und zwar in äußerst traurigen Verhältnissen; auch sein Kumpan Raffles wußte es. Bulstrode erkaufte dessen Schweigen; verschwand aus London mit dem Vermögen seiner Stieftochter, tauchte in Middlemarch als Bankier auf und wurde durch seine Heirat mit der Schwester des älteren Vincy ein angesehener Mann. Ladislaw, der Sohn seiner Stieftochter, ist also von rechtswegen der Besitzer des Vermögens, das er nach Middlemarch brachte.

Die Art, wie uns die Dichterin mit ihrem zahlreichen Personal bekannt macht, ist aufs höchste ermüdend. Im 10. Kapitel des ersten Buches sehen wir die Heroen von Middlemarch und Umgegend in einer Gesellschaft bei Mr. Brooke in Tipton alle vereinigt; aber es ist so, als ob wir in einer fremden Stadt in den ersten Tagen unseres Dortseins eine Gesellschaft mitmachten; wir hören viele Menschen sprechen und sprechen mit vielen; grüßen sie uns am andern Morgen auf der Straße, so kennen wir sie nicht, erinnern uns nicht einmal an ihren Namen. Hier war es offenbar Pflicht der Dichterin, das Leben zu korrigieren und uns die Haupthandelnden in charakteristischen, auf die zukünftige Gestaltung der Verhältnisse hinzielenden Reden vorzuführen; es hätte eine ihrer berühmtesten Szenen werden können, wenn wir an eine frühere wahrhaft imposante dichterische Leistung, die erste Familiengesellschaft in der „Mühle am Floß", denken. Nur von dem neuen Arzte Lydgate wird viel gesprochen, er selbst beobachtet die größte Reserve uns gegenüber. Im 11. Kapitel erhalten wir ex abrupto zunächst Aufklärung über Lydgates Stellung zu gewissen Middlemarchern. Dann treten wir in das Haus eines der Festteilnehmer, Vincy, und hören wieder über jenen und andere Unbekannte, Featherstone, Mary Garth, sprechen. Das 12. Kapitel führt uns hinaus nach Stone Court zu Featherstone, der einen zahlreichen Verwandtenkreis zu haben scheint. Im 13. befinden wir uns im Bureau des

Mr. Bulstrode, im 14. bei Featherstone, im 16. auf einer Gesellschaft bei Vincy (Lydgate — Rosamond), im 17. im Hause des Pastors Farebrother, im 18. lernen wir die ärztlichen Kollegen Lydgates kennen; das 19. versetzt uns nach Rom zu Dorothea und Mr. Casaubon. Mitten hinein und zugleich aus jedem Kontext heraus fällt das Intermezzo des 15. Kapitels, das uns mit dem Vorleben Lydgates aufs genaueste bekannt macht — ein Stück Historie in der Dichtung, eingeleitet mit den naiven Worten: „Jetzt muß ich Lydgate bekannt machen jedem, der sich für ihn interessiert" — wer könnte das? — „und zwar besser, als er bisher von irgend einem Middlemarcher gekannt wird." — Besten Dank für die vertrauliche Mitteilung; aber interessanter wäre er uns geworden durch die Darstellung seiner Handlungen, als durch den eingehendsten objektiven Bericht über seinen Entwickelungsgang, über welchen wir sehr bequem in seinen Gesprächen mit Farebrother und Rosamond hätten aufgeklärt werden können. Und in dieser poetischen Ratlosigkeit ihrem unhandlichen, gestaltlosen Stoffe gegenüber befindet sich die Dichterin alle 4 Bände hindurch: wir wissen keinen Grund, weshalb wir immerfort von einem Lokal ins andere gehetzt werden, auch die Dichterin weiß keinen, sie ruft uns nur zu: „So folgt mir doch, ich möchte es nun einmal so haben!" — und wir gutmütigen Leser gehen mit zu den anderen Hauptpersonen der Erzählung, die uns noch nicht bekannt sind, den Chettams, Garths, Cadwalladers, zu den Nebenpersonen jedes Standes und Alters in Middlemarch und Umgegend, und wenn wir uns nicht oft und lange ausruhten, würden wir nach dem zehnten Teile unseres Zickzackweges vor Müdigkeit umsinken.

Spielhagen findet in seiner strengen, aber gerechten Kritik die unendliche Fülle von Figuren, wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch zu entschuldigen durch die „echt epische Lust am Fabulieren", und — so möchte ich hinzufügen — durch die allgemein verbreitete, eigensinnige Abneigung der englischen

Epiker, die strengen Gesetze auch dieser Kunst anzuerkennen. „Eine Sünde gegen den heiligen Geist der Kunst" aber findet er in dem massenhaften Gebrauch unpoetischer, prosaischer Mittel, den sich George Eliot in „Middlemarch" erlaubt hat. In keinem ihrer Romane hat sie zwar diese prosaischen Mittel verschmäht, aber es ist wahr, daß sie in diesem überhand nehmen. Es ist eine der schwersten Unerträglichkeiten, welche die Lektüre dieses Werkes uns auferlegt, daß wir immer und immer wieder Beschreibungen und psychologische Essays zu lesen bekommen, wo wir ein Recht haben, lebendige Handlung in Rede und That vor unseren Augen fortschreiten zu sehen. Die Verfasserin erzählt uns z. B., daß die Freude Dorotheas und Ladislaws am gegenseitigen Gedankenaustausch durch die Testaments-Klausel des Mr. Casaubon thatsächlich zerstört, weil zu einer Schuld gemacht wurde. Wir haben leider wenig von dieser Freude erfahren; wenn sie nicht mehr und intimer mit einander verkehrt haben, als es die Dichterin wirklich geschehen läßt, dann muß Mr. Casaubon als ein vor Eifersucht Wahnsinniger erscheinen. Ihre Gespräche sind so sporadisch, daß wir die Liebe zwischen ihnen sich nicht entwickeln sehen — was wir sollten — sondern nur den Bericht von ihrem thatsächlichen Vorhandensein aus dem Munde der Dichterin vernehmen. Und das ist nicht etwa ausnahmsweise weniger gewissenhafte Arbeit, es ist einfach die Schuld der unkünstlerischen Komposition: Hätte George Eliot einen einzelnen Roman „Dorothea Brooke" geschrieben, so würde die Frage: „Wie konnte eine Dorothea einen Ladislaw heiraten?" sicherlich unmöglich gemacht worden sein; in dem Massen-Roman „Middlemarch" war offenbar kein Raum vorhanden für die Darstellung eines so langsamen, allmählichen Werdens, als welches die Entstehung einer so ungewöhnlichen Neigung zweifellos gedacht werden muß.

So wirkt die Komposition in manchen Beziehungen nachteilig auf die Charakteristik ein. Freilich müssen wir uns wohl hüten, nach dieser Richtung so weit zu gehen wie

Brunetière,[71]) welcher in den Figuren von „Middlemarch“ durchweg eine Abnahme der Gestaltungskraft der Dichterin bemerken will. Ganz im Gegenteil vielmehr: wenn wir Grade in dieser Kraft bei George Eliot annehmen dürfen, so zeigt ein Vergleich mit den ersten ländlichen Romanen, in denen nur Charaktere und Zustände geschildert werden, unter denen die Dichterin aufgewachsen und vollkommen zu Hause ist, sie gerade in „Middlemarch“ auf der Höhe ihrer Kunst. Welche unendliche Mannigfaltigkeit von Menschen, und doch alle keine Schemen, sondern Geschöpfe von Fleisch und Blut! Etwas Großartigeres auf dem Gebiete lebenswahrer Charakteristik, als die Figuren des Pedanten Casaubon und des Heuchlers Bulstrode, wird die Kunst, welche auf der allertiefsten Menschenkenntnis im Bunde mit genialer Divinationsgabe beruht, niemals leisten. Welche vollendete Zeichnung derjenigen Charaktere, welche vor den Blicken gewöhnlicher Menschen offener daliegen als jene: Dorotheas, Lydgates, Rosamonds, des Mr. Vincy, des Mr. Brooke, Featherstones, Farebrothers, Caleb Garths, Marys und Freds! Und welche Menge von wahrhaft entzückenden Feinheiten im einzelnen: Featherstones Tod; Mr. Brookes Wahlrede; Dorotheas und Rosamonds Gespräch über eheliche Treue; die bei ihrer Herzenshärtigkeit kaum wahrnehmbare, aber doch wirklich vorhandene Wirkung desselben auf die letztere; die letzte Unterredung zwischen Dorothea und Lydgate, aus denen die ganze Größe seines ehelichen Unglückes deutlich hervorgeht, ohne daß irgend eine Anklage, ja auch nur ein illoyales Wort mit Bezug auf Rosamond ausgesprochen wird — und viele andere mehr.

Nein — eher als ein Zuwenig wäre ein Zuviel auch auf diesem Gebiete zu tadeln. Hier, wie überall in George Eliots Dichtungen, werden uns eine Reihe von nichtsbedeutenden Nebenfiguren in viel zu breiter Zeichnung vorgeführt. Um zu erfahren, wie Fred bei dem Verkaufe eines Pferdes ein schlechtes Geschäft macht, müssen wir widerstrebend die genaueste

Bekanntschaft mit einem Roßtäuscher und einem Sportsman machen. Und solche Fälle sind nicht selten.

Nein — das ist es gerade, was uns über das Ungeheuerliche der Komposition, über ihre drückenden Längen befreiend hinweghebt, daß wir überall unter dem Eindruck einer genialen Kraft stehen, einer Schaffenskraft so unerschöpflich üppig, wie sie nur das gottähnliche Attribut der größten Dichter ist. Mag man noch so viel im Einzelnen auszusetzen haben, für das Ganze muß doch das Urteil Spielhagens Geltung haben: er nennt „Middlemarch" „eine reiche, herrliche Fundgrube echtester epischer Poesie, die einzelnen Romane, aus denen das Buch besteht, jeden für sich Meisterwerke, die man kaum hoch genug bewundern und preisen kann, jeden dazu angethan, den Ruhm eines Dichters zu begründen". „Middlemarch" wird dastehen unter den Romanen als eine Art von Kolossalbau, als ein unvergängliches, merkwürdig großartiges Denkmal einer durch die Form nicht gebändigten gewaltigen Dichterkraft.

Bei der Betrachtung der Geschichte von „Middlemarch", wie sie uns die Briefe und Tagebücher George Eliots bieten, erhalten wir die interessantesten Aufschlüsse über die Umstände, welche für die Komposition der Dichtung verhängnisvoll wurden.

Am 19. Juli 1869, so erfahren wir aus ihrem Tagebuche, schrieb sie die Einleitung zu einem im Beginn des Jahres konzipierten Romane „Middlemarch". Im Anfange des nächsten Monats, nachdem sie in der Zwischenzeit über die Charaktere nachgedacht hat, beginnt sie das erste Kapitel vom „Vincy- und Featherstone-Teile" — der Roman, dessen Druck nach zwei Jahren begonnen wurde, behandelt vom 1. bis zum 10. Kapitel die Geschichte von Dorothea Brooke und Mr. Casaubon —; am 1. September steht sie im Anfange des 3. Kapitels mit schweren Bedenken über die Fortsetzung der Ge-

schichte; dann folgen eingehende medizinische Studien in Verbindung mit ihrer Arbeit! Das heißt doch wohl, daß ein neues Element zu ihrem Roman hinzugekommen ist, zu der Vincy-Featherstone- und Bulstrode (?)-Geschichte die Lydgate-Geschichte. Am 21. September erklärt sie sich mit ihrem Roman „in Stich geraten" und beginnt eine neue Dichtung — „Jubal". — Man beachte, daß bisher kein Wort von der Heldin des uns vorliegenden Romans, Dorothea, gesagt worden ist. —

Im Mai 1870 wird sie mit „Jubal" fertig. Dann greift sie wieder zu ihrem begonnenen Romane, vergeblich, die Arbeit will nicht von der Hand gehen: „Ich bin matt, und mein Roman liegt auch danieder" (20. Mai 1870). Es folgen verschiedene kleine Reisen nach Oxford und zu verschiedenen Badeplätzen Yorkshires, letztere unternommen zur Stärkung der Gesundheit ihres Gatten, auf deren letzter sie wiederum eine neue Dichtung, „Armgart", in Angriff nimmt, die sie vom 4. August bis zum 27. Oktober vollendet.

Am 2. Dezember 1870 lesen wir von einem neuen Romane, der ihr aufgegangen ist — also die 3. Dichtung seit der Verzweiflung an „Middlemarch" — eine höchst interessante Stelle: „Ich experimentiere jetzt mit einer Erzählung („Miß Brooke"), welche ich begonnen habe ohne irgend welche ernste Absicht, sie gehörig auszuführen. Es ist ein Gegenstand, welcher unter meinen möglichen Stoffen schon verzeichnet stand, als ich zuerst poetisch zu produzieren begann, aber in der Entwickelung wahrscheinlich neue Formen annehmen wird. Ich bin heute bei Seite 44." — Und dazu die folgende vom 31. Dezember: „Ich habe nur 100 Seiten — gute Druckseiten — von einer Erzählung geschrieben, welche ich Anfang November in Angriff genommen habe, und jetzt „Miß Brooke" zu nennen beabsichtige." — 19. März 1871: „Ich habe etwa 236 Seiten (Druck) von meinem Roman geschrieben, den ich zum nächsten November vom Halse haben

möchte. Meine Furcht ist jetzt nur, daß ich zu viel Stoff habe."

Und nun endlich, am 15. Juli 1871, zurück zu „Middlemarch", das nahezu 2 Jahre geruht hat und an dem sie jetzt wieder fleißig arbeitet. Noch in demselben Monate schickt sie an Blackwood ein Manuskript — wie umfangreich, ist nicht gesagt — das er ihr mit dem Rate, zu kürzen, zurücksendet. „Ich begreife nicht," schreibt sie ihm zurück, „was ich auslassen soll, da doch hoffentlich nichts darin steht, was für meinen Plan gleichgültig erscheinen könnte, welcher darin besteht, zu zeigen die allmähliche Wirkung gewöhnlicher (vielmehr als außerordentlicher) Ursachen, und dies zu zeigen nach einigen Richtungen, welche nicht seit unvordenklicher Zeit der ausgetretene Pfad der Dichtung gewesen sind." — Nun, das kann nichts Anderes sein als „Middlemarch". —

Ja, aber das erste Buch von „Middlemarch", das für sich am 1. Dezember 1871 veröffentlicht wird, trägt den Titel — „Dorothea Brooke". —

Also: Eine Schilderung kleinstädtischen Lebens, „Middlemarch", wird 1869 begonnen und kommt nicht über die ersten Anfänge hinaus — die Ausführung pflegt einer Dichterin wie George Eliot nicht unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten; mithin fehlt ihr der Plan. Ende des nächsten Jahres wird ein neuer Roman, „Miß Brooke", begonnen und im folgenden — spätestens vor dem 15. Juli, vielleicht aber schon vor dem 19. März — mit dem unterbrochenen verquickt. Das erste Buch ist bereits das Resultat dieser Verquickung: Kapitel 1—9 gehören ausschließlich dem Roman „Miß Brooke", Kapitel 11 und 12 ausschließlich „Middlemarch" an, es sind die zwei ihren „Vincy-Featherstone-Teil" einleitenden Kapitel (im 3., dem Beginne des jetzt vorliegenden 2. Buches blieb sie stecken). Das 10. ist das eigentliche, oberflächliche Verquickungs-Kapitel, in dem sich in der Gesellschaft bei Mr. Brooke alle hervorragenden Personen der beiden Romane, auch Lydgate und

Bulstrode, schattenhaft vor unseren Augen hin und her bewegen. Mit Recht riet Blackwood, der aus dieser Tatze das werdende Ungeheuer erkannte, zur Beschränkung.

Nun verfolgen wir den weiteren Verlauf der Arbeit. Als das 1. Buch erscheint, ist erst das dritte fertig (29. Oktober 1871). Das 2. Buch erscheint am 1. Februar 1872, nachdem das vierte kurz zuvor vollendet ist. Die Aufnahme beim Publikum ist eine sehr günstige; um so schwerer drückt auf die Dichterin die Sorge um die Fortführung des Werkes. Am 20. Dezember 1871 erzählt sie uns, daß sie eine Zeit lang aufgehalten worden ist durch — „den Aufbau der Handlung, welcher, wenn beendet, dem Fortschreiten wie gute Räder dient." — Hier finden wir zum ersten Mal bei George Eliot die Spur eines Arbeitens, das man doch nicht mehr solide nennen kann: ein Buch ist erschienen, das vierte im Manuskript fast fertig, und jetzt erst wird ein genauer Plan für den weiteren Verlauf der Ereignisse gemacht.

So geht das Schaffen neben der Veröffentlichung her. Am 8. Mai 1872 ist das 5. Buch beschlossen; am 4. August das 7.; am 4. Oktober erwartet sie bereits den Korrekturbogen, der das „Finale" (des 8. Buches) enthält. Im Beginn des Dezember ist das ganze Werk fertig gedruckt. Und die Dichterin fühlt sich gedrungen, die „Überzeugung" auszusprechen, „daß der langsame Veröffentlichungs-Plan" — dieses Wort stempelt die Not zur Tugend — „für das Buch von ungeheurem Vorteil gewesen ist, insofern er den Eindruck, den es hervorbringt, vertieft hat." — Wir aber kennen einen ungeheuren Nachteil dieses „Planes"; wir wissen nun, wie es kam, daß uns die große Dichterin anstatt einer einheitlichen Dichtung mit dieser unbeholfenen Masse durcheinandergewirrter Dichtungen beschenkt hat.[72])

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Daniel Deronda".

„Daniel Deronda" ist die letzte Dichtung George Eliots, in der sie noch einmal die ganze Kraft ihrer Liebe, die ganze Tiefe ihrer Menschenkenntnis zusammengefaßt zu haben scheint, um den Geist ihrer Mitmenschen zu erleuchten, ihr Herz zu erwärmen und mit der Klarheit ihnen den Frieden in die Brust zu pflanzen. Es ist ein hohes Glück für einen Dichter, seine Laufbahn mit einem solchen Werke abschließen zu dürfen, dahinzugehen, ohne der Welt ein Zeugnis seiner abnehmenden Kraft hinterlassen zu haben, fortzuleben im Andenken der Menschheit gleichsam in ewiger Jugendfrische. Welche „Fülle von Gesichtern"! — Gestalten, „dauernder als Erz", unvergeßlich, unendlich fortwirkend: Deronda, Gwendolen, Mordecai, Mirah, Sir Hugo Mallinger, Grandcourt, Lush, der zahllosen Nebenfiguren nicht zu gedenken! Welche Auswahl herrlicher Szenen, scharf und doch liebevoll erfaßt und ausgemalt, ergreifend durch Schönheit und Wahrheit: Mirahs Rettung, Grandcourts Liebeserklärung an Gwendolen und Trennung von seiner verlassenen Geliebten, der Philosophen-Club, Mirahs Wiedervereinigung mit ihrem Bruder, Deronda und seine Mutter, sein Abschied von Gwendolen und andere, unter denen die beiden unvergleichlichen Muster pathetischer Erzählung,

Kirahs Jugend-Schicksale und Grandcourts Tod, nicht zu ergessen sind! Die eigenartige Kunst George Eliots, die lieber ie tiefgehenden Wirkungen der Stellungs- und Charakter-Gegensätze als große und verschlungene Ereignisse zur Darstellung wählt, steht in diesem Romane auf ihrem Gipfel: der wirklich faktische Gehalt ist gering, aber die Charaktere sind o geschickt gruppiert, ihr Gegen- und Zusammenwirken so verhängnisvoll für das innere Schicksal der Einzelnen, sie selbst o erhaben über das Niveau der Trivialität, daß unser Interesse die ganzen vier Bände hindurch trotz der mancherlei Abschweifungen nicht einmal erlahmt, daß wir begierig sind, immer mehr und alles von diesen merkwürdigen Menschen zu erfahren, und kaum gesättigt, bedauernd das Buch aus der Hand legen. Und über all diesem inneren Leben und Kämpfen ausgebreitet liegt ein echt epischer Hauch olympischer, versöhnender Ruhe. Es ist schwer, an die Schöpfungen der Phantasie ein vergleichendes Wertmaß zu legen, zu sagen, dies sei die beste, jenes die schwächste der Leistungen eines Dichters. Stellen wir z. B. „Daniel Deronda" neben „Die Mühle am Floß", so finden wir in jenem die Darstellungskraft, welche alle Kreise der Gesellschaft mit gleicher Sicherheit umfaßt, bedeutender, das poetische Interesse, das er erweckt, stärker; in diesem wegen der Einheitlichkeit der Komposition die künstlerische Wirkung konzentrierter, reiner. Das Urteil aber dürfen wir ohne Schwanken fällen: daß „Daniel Deronda" mit der „Mühle am Floß", mit „Adam Bede" zu den hervorragendsten Erzeugnissen der Roman-Litteratur gehört.

Der Roman besteht aus zwei Fabeln, die so lose verknüpft sind, daß der Leser ihn deutlich in zwei distinkte Sonderbilder auseinanderfallen sieht. Daniel Deronda ist der Held der einen und ein zufälliger Mitspieler der anderen, deren Heldin Gwendolen Harleth ist. Der Titel zeigt, daß die Dichterin die Deronda-Fabel dem Gehalte nach als die bedeutendere betrachtet, was sie allerdings ist, wenn auch das größere In-

teresse des Lesers sich sicherlich an das Schicksal Gwendolens heften wird.

Wir treffen die auffallende Erscheinung Daniel Deronda in den Kreisen der hohen englischen Aristokratie, in der er dank der Macht seiner Persönlichkeit eine geachtete Stellung einnimmt. Er steht in der ganzen körperlichen und geistigen Frische des ersten Mannesalters; seine Gestalt ist stattlich; sein Gesicht von jener durchgeistigten, träumerischen, weiblich anmutenden Schönheit, wie wir sie bei den höchstentwickelten Typen der semitischen Race mitunter finden. Seine geistigen Gaben sind durch eine ausgezeichnete Erziehung voll entfaltet, sein Wissen ist reich, seine Weltkenntnis durch große Reisen vertieft. Einen Beruf hat er außer dem Interesse für Kunst und Wissenschaft im allgemeinen nicht, ebensowenig einen Lebenszweck, man müßte denn seine Hauptbeschäftigung — die Menschen zu beobachten, mit ungeheurer Sensibilität alle Eindrücke der ihn umgebenden Welt in sich aufzunehmen und zu verarbeiten zur Vermehrung seiner Menschenkunde und seines moralischen Übergewichts — dafür ansehen. Das aber thut er selbst nicht; vielmehr lastet das Bewußtsein seiner zweck- und thatenlosen Existenz als ein seelischer Druck auf ihm, ein Hauch grübelnder Melancholie verschleiert und dämpft seine inneren Kräfte, die, in energischer That frei hervorströmend, ihn zu Großem befähigen würden. Wir möchten an Hamlet denken in jener Phase seines Daseins, wo das Grauen vor einer entsetzlichen Gegenwart und einer furchtbaren Zukunft wie ein vernichtender Mehltau sich auf die herrliche Blüte seines Geistes- und Gemütslebens legt — wenn wir nicht in Deronda die vollkommene Abwesenheit weltschmerzlicher Zerrissenheit, ein besonnenes Durchschauen der Erdendinge und den thatkräftigen Willen, das Gute zu thun und in Anderen zu fördern, bemerkten. Es ist also wohl nur das Stadium der Sammlung, wie sie der Entfaltung großartiger Kraft voranzugehen pflegt, in welchem wir Deronda finden — vielleicht einer

Sammlung, ähnlich derjenigen, welche der größte der Juden durchzumachen hatte, ehe er seine weltbefreiende Lehre verkünden konnte. Das Bild des Erlösers hat der Dichterin, wie Wilhelm Scherer[73]) richtig bemerkt, zweifellos vorgeschwebt sowohl in der Schilderung des Äußeren wie der Gemütsverfassung Derondas.

Wer ist Deronda? — Er ist im Hause Sir Hugo Mallingers aufgewachsen und allen Ansprüchen adeligen Lebens entsprechend erzogen worden. Seine Herkunft ist wohl nur dem letzteren bekannt, der niemals ein Wort darüber geäußert hat. Die Welt glaubt, er sei der natürliche Sohn jenes Edelmannes; auch Deronda ist davon innerlich überzeugt, so fest, daß er niemals eine Frage hinsichtlich seiner Eltern an Sir Hugo zu richten wagt. Das Bewußtsein seines dunkelen, wahrscheinlich illegitimen Ursprungs drückt auf ihn um so empfindlicher in dem Lebenskreise, in den er versetzt ist.

Als Deronda eines Abends im Halbdunkel auf der Themse rudert, sieht er ein junges Mädchen, die im Begriff ist, sich zu ertränken. Er rettet sie, bringt sie bei der Mutter eines Freundes unter und verschafft ihr einen Lebensunterhalt als Gesanglehrerin. Mirah Cohen ist, wie ihr Äußeres unverkennbar lehrt, eine Jüdin; sie ist ihrem verworfenen Vater, der sie anfangs für die Bühne, dann zur Mätresse eines vornehmen Mannes bestimmt hat, entflohen, um ihre Mutter und ihren Bruder in London zu suchen, und hier, nachdem sie rat- und mittellos Tage lang umhergeirrt, zu jenem äußersten Entschluß gebracht worden. Deronda, so sehr er es vor sich zu verbergen sucht, liebt die schöne Jüdin von Anbeginn. Er fühlt eine Verpflichtung, sie den Ihrigen zurückzugeben und begiebt sich auf die Nachforschung nach ihrem Bruder, Ezra Cohen. Er findet einen Mann dieses Namens, aber er ist der rechte nicht. Bei dieser Gelegenheit lernt er einen merkwürdigen Menschen kennen, einen Hausgenossen der Cohens, der sich Mordecai nennt.

Es ist ein Mann in mittleren Jahren mit einem siechen, von Schwindsucht halb verzehrten Körper, aber von hoher Geisteskraft und lebendiger Phantasie. In jungen Jahren hat ein Ideal von seiner Seele Besitz genommen, das ihm auch bei seinen abnehmenden Kräften ein eigentümliches inneres Feuer verleiht: er hat der Wiederhersteller seines Volkes werden wollen; um dieses Zweckes willen hat er alle Quellen des Wissens erschöpft; er ist im Begriffe gewesen, nach Palästina überzusiedeln, aber das Unglück seiner Familie hat ihn zurückgehalten, und die Krankheit, die ihn plötzlich ergriffen, die Ausführung seiner Pläne für immer unmöglich gemacht. Dann hat er nur noch in Gedanken seinem Ziele entgegengelebt, geträumt von einem Erben seiner Idee, der sie zur Wirklichkeit erwecken wird, und in seinen inneren Visionen hat er den Helden seines Volkes oft von Angesicht zu Angesicht gesehen; sein Idealbild verfolgt ihn im Schlaf und im Wachen. Nun sieht er es leibhaftig, greifbar vor sich — es ist Daniel Deronda.

Mordecai zweifelt jetzt keinen Augenblick mehr, daß seine Vision kein Wahnbild, sondern eine wirkliche Erleuchtung gewesen ist; daß Deronda von der Vorsehung bestimmt ist, das Vermächtnis seiner Pläne auf sich zu nehmen, der Erfüller seiner geheimen Wünsche zu werden. Seine Zuversicht schreitet hinweg über jedes Hindernis, auch über die bedenkliche Thatsache, daß Deronda im christlichen Glauben aufgewachsen ist: er weiß — sein prophetischer Geist sagt es ihm, daß jener doch ein Jude ist.

Und — Wunder über Wunder! — er ist es wirklich. Er ist der Sohn jüdischer Eltern. Sein Vater ist früh verstorben, seine Mutter ist, einem inneren Triebe folgend, zur Bühne gegangen und eine berühmte Sängerin geworden. Der Last dieses Kindes hat sie sich an einen ihrer Verehrer, Sir Hugo Mallinger, entledigt, mit dem strikten Gebot, es als Christen großzuziehen. Deronda erfährt es aus ihrem eigenen Munde,

ls sie kurz vor ihrem Tode das Bedürfnis fühlt, ihm das rbe seines Großvaters zu übermitteln. Sie selbst ist Christin eworden und seit lange an den Fürsten von Halm-Eberstein verheiratet.

Eine andere wunderbare Entdeckung macht Deronda bei der Erzählung Mordecais von seinen Lebensschicksalen: er heißt eigentlich Ezra Cohen und ist der Bruder Mirahs. Die Geschwister werden vereinigt; Mirah wird die Gattin Derondas, und Mordecai stirbt mit der frohen Gewißheit, daß der Freund sein Leben der Ausführung seines großen Gedankens widmen wird.

Die Fabel dieses Romans ist in sich abgeschlossen und — was aus dem obigen, Nebenvorgänge und interessante Nebenfiguren nicht berücksichtigenden Abriß nicht zu ersehen ist — inhaltlich reich: es fehlt in ihr nichts, um einen unser vollstes Interesse fesselnden Roman daraus gestalten zu können. Was die Natur dieses Inhaltes indessen anbetrifft, so müssen wir in einer Handlung, welche auf dem heutigen realen Leben basiert, gegen das mystische Element Einspruch erheben. Daß ein Mann von feinstem und noch dazu krankhaft erregtem Nervensystem, wie Mordecai, in seinen Träumen sich das Idealbild des Befreiers seines Volkes erschafft, ist zu glauben; auch noch, daß er schließlich einen wirklichen Menschen findet, der diesem Idealbilde ähnlich sieht. Daß er aber in diesem Manne das von der Vorsehung thatsächlich bestimmte Werkzeug zur Ausführung seiner Ideen erkennt, daß er, obgleich alle Lebensumstände Derondas dagegen sprechen, und ohne irgend welche Beweise in Händen zu haben, keinen Augenblick an dessen jüdischer Abkunft zweifelt, heißt, seinen Träumereien einen höheren Ursprung zuschreiben, sich für einen gotterwählten Seher halten. Und nun hält sich Mordecai nicht nur für einen olchen, er ist es in der That; was er geträumt, wird Wahrheit: Deronda ist ein Jude, er übernimmt die Aufgabe wirklich, für welche jener ihn ausersehen nennt. Dadurch wird

dieser zu einer Gestalt, die sich von den Propheten des alten Testaments in nichts unterscheidet — und er lebt doch in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts.

Und ferner: die Art, wie Deronda zur Übernahme des großen Lebenszweckes gebracht wird, ist eine dem menschlichen Verstande kaum zu fassende. Deronda wächst auf unter Christen, und speziell unter den Augen eines Mannes wie Sir Hugo Mallinger, der mit seiner versöhnten Lebensanschauung, seiner echten Humanität als ein Muster christlicher Gesittung angesehen werden kann. Die höchsten Eigenschaften, welche eine christliche Erziehung, von einer fast weiblich zarten Gemütsverfassung unterstützt, entwickeln kann, haben in Derondas Persönlichkeit Gestalt gewonnen: er ist ganz Rücksicht, Toleranz, Liebe, Hingebung seinen Mitmenschen gegenüber, ein wahrer Typus des Christentums. Als solcher hat er eine instinktive Abneigung vor gewissen Seiten des National-Charakters der Juden, z. B. vor ihrem lieb- und skrupellosen Egoismus, ihrer materialistischen Gesinnung; er schaudert bei dem Gedanken, daß der Bruder Mirahs vielleicht einer von jenen Juden sein könnte, deren nähere Berührung das Bild, das ihm unbewußt im Allerheiligsten seines Herzens thront, entweihen würde. Er weiß noch nicht, daß das zarte Interesse, welches er für die schöne Jüdin hegt, Liebe ist. So hat er in sich in der That nichts, das ihn zum Judentume hinzieht, und er kennzeichnet seinen Standpunkt in dieser Zeit selbst mit den Worten: wenn er die Wahl gehabt hätte, so hätte er nicht Jude sein mögen. Wie wird sich ein solcher Mensch verhalten, wenn ihm plötzlich eine Lebensaufgabe aufgebürdet werden soll, die mindestens ein tiefes Durchdrungensein von semitischem Nationalgefühl, wahrscheinlich aber doch auch Begeisterung für den Gehalt der mosaischen Lehren voraussetzt? — Wir erwarten von seiner Verstandesschärfe und Gemütstiefe, daß er in Mordecai einen Schwärmer erkennen und bemitleiden und ihn schonend darauf aufmerksam machen wird, daß weder

ı seinen Lebensverhältnissen noch in seinem Wesen irgend twas ist, das ihm das Recht oder die Kraft zur Erfüllung iner solchen Aufgabe geben könnte. Das letztere thut er zwar auch; dennoch aber wird in ihm nichts von der klaren Anschauung Sir Hugo Mallingers lebendig, welche die Allgemeinheit der Leser wahrscheinlich teilen wird: daß Mordecai von einem durch Hindernisse und den nahe bevorstehenden Tod vertieften Fanatismus besessen ist; daß das in ihm lebende visionäre Bild das Erzeugnis von Hoffnung und Verzweiflung ist, Verzweiflung an seinem eigenen Leben, unverwüstlicher Hoffnung auf die Fortpflanzung seiner fanatischen Glaubensrichtung; daß es recht und freundlich ist, mit seiner Monomanie etwas Nachsicht zu haben, ihm einige Hilfe zu gewähren, so weit sie praktisch möglich ist — nichts weiter. Der Appell Mordecais macht auf Deronda indessen einen unglaublich tiefen, nachhaltigen Eindruck; die prophetischen Reden seines Freundes haben vollständig Besitz von seinem Geiste genommen; er steht wie geblendet vor der großen Perspektive, die sich vor ihm aufthut; nicht der leiseste Gedanke dämmert in ihm, daß Mordecais Zukunftsträume thatsächliche Illusionen sind. Er zweifelt im geheimen zwar noch an seinem Berufensein, aber er glaubt doch schon halb — auf die bloße Weissagung Mordecais hin! — daß er ein Jude ist.

Die Wandelung Derondas oder — um einen technischen Ausdruck der Poetik zu gebrauchen — die Erkennung Derondas als Jude war Gegenstand der Dichtung; sie mußte langer Hand vorbereitet werden; Überraschungen sind in der Poesie nur für Nebendinge gestattet; die Lösung der Hauptfrage darf nicht eine unerwartete, plötzliche sein, aus dem einfachen Grunde, weil eine solche Lösung im Gegensatz zu der eigentlichen Aufgabe der Poesie steht, welche das allmähliche Werden, die Entwickelung in Charakteren und Verhältnissen darzustellen hat. Man denke sich nun Deronda neben seinem semitischen Gesichts-Typus von Jugend auf einige der hervor-

stechenden Züge des Judentums, natürlich nicht die unedelsten, zur Schau tragend — vielleicht große Verstandesschärfe in Verbindung mit einer orientalisch üppigen Phantasie, die Gabe des Witzes und der Satire, ein ununterdrückbares Erfülltsein von der Bedeutung seiner Einzelexistenz, das sich in ehrgeizigem Streben, seine Altersgenossen zu überflügeln und zu beherrschen, äußert, — Eigenschaften, welche ihn unter der christlichen englischen Jugend isolieren und instinktiv zu der jüdischen hinziehen. Man denke ihn aufwachsend und sich entwickelnd im Verkehr mit den Besten der Nation, zu welcher er, ohne es zu wissen, gehört, erwärmt von ihrem gesunden Familienleben, allmählich vertraut mit ihren Bräuchen, ihrer Geschichte, sympathetisch erregt von dem gesellschaftlichen Druck, der auf ihr lastet. Nun lernt dieser Jüngling eine schöne Jüdin kennen, die ihm anfangs als Schutzbefohlene teuer ist, die er später leidenschaftlich liebt; er verehrt die Geistes- und Charakter-Größe eines Mordecai, der sich als der Bruder Mirahs herausstellt. Alles treibt ihn, das Band mit diesen beiden geliebten Menschen enger zu knüpfen: in seinem Innern findet er keinen Widerspruch gegen die Verbindung mit einer Jüdin, seine äußere Zugehörigkeit zur christlichen Kirche ist das einzige Hindernis — er denkt allen Ernstes daran, es zu überschreiten, er fühlt sich schon halb Jude. Da wird der Konflikt zwischen seinem Pflichtgefühl und seiner Neigung gelöst durch die Enthüllung seiner jüdischen Herkunft — er ist frei und glücklich. Schon vorher konnte er sich für die Ideen Mordecais begeistert haben, ohne selbst an ihre Verwirklichung zu denken, nun tritt er mit Freuden die Erbschaft derselben an. Auf diesem Wege war nicht mehr des Wunderbaren erforderlich als das plötzliche Auftauchen einer verschollenen Mutter, das immerhin romanhaft, aber der Wirklichkeit doch nicht widersprechend ist — „zu dem Wahrscheinlichen gehört auch, daß viele unwahrscheinliche Dinge sich ereignen werden.“*) Und

*) Aristoteles' Poetik.

die Darstellung der Seelenkämpfe, veranlaßt durch den Gegensatz des äußeren Bandes und des inneren Triebes, wäre ein würdiger Gegenstand für die Dichterkraft einer George Eliot gewesen. — So aber, wie die Entwickelung der Handlung in Wirklichkeit erfolgt, stehen wir vor einem einfachen Wunder: wir wissen nicht, was Deronda, dessen geheimste Herzensfalte wir kennen, zur Übernahme seiner Lebensaufgabe treibt anders als eine plötzliche Erleuchtung, ein mystisches Übergehen des göttlichen Geistes von Mordecai auf ihn.

Scherer findet den Schluß des Romans unbefriedigend „Wenn jemand zum Beginn eines Romans ein armer Teufel ist und wird am Ende Geschäftsteilhaber einer angesehenen, altbegründeten Firma, so ist das ein Abschluß. Aber wenn jemand durch sieben Halbbände berufslos gewesen ist und er findet im achten Halbbande seinen Beruf, so beginnt erst sein Streben, und wir wollen wissen, ob er darin glücklich ist oder nicht. Er läuft nicht nach zurückgelegter Fahrt in einen Hafen ein, sondern er wagt sich zum ersten Mal auf die hohe See." Diese Ausstellung scheint unberechtigt. Es kommt allerdings darauf an, daß der epische Held auf der Irrfahrt entweder Schiffbruch leide oder in einen Hafen einlaufe; worauf es aber nicht ankommt, ist die Beschaffenheit dieses Hafens. Derondas Irrfahrt ist das Schwanken in der Wahl seines Berufes, die Ungewißheit über seine Herkunft und damit der Zweifel an der Erfüllung seines irdischen Glückes: er erhält die Gewißheit, daß er Jude ist; er heiratet Mirah; er gewinnt einen Lebenszweck, der ihm sein Dasein wertvoll macht — das ist ein seine ganze Zukunft bestimmender Erfolg und zweifellos für ihn der Hafen des inneren Friedens und Glückes, in den er einläuft. Wäre Scherers Ansicht richtig, so würde damit so wundervollen Romanen wie „Wilhelm Meister" oder G. Kellers „Grüner Heinrich" die ästhetische Existenzberechtigung abgesprochen werden.

Was Scherer an dem Abschluß indessen mit Recht tadelns-

wert findet, ist die Art der Lebensaufgabe, welche Deronda sich wählt. Es ist eine eigentümliche Veranstaltung der Dichterin, Männer wie Mordecai und Deronda mit der höchsten Kraft des Geistes und Gemüts auszustatten, um sie dann ganz hingeben zu lassen an eine Chimäre. Als etwas anderes kann man die Wiederaufrichtung eines jüdischen Staates in Palästina nicht bezeichnen. Es liegt schwerlich in der Natur unserer vorsichtig abwägenden jüdischen Mitbürger, daß sie das materielle und auch das geistige Gewicht, welches sie in dem sozialen Leben der Kulturvölker gewonnen haben, im Stich lassen werden, um sich auf das waghalsige Unternehmen der Staatengründung einzuschiffen. Nachdem die Schranke, welche die Juden als eine Art von Parias von den Rechten der christlichen Mitbürger ausschloß, gefallen, wird die Judenfrage ihre ganz naturgemäße Lösung finden durch Aufgehen derselben in der betreffenden Nationalität, worunter zu verstehen ist einerseits eine Milderung ihres alttestamentlichen religiösen Rigorismus, andererseits und hauptsächlich aber die Abschleifung gewisser häßlicher Auswüchse ihres jetzt noch vorhandenen National-Charakters — Auswüchse, die freilich von Christen geschlagene und Jahrhunderte lang offen gehaltene Wunden bedecken.

Die Handlung dieses Romans, d. h. des Deronda-Teiles, ist eine vollkommen einheitliche. Es dürfte schwer sein, irgend einen Vorgang als unorganisches Glied derselben, irgend eine von den zahlreichen Nebenfiguren als überflüssig nachzuweisen. Nur zum Schluß scheint es, als ob die Dichterin in ihrem Streben nach Totalität wieder zu weit gegangen ist. In einem der letzten Kapitel erscheint der Vater Mirahs, den wir bisher nur aus der Erzählung ihrer Lebensschicksale kennen gelernt haben, auf der Szene. Er kommt als Bettler; er ist, wenn das möglich ist, noch tiefer, zum professionellen Spieler hinabgesunken. Er wird von seinen Kindern pflichtgemäß aufgenommen, läßt eine niederschmetternde Strafrede Mordecais

hne bemerkbare Wirkung über sich ergehen, langweilt sich unerträglich in dem moralischen, pfennigfosen Leben, das er jetzt ühren soll; stiehlt Deronda einen kostbaren Ring und entflieht, m sein altes Dasein fortzusetzen — unterzugehen. Wir hören nichts mehr von ihm. Warum mußte dieses unheimliche Gespenst aus der Welt des Leidens sich noch einmal unter die Glücklichen drängen? War es, um auch an dieser nebensächlichen Figur das Gesetz der unentrinnbaren Vergeltung, welche bösen Thaten folgt, zur Anschauung zu bringen? War es, um einen neuen Zug in dem jüdischen Charaktergemälde anzubringen, den der Stärke des Familiengefühls? Oder um die Festigkeit der Liebe Derondas zu prüfen, der in dem Augenblicke, als der Diebstahl entdeckt wird, der vor Entsetzen erstarrten Mirah seine Erklärung macht? — Wir wissen es nicht.

Was die Charakterzeichnung anbetrifft, so könnte der Preis, den alle Dichtungen George Eliots in dieser Hinsicht verdienen, hier nur wiederholt werden. Als besonders gelungen müssen wir das Gemälde Mirahs bewundern, das sich würdig an die Gestalten einer Maggie, Esther, Dorothea und vor allem ihrer christlichen Verwandten Dinah anreiht — eine von jenen Frauengestalten von einem unnennbaren Zauber der Weiblichkeit, als deren Schöpferin George Eliot sich neben Göthe und Shakspere stellt. Das Interesse, welches die Figur Derondas erregt, hätte, wie auch Scherer meint, ein stärkeres sein können, wenn die Dichterin ihn nicht als einen absolut fehlerfreien, jeder Versuchung gewachsenen Menschen geschildert hätte.

Gwendolen Harleth ist eine von den Frauen, in denen ine nachsichtige Erziehung und oberflächliche Bildung ein bergroßes Selbstgefühl und bei der Abwesenheit jedes tiefer erichteten Strebens ein frivoles Verlangen nach irdischer Macht nd weltlichen Genüssen haben wachsen lassen. Das verzogene ind will auch als Jungfrau ihren Willen haben, und in

Herrlichkeit und Freuden leben. Das Schicksal scheint ihren Wünschen nicht hold: ihre Mutter, die niemals hervorragend bemittelt gewesen und nicht den ersten Gesellschaftskreisen angehört hat, verarmt. Eine reiche und wenn möglich auch vornehme Heirat ist die einzige Rettung für sie, und sobald sie gesichert ist, auch für die Ihrigen. Eine Eroberung, die sie vor kurzem in Mr. Grandcourt, dem Neffen und Erben Sir Hugo Mallingers, gemacht, hat sie aufgegeben, nachdem sie erfahren, daß eine Frau irgendwo in England lebt, welche Ansprüche auf ihn als ihren Gatten und den Vater ihrer drei Kinder erhebt. Sie hat diese Frau selbst gesehen und ihr versprochen, ihre Rechte zu respektieren. In dieser Not aber, gewöhnt, sich selbst immer die nächste zu sein, und unfähig, weder aus ihrem schönen Hause in eine ärmliche Hütte zu ziehen, noch als Gouvernante ihren Lebensunterhalt zu suchen, achtet sie ihres Versprechens nicht und heiratet Mr. Grandcourt.

Nun hat sie die Stellung und den Glanz des Lebens, nach dem sie gestrebt, aber mit der Erfüllung ihrer Wünsche einen Mann, und zwar einen Mr. Grandcourt. Über etwaige Verpflichtungen, die sie mit dem ehelichen Bande übernehmen müßte, hat sie sich keine Gedanken gemacht. Sie hat als selbstverständlich angenommen, daß Mr. Grandcourt immer ein Bewunderer ihrer körperlichen Reize und ihrer gesellschaftlichen Talente bleiben wird — und zwar ein bescheidener Bewunderer; denn sie liebt ihn nicht — und daß ihr Wunsch, wie sie es bei anderen gewohnt ist, auch ihm Befehl sein wird. Eine furchtbare Täuschung.

Auch Mr. Grandcourt ist sein ganzes Leben lang an nichts anderes gewöhnt gewesen, als seinen Willen zu haben. Als Knabe hat er, seiner geringen Beanlagung entsprechend, die geistigen Interessen und deren Vertreter mißachten dürfen. Als Jüngling hat er alle sinnlichen Freuden bis zur Neige durchgekostet; als junger Mann hat er ein schönes Weib kennen gelernt, sie entführt und Jahre mit ihr auf Reisen verbracht.

ist er auch ihrer überdrüssig geworden. Es ist eine
me Situation, wenn man sein Leben nur auf vergäng-
Güter gegründet hat und dann auf den Standpunkt ge-
wo die Welt nichts Neues mehr zu bieten vermag und
efühl der Übersättigung uns nichts Wünschenswerthes
erkennen läßt. Mr. Grandcourt hat immer vor allem,
eistige Anstrengung erfordert und ein gewisses Streben
ßetzt, vor jeder praktischen, wissenschaftlichen oder künst-
en Thätigkeit einen gründlichen Abscheu gehabt, und auf
die diese Gebiete in seiner Gegenwart auch nur zu be-
t wagten, von der Höhe seines aristokratischen Bewußt-
mit unaussprechlicher Verachtung herabgesehen. Näher-
be — Freunde hat er nicht — hatten die schüchterne An-
ig fallen lassen, er sollte einen Sitz im Parlament er-
t, ein absurder Gedanke! Mr. Grandcourt sollte am
rgehen des Staates arbeiten? Was er selbst brauchte,
er; die anderen mochten für sich selbst sorgen. Mr. Grand-
sollte womöglich Reden halten und um die Gunst des
öbels buhlen — Mr. Grandcourt Reden halten! —
Vorstellung von unbeschreiblicher Lächerlichkeit! — Was
blieb für ihn übrig neben den unumgänglichen Lebens-
tungen des Schlafens, Essens, Trinkens, Rauchens?
r Sport? Mr. Grandcourt war kein leidenschaftlicher
sman — er war nichts leidenschaftlich — aber er ver-
te ihn nicht, da er etwas Bewegung in die öde Mono-
seines Daseins brachte. Wenn Mr. Grandcourt irgend
teresse im Leben hatte, so war es die Geltendmachung
Selbst; der unerschütterliche Willen, daß alles in seiner
ung nach seinem Belieben sich richten mußte. Aber auch
Ziel mußte ohne Anstrengung, ohne Aufregung erreicht
t. Er war zu dem Stadium eines „vorzeitigen Alters
t, wo das Bedürfnis nach Thätigkeit hinschwindet in ein
Phantasiebild von dem, was gewesen ist oder sein
; wo der Impuls geboren wird und stirbt in einer

Traumwelt, stehen bleibend bei der Verschmähung selbst einer schattenhaften Ausführung."

Niemand wird es für möglich halten, daß in einer solchen Menschen-Ruine die Liebe ihre aufbauende Kraft hätte bethätigen können. Mr. Grandcourt reitet Vollblutpferde, hält sich Hunde von der besten Race, raucht die feinsten Havanas: er will auch ein jugendfrisches, schönes, stolzes Weib haben, um das ihn die Welt beneiden soll; und dieses Weib, das allen imponiert, soll sich vor ihm allein beugen; soll gehorchen, wie seine Diener oder Hunde, auf den Wink seiner Augen. Das ist alles, was er will; Liebe fühlt er nicht und verlangt sie nicht von ihr. — „Sein Geschmack war wählerisch, und Gwendolen genügte ihm: er hätte nicht eine Frau haben mögen, die nicht eine gewisse Rangerhöhung von ihm empfangen hätte; noch eine, die nicht Bewunderung gebot durch ihr Auftreten und ihre Schönheit; noch eine, deren Nägel nicht die richtige Form hatten; noch eine, deren Ohrläppchen zu groß und rot waren; noch eine, die, auch wenn ihre Nägel und Ohren in Ordnung waren, eine Gans war, unfähig, treffende Antworten zu geben .... Seine Frau sollte von einer Gemütsart sein, welche sie geneigt machte loszufahren, wenn sie es nur gewagt hätte, und sie sollte zur Heirat gedrängt sein durch andere Gefühle als leidenschaftliche Neigung." Er gehört zu „denen, welche die Herrschaft der Liebe vorziehen." .... „Es war charakteristisch, daß er seine Genugthuung nicht aus dem Glauben zog, Gwendolen sei in ihn verliebt. Im Gegenteil, er glaubte, daß dieses Mädchen vielmehr eine Ausnahme bildete durch die Thatsache, daß sie trotz seiner eifrigen Bewerbungen um sie nicht in ihn verliebt war; und es schien ihm sehr wahrscheinlich, daß, wenn nicht die plötzliche Armut sie betroffen hätte, sie ihn nicht genommen haben würde. Gleich anfangs hatte sie einen prickelnden Reiz auf ihn auszuüben gewußt durch die Schlauheit, mit der sie seinen Bewerbungen, anstatt ihnen entgegenzukommen, ausgewichen war. Trotz

alledem war sie dahin gebracht worden, ihn anzunehmen — dahingebracht, niederzuknieen wie ein im Zirkus vorgeführtes Pferd, obgleich sie die ganze Zeit einen Widerwillen dagegen gehabt haben mochte. Im ganzen empfand Grandcourt größere Genugthuung bei dieser Vorstellung, als er gehabt haben könnte, wenn er ein Mädchen erobert hätte, von der er sicher wußte, daß sie eine starke Zuneigung für ihn persönlich hatte . . . . . Jedenfalls würde sie sich unterwerfen müssen; es machte ihm Freude, sie sich als seine zukünftige Frau zu denken, deren Stolz und Geist geeignet waren, über jeden zu dominieren außer über ihn selbst. Er wollte Herr einer Frau sein, die ihn gern beherrscht hätte und die vielleicht fähig gewesen wäre, einen andern Mann zu beherrschen."

Die arme Gwendolen trägt die furchtbare Enttäuschung, die sie in den ersten Wochen ihrer Ehe durchzumachen hat, äußerlich mit stolzer Fassung, innerlich ist sie verzweifelt. Sie ist ahnungslos in das ihr gestellte Netz gegangen und unentrinnbar darin verwickelt. Mr. Grandcourt erläßt ihr nichts von dem, was seine Laune für gut hält, ohne Rücksicht auf ihre Empfindungen. Soll sie sich dagegen empören? welchen Rückhalt hat sie? Sie weiß, was er ihr sagen wird: „Du hast meinen Stand und mein Geld geheiratet; du hast sie; mit diesem Vorrecht aber auch die Pflicht, mir gehorsam zu sein." Mr. Grandcourt hält sie fest unter seinem Griff mit eisiger Ruhe; er hat „einen Willen, wie der einer Krabbe oder einer Boa-Constrictor, welche fortfährt zu zwicken und zu zermalmen, ohne sich von dem Donner des Himmels stören zu lassen." Er schenkt ihr nichts von seiner trostlosen, alles Leben ertötenden Gegenwart, ergötzt sich an ihrer Langenweile und an ihrer mühsam verborgenen Verzweiflung. Mit all ihrer frisch pulsierenden Jugendkraft muß sie sich zur Sklavin eines nichtswürdigen, halb abgestorbenen Menschen erniedrigen.

In die Armut zurückzufliehen, ist ihrer Natur unmöglich; nd welchen Grund sollte sie für ihre Verlassung anführen?

— Das frühere Verhältnis, die früheren Verpflichtungen ihres Mannes? Sie waren ihr vor ihrer Verheiratung bekannt gewesen. So würde auf sie allein der Makel der Pflichtverletzung fallen.

Unter diesen unerträglichen Verhältnissen setzt sich ein furchtbarer Haß gegen ihren Peiniger in ihrem Herzen fest, der bis zu Mordgedanken geht. Da stürzt Grandcourt während einer gemeinsamen Segelfahrt ins Meer, sie könnte ihn durch Zuwerfen eines Strickes retten, sie läßt ihn ertrinken. — Dann folgen Gewissensqualen und Reue über ihre zweifache Sünde. Die erste, ihre Heirat aus materiellen Motiven und ohne Rücksicht auf die älteren Ansprüche einer anderen Frau, wird wieder gutgemacht durch das Testament Grandcourts, welches seinen natürlichen Sohn zum Universalerben einsetzt und sie nur mit einem verhältnismäßig geringen Jahrgelde bedenkt. Wir sehen sie zuletzt im Kreise der Ihrigen, in dem alten Hause zu Offendene, und dürfen hoffen, daß das in ihr erwachte sittliche Gefühl und die guten Thaten, zu denen es sie drängen wird, ihr die Ruhe wiedergeben werden, welche ihre Mitschuld an dem Tode ihres Gatten ihr geraubt hat.

Wir sehen, die Deronda-Geschichte und die Erzählung der Schicksale Gwendolens sind zwei selbständige Romane; die beiden Gesellschaftskreise, in denen sie spielen, sind sich vollkommen fremd; von irgend einem bestimmenden Einfluß des einen auf die Gestaltung der Verhältnisse des andern ist keine Rede. Verbunden sind sie nur in einer Art von Personal-Union durch die Figur Daniel Derondas, der der Held des einen ist und das Nebenamt eines nicht unbedeutenden Mitspielers im anderen hat. Wir haben ihn bei der Analyse des letzteren absichtlich nicht erwähnt, um zu zeigen, daß die Handlung desselben auch ohne seine Mitwirkung verlaufen kann, wie sie verläuft. Deronda ist — ein reiner Zufall — die einzige moralische Stütze Gwendolens

in ihrer inneren Bedrängnis; er giebt ihr Lehren über den Wert eines von höheren Zwecken erfüllten Lebens, die sie nicht fassen kann; er sucht sie aufzurichten in ihren Gewissensqualen; die volle Rettung, seine Liebe, nach der sie lechzt, kann er ihr nicht gewähren. Nach den Versicherungen, die sie giebt, dürfen wir hoffen, daß sie die Kraft zu einem besseren Dasein dennoch aus seinen Lehren gesogen hat. — Eine notwendige, innere Einheit giebt es also zwischen den beiden Fabeln nicht.

Vielleicht aber ist doch eine Einheit vorhanden, eine tiefere, symbolische, beruhend auf der Gegenüberstellung zweier so verschiedener Gesellschaftskreise. Auf der einen Seite, der der englischen Aristokratie, finden wir als höchste sittliche Erhebung die Figur des ehrenwerten, menschenfreundlichen Sir Hugo Mallinger; im übrigen Frivolität, Genußsucht, Sittenlosigkeit, brutalen Egoismus, Gesinnungsniedrigkeit verborgen hinter einem dominierenden Auftreten und vollkommene Abwesenheit jedes höheren Strebens auf irgend einem, sittlichen oder geistigen, Gebiete. Auf der anderen, im Kreise der Juden, Bescheidenheit und Demut bei aller inneren Tüchtigkeit, tiefe Religiosität, Pietät gegen die Bande des Blutes, Nächstenliebe, eine hohe Lebensauffassung und selbstlose Hingabe an die Idee. Der einzige Jude, welcher mit dem christlichen Kreise in nahe Berührung kommt, Deronda, wie überragt er sie alle nicht bloß geistig, sondern auch sittlich! Die Begeisterung, mit welcher der Roman von Juden des In- und Auslandes begrüßt wurde, rührte zum Teil von der Erkennung dieser symbolischen Einheit her. Seht, ihr Christen, schien ihnen die Dichterin sagen zu wollen, das ist das Volk, das ihr so verachtet, und das doch mehr wert ist als ihr!

Wenn die Dichterin eine derartige Tendenz gehabt hätte, so hätte sie einfach die Wahrheit gefälscht. So wenig wir bezweifeln wollen, daß es unter den gebildeten Juden Deronas und Mordecais giebt, so wenig können sie als jüdische Charakter-Typen gelten, nicht mehr als Grandcourt oder Lush

christliche Typen sein können. Es giebt nur einen Typus unter den geschilderten Personen: das ist der Pfandverleiher Cohen. Mit der Schöpfung dieser Figur, welche die abstoßenden und niedrigen Seiten des jüdischen National-Charakters neben den ehrenwerten in durchaus naturgetreuer Vereinigung aufweist, hat die Dichterin gezeigt, daß sie nicht beabsichtigt hat, die jüdische Nation auf Kosten der Christen einseitig herauszustreichen.

Hier wie bei einer späteren Gelegenheit — in dem Artikel „The Modern hepp, hepp, hepp“ des „Theophrastus Such“ — hat sie sich bemüht, den Wert des Judenthums in den Augen ihrer englischen Landsleute zu heben im rein philanthropischen Interesse. Das ergiebt sich deutlich aus einem Briefe, den sie am 29. Oktober 1876 an Mrs. Beecher-Stowe schrieb: „Weil ich fühlte, daß die gewöhnliche Haltung der Christen den Juden gegenüber — ich weiß kaum wie ich sagen soll — ob frevelhaft oder albern ist, im Lichte ihrer ausgesprochenen Grundsätze betrachtet, deshalb fühlte ich mich gedrungen, die Juden mit solcher Sympathie und solchem Verständnis zu behandeln, wie sie meine Natur und mein Wissen nur erreichen konnte. . . . . Gegen die Hebräer haben wir westlichen Völker, welche im Christentum aufgewachsen sind, eine besondere Schuld und mit ihnen, ob wir sie anerkennen oder nicht, eine besonders nahe Verwandtschaft in religiösen und sittlichen Anschauungen. Giebt es etwas Widerwärtigeres als Leute, die sich Gebildete nennen, schlechte Scherze über Schinken-Essen machen zu hören und sie jeder wirklichen Kenntnis bar zu sehen hinsichtlich des Zusammenhanges ihres eigenen sozialen und religiösen Lebens mit der Geschichte des Volkes, dessen Beschimpfung sie sich als Witz anrechnen? Sie wissen kaum, daß Christus ein Jude war“. — Die in diesen Worten ausgesprochene Tendenz ist eine edle und berechtigte.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, hinzuweisen auf die fundamentale Änderung, die in ihren An-

schauungen dem Judentume gegenüber vor sich gegangen war Im Jahre 1848 schrieb sie an Mr. Sibree bei Erwähnung der judenfreundlichen Tendenz-Romane Disraelis: „Meine Heiden*)-Natur wehrt sich energisch gegen irgend eine Anschauung, welche in den Juden etwas Hervorragendes erkennt, und ist fast bereit, in Voltaires Tadel miteinzustimmen. Ich beuge mich vor der Hoheit der hebräischen Poesie, aber vieles in ihrer Mythologie und fast ihre ganze Geschichte ist empörend. Ihr Stamm hat einen Moses und einen Jesus hervorgebracht; aber Moses war geschwängert von ägyptischer Philosophie, und Jesus wird verehrt und angebetet von uns nur um dessentwillen, worin er über das Judentum hinausging oder ihm entgegentrat. Selbst die Erhöhung ihrer Vorstellung von einer National-Gottheit zu einem übersinnlichen (spiritual) Monotheismus scheint den anderen orientalischen Stämmen entlehnt zu sein. Alles spezifisch Jüdische steht auf einer niedrigen Stufe." — Sogar die in „Deronda" und dem genannten Artikel so stark betonte Racen-Theorie, die den logischen Kern zu ihren Erörterungen über die Wiederaufrichtung eines jüdischen Staates bildet, galt ihr damals nichts: „Das Stammesgefühl, auf welches Disraeli so triumphierend die Freigebigkeit Sidonias**) zurückführt, ist so offenkundig ein niedriger Impuls, der schließlich überwunden werden muß, daß ich mich wundere, wie selbst er, so sehr Jude er ist, davon viel Rühmens zu machen wagt."

Die Arbeit an dem Romane begann im Geiste der Dichterin schon im November 1873; aber erst im Januar 1875 lesen wir, daß sie ein Stück von „Deronda" geschrieben hat. Das Werk sollte, wie „Middlemarch", in monatlichen Lieferungen, buchweise veröffentlicht werden. Am 1. Februar 1876

*) Im jüdischen Sinne.

**) Die Heldin seines Romans „Coningsby".

erschien das 1. Buch, während die Dichterin noch mit dem letzten, dem 8., beschäftigt war. Im Herbst des Jahres lag „Deronda" vollständig der Lesewelt vor, und schon im November konnte Blackwood der Dichterin schreiben, daß innerhalb eines Monats die große Auflage von 5250 fast vollständig verkauft wäre. Schon während der Veröffentlichung erhob sich ein lebhafter Streit unter dem Publikum über die Behandlung des Judentums in der Dichtung. Wurde sie von christlicher Seite zum Teil heftig angegriffen, so fand sie unter den Juden um so ungeteilteren Beifall, wie zahlreiche Zuschriften und Artikel in jüdischen Journalen zeigten. Ein Dr. Hermann Adler, erster Rabbiner in London, hielt sogar einen Vortrag vor jüdischen Arbeitern über die Bedeutung des Romans. Professor Kaufmann, der Leiter des jüdisch-theologischen Seminars in Pest, trat ebenfalls mit der Dichterin in Korrespondenz und schrieb eine eingehende Kritik der Dichtung, die auch ins Englische übersetzt wurde. Im allgemeinen war der Erfolg dieses letzten Werkes ein solcher, daß George Eliot nicht bloß zufrieden, sondern glücklich darüber sein konnte.

Es scheint fast, als ob die Dichterin von jetzt ab den Mut und die Kraft zu neuen Schöpfungen nicht mehr in sich gefühlt habe, wenn wir die folgenden Worte in ihrem Tagebuche lesen: (31. Dezember 1877): „Je weiter die Jahre vorrücken, geben sie einen neuen vernünftigen Grund für die Voraussetzung, daß mein Leben weniger nutzbar werden mag. Manche Ideen, die ausgeführt werden könnten, drängen sich mir auf, aber das Vertrauen in meine Fähigkeit, sie würdig zu vollenden, fehlt um so mehr, weil es vernünftig ist anzunehmen, daß ich mein Bestes schon gethan haben muß."

„Daniel Deronda" enthält einige der Wirklichkeit entnommene Züge und Porträts. Die Figur Gwendolens scheint der Dichterin aufgegangen zu sein, als sie im Oktober 1872 in Homburg ein junges Mädchen mit großem Eifer am Hasardspiel teilnehmen sah. „Das Traurigste, was man sehen kann,"

reibt sie, „ist das Spiel einer jungen Dame, die nur 26 Jahre ist und vollkommen von diesem niedrigen, geldgierigen imon besessen ist. Ich mußte weinen, wie ich ihr junges, sches Gesicht unter den sie umgebenden alten Weibern und hisch stupiden Männern erblickte." Zum mindesten ist die öffnungs-Szene, in der Gwendolen auftritt, die Schilderung es eigenen Erlebnisses.

Der Philosophen-Klub im „Hand und Banner" hat sein bild in den Jugend-Erlebnissen ihres Gatten*). Die Gestalt s jüdischen Uhrmachers Pash entspricht jenem Cohen, der wes zum Studium des Spinoza anregte. Miß Blind meint, r letztere (Cohen) habe zu dem Porträt Mordecais gesessen; it dem er indessen nur die Schwindsucht gemein zu haben heint, während Mordecai auf Spinoza als abtrünnigen Juden ichts weniger als freundlich zu sprechen ist (s. Tauchnitz Ed. and III, Seite 201). Ich glaube, ein größeres und würgeres Urbild für Mordecai gefunden zu haben. — „Er war n mittlerem Wuchs, regelmäßigen Gesichtszügen und etwas nkler Hautfarbe, die Haare gekräuselt und schwarz, die hwarzen Augenbrauen lang, sein Aussehen zeigte sogleich den bkömmling der portugiesischen Juden." Der Kenner „Dendas" wird in dieser Schilderung leicht die Figur Mordecais kennen, auf welchen sie sich indessen nicht bezieht: mit diesen orten ist die Persönlichkeit Spinozas gezeichnet von seinem verlässigsten Biographen Colerus. Damit vergleiche man eorge Eliots Beschreibung der Persönlichkeit Mordecais: „Es ar ein schöner Typus eines jüdischen Gesichts. . . . ie Züge waren scharf geschnitten, nicht groß; die Stirn nicht ch, aber breit und völlig umrahmt von dem krausen warzen Haar. Es mochte niemals ein besonders hübsches sicht gewesen sein, aber es mußte immer ein ausdrucksvolles sen sein; und jetzt mit seinem dunklen, wie abwesenden

*) Siehe 10. Kapitel, Seite 99.

Blick." — Mordecai sieht Deronda, die Gestalt seiner Träume, zum ersten Male — „und der gelblichen Bläſſe hervortretend aus dem Dunkel des hinteren Ladenteiles, hätte man glauben können, ihm in einem ehemaligen Kerker der Inquisition begegnet zu sein." — Bei der unverkennbaren Ähnlichkeit beider Gemälde ist Mordecai ebenfalls schwindsüchtig, „ein Bild körperlicher Abzehrung und geistiger Lebendigkeit"; lebt er so frugal und ärmlich, wie Spinoza, von einer kleinen Hantierung, der Instandsetzung der bei seinem Hausherrn Cohen verpfändeten Schmucksachen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Letztes Jahrzehnt von George Eliots ehelichem Leben. — Lewes' Tod.

Wenn ein Dichter die Höhe des Lebens erstiegen, unver-
nglichen Ruhm erworben hat und die Kraft in sich fühlt,
rch weitere große Schöpfungen seine Stellung unter den
sten Geistesgrößen seiner Nation zu befestigen, so erwarten
ir, sein ganzes Wesen von dem Glücksgefühl seiner Erfolge
füllt und gehoben zu sehen; wir meinen, er müßte wissen,
ß, wenn er spricht, sein Wort Gewicht hat, und wenn er
h zu seinen Mitmenschen gesellt, er der Geber, sie die Em-
angenden sind. Mit frohem Selbstvertrauen — was kann
n noch unmöglich sein? — wird er immer höheren Zielen
streben. Sein verjüngtes Herz wird dem alten Leben
uen Reiz abgewinnen und die Welt mit frischer Liebe um-
sen.

Von solchen Empfindungen gewahren wir bei der Dichte-
n „der Mühle am Floß" und „Romolas" rührend wenig —
ist nichts. Bescheiden in ihrem Auftreten, vorsichtig, rück-
chtsvoll abwägend in ihren Worten, treu anhänglich an alte
reunde, über die sie so hoch hinausgewachsen ist, tief dankbar
ir den kleinsten Liebesbeweis auch von unbedeutenden Men-
hen, freudig anerkennend Leistungen gegenüber, die unendlich

tief unter den ihrigen stehen — bleibt sie ganz die Alte, sogar in dem drückenden Bewußtsein von der Fehlerhaftigkeit und Schwäche ihrer Natur. Hat sie wirklich etwas dauernd Gutes geschaffen? — sie weiß es nicht. Wird sie im stande sein, der Welt irgend ein der Aufbewahrung würdiges Erbteil zu hinterlassen? — sie zweifelt daran. Wäre es nicht George Eliot, die Aufrichtigkeit einer Dichterin könnte uns fraglich erscheinen, die, nachdem sie soeben den ungeheuren Erfolg von „Daniel Deronda" erlebt hat, an einen Freund*) die folgenden Worte schreibt: „Ich bin Ihnen großen Dank für Ihren Brief schuldig! Er hat viel gethan, um mich aufzurichten aus einem Zustande, den ich nicht Verzweiflung an mir selbst nennen will, aber Ergebung in das Los, zu nichts nütze zu sein. Ich weiß nicht, ob Sie sich überhaupt den schrecklichen Druck des Mißtrauens in mein Recht oder meine Pflicht, zu der Welt zu sprechen, vorstellen können — [ein Mißtrauen], welches geschaffen ist, alle Anläufe zur Arbeit wie ein Rudern gegen die Flut erscheinen zu lassen." Also auch jetzt noch das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, das doch nur zum Teil durch ihre schwächliche Konstitution zu erklären ist: es begleitet sie durch ihr ganzes Leben wie eine Art Gemüts-Krankheit, die keine nachhaltige Freude an ihren Leistungen in ihr aufkommen läßt.

Der Ruhm hat ihr Leben wenig erhellt. Was sie glücklich macht, sind genau die Empfindungen der Durchschnitts-Frau: Freude an der Liebe ihres Gatten, an dem Wohlergehen ihrer Kinder und Enkel, an der gesicherten Behäbigkeit ihrer Existenz, deren Genuß nur durch häufige Kränklichkeit getrübt wird. Der Ruhm ist ihrem Leben ein Druck gewesen, den sie am liebsten durch Flucht in eine unbekannte Einsamkeit abgeworfen hätte. Fortgesetzt finden wir in ihren Briefen Klagen über die kaum zu bewältigende Masse der Korrespon-

*) Brief an Frederic Harrison (14. Juni 1877).

denz, in welche sie durch ihre litterarische Bedeutung verwickelt ist; über die zahlreichen, von ihr nicht erwiderten Besuche, die sie während der Zeit ihres Londoner Aufenthaltes nicht zu sich selbst kommen lassen. Die geselligen Verpflichtungen sind mit ein Grund, weshalb die kleineren und größeren Reisen im In- und Auslande auch in dieser Zeit kein Ende nehmen — bis auf die letzten siebziger Jahre, wo das herannahende Alter eine größere Seßhaftigkeit wünschenswert erscheinen ließ.

Der Kreis ihrer Freunde und Bekannten hatte sich, wie zu erwarten, im Laufe ihrer dichterischen Karriere, sehr erweitert, zumal da es ihre Art war, das Verhältnis mit den Menschen, welche sich ihr näherten, möglichst tief und dauernd zu gestalten; oberflächlicher Verkehr war ihr verhaßt. So finden wir neben ihren ältesten und alten Freundinnen, an denen sie nach wie vor mit treuer Liebe hängt — Sara Hennell, Mrs. Bray, Mrs. Peter Taylor, Madame Bodichon, Mrs. Congreve — eine Reihe von neuen. Ein besonders zartes, liebevolles Verhältnis ist das mit einer Mrs. William Smith, deren Mann als jugendlicher Schriftsteller (Verfasser von „Thorndale") sich Lewes vorstellte (1861), sich sehr glücklich verheiratete und bereits 1872 starb; das tragische Schicksal dieser jungen, gebildeten und liebenswürdigen Frau, die ihren Verlust nie verschmerzt zu haben scheint, nahm ihr ganzes Mitgefühl in Anspruch.

Mit Mrs. Robert Lytton (jetzt Lady Lytton) wurde vom Beginn der siebziger Jahre eine intime Korrespondenz unterhalten. Sie war die Frau des bekannten Lord Robert Lytton, der zuerst als Dichter unter dem Pseudonym Owen Meredith in die Fußtapfen seines Vaters, Bulwer, trat, dann die diplomatische Karriere ergriff und unter Beaconsfield eine Zeit lang Vizekönig von Indien war. Er eröffnete die Bekanntschaft durch einen Brief über die „Spanische Zigeunerin" (1868), hielt dann 1870 einen Besuch von der Dichterin während

seiner diplomatischen Stellung in Wien, aus dem sich ein dauernder und gehaltvoller brieflicher Verkehr entwickelte. Lady Lytton ist unserer Dichterin „eine der reizendsten Verkörperungen des Weiblichen", um deren Wohlergehen sie die „Angst eines Besitzers" fühlt.

Sehr interessant sind George Eliots Briefe an Lady Ponsonby, die sich ihrem Inhalte nach über die höchsten Fragen erstrecken und auf die wir bei der Betrachtung der Lebensanschauung der Dichterin zurückkommen werden. Die Dame wandte sich zuerst im Jahre 1874 an George Eliot, wo sie, zu sehr freien Überzeugungen über Gott und Unsterblichkeit gelangt, ihr ihre Unzufriedenheit mit und ihre Interesselosigkeit an dem menschlichen Dasein auseinandersetzte und sie herausforderte, denjenigen Standpunkt zu entwickeln, von dem aus eine Versöhnung des Individuums mit der entgöttlichten Welt möglich sei.

Als George Eliot im Mai 1869 von ihrer vierten italienischen Reise zurückkehrte, fand sie einen Brief von Mrs. Harriet Beecher-Stowe vor, der sie mit „liebe Freundin" anredete und überschwengliche Lobpreisungen ihrer Dichtungen und der Werke ihres Mannes enthielt — u. a. hieß es z. B. von dessen „Geschichte der Philosophie", daß sie „bestimmt sei, alles zu lösen und festzustellen." — George Eliot wies das unkritische Lob mit Ruhe und Festigkeit zurück, ergriff aber doch die dargebotene Hand einer Frau, die in allem, ihrer frömmelnd-beschränkten Lebensanschauung, ihrer halb sensationellen, halb flachen Romanschreiberei, ihrem geringen sittlichen Takte so weit unter ihr stand. Man begreift nicht recht, was Mrs. Stowe den Mut gab, eine wirkliche und große Dichterin als ihresgleichen zu behandeln. War ihr der allerdings gewaltige Erfolg von „Onkel Toms Hütte", den sie doch nur der guten und geschickt ausgenutzten Tendenz und nicht etwa irgend welchen poetischen Vorzügen verdankte, zu Kopfe gestiegen? Waren es die neuen Sprossen ihrer nicht

immer reinen Phantasie, mit denen dieser litterarische busy-body die Welt im Jahre 1869 zu erschüttern gedachte? Wir meinen nicht „Old Town Folks“, das nach Inhalt und Form lesenswerth ist, sondern den im September dieses Jahres in „Macmillan's Magazine“ veröffentlichten weltberüchtigten Schand-Artikel über Byron. Was war die Wirkung dieser schmählichen Verleumdung eines Toten auf George Eliot? Selbst wenn sie Mrs. Stowe vollkommene bona fides zutraute, wenn sie selbst, was allerdings der Fall gewesen zu sein scheint, an das Verbrechen Byrons glaubte, mußte ihrem reinen Sinn, dem litterarischer Klatsch aufs tiefste verhaßt war, der sittliche Standpunkt einer Frau, die sich nicht schämte, auf unzureichende Beweismittel gestützt, eine so schmutzige Geschichte öffentlich vorzutragen, beklagenswerth erscheinen? Wir begreifen, daß eine Frauen-Natur wie George Eliots sich von dem Menschen und dem Dichter Byron abgestoßen fühlen mußte: Felix Holt läßt sie an Esther eine Philippika gegen die Lektüre Byrons richten; in einem Briefe an Sarah Hennell (21. September 1869) nennt sie ihn das „pöbelhafteste Genie, das jemals eine große Wirkung in der Litteratur hervorgebracht hat“ und die allgemein gefällten, d. h. also doch wohl, lobenden Urteile über seine Poesie „überspannten Unsinn“. Hat nun die Abneigung gegen das betroffene Objekt sie in diesem Falle über die subjektive Seite der Handlungsweise der Mrs. Stowe getäuscht? — Es scheint fast so. Jedenfalls wurde der Briefwechsel fortgesetzt, und sie sollte im Laufe desselben wunderbare Dinge erleben. Daß Mrs. Stowes religiöser Standpunkt innerhalb der engen Grenzen des Presbyterianismus lag und George Eliot in ihren Briefen auf Anschauungen stieß, die für sie vollkommen überwundene waren, mochte noch hingehen. Aber Mrs. Stowe und ihr Gatte waren halb oder ganz überzeugte Spiritisten und kramten nun ihre übersinnlichen Erfahrungen in ihren Briefen aus. Eine Gläubige zu finden, konnten sie schwerlich erwarten; und George Eliot bedenkt sich nicht, die spiritistischen

Wahrnehmungen als entweder „entehrende Thorheit“ oder „schamlose Heuchelei“ zu bezeichnen. Sie „muß freimütig bekennen, daß sie nur geringes Interesse an diesem Treiben hat, da ihr das Leben für die erhabenen und Ehrfurcht erregenden Offenbarungen einer naturgemäßen und verständlicheren Art, mit deren unvollkommener Erkenntniß sie sterben wird, zu kurz erscheint.“ Aber sie war doch zu einer gewissen höflichen Teilnahme an Bestrebungen, die ihr unsinnig vorkamen, verpflichtet, und es streift jedenfalls hart an das Lächerliche, wenn ein so souveräner Geist in der Herablassung so weit gehen muß, wie die folgenden an Mrs. Stowe gerichteten Worte es zeigen: „Ihr Versuch mit der planchette (Korsett-Stange?) ist erstaunlich; aber daß die Worte, welche sie [die planchette] geschrieben hatte, von dem Geiste der Charlotte Bronte diktirt gewesen sein sollen, ist mir (ob mit Recht oder nicht) (!) — — so ungeheuer unwahrscheinlich, daß ich es nur anerkennen könnte, wenn jede andere Erklärung als unmöglich nachgewiesen würde.“ Das heißt — bei aller offenkundigen Ironie — die Nachsicht zu weit treiben; es wäre gut gewesen, wenn George Eliot die Fähigkeit besessen hätte, solche aufdringliche und doch schwerlich erwünschte Liebe von sich zu weisen. Das Verhältnis der beiden Frauen bringt uns die Worte auf die Zunge, welche Gretchen an Faust richtet, als sie ihn in der Gesellschaft des Mephistopheles sieht.

Unter den neuen männlichen Freunden steht in erster Reihe der Jurist und Sozial-Politiker Frederic Harrison,[74] der ihr Berater in allen juristischen Fragen ihrer sozialen Romane und ihr außerdem verbunden war durch seine Begeisterung für Comte — er gründete 1870 die Gesellschaft der Positivisten in London. Neben ihm sind zu nennen der Positivist Beesley, die Philologen Deutsch[75] und Pattison, welcher letztere das Urbild des Mr. Casaubon gewesen sein soll, der Litterarhistoriker Masson,[76] der Mediziner Sir James Paget, der Maler Burne Jones, die Dichter Tennyson, Allingham,[77]

Miß Thackeray und Turgenjew. Den letzteren finden wir weder in den Briefen noch in den Tagebüchern namentlich erwähnt. Aber Mr. Croß versichert uns, daß sie ihn bei einem Besuche in England kennen lernte und seitdem durch die Bande der aufrichtigsten Sympathie mit ihm verknüpft war: „sie habe niemals", habe sie ihm erzählt, „eine litterarische Persönlichkeit getroffen, an deren Verkehr sie einen so vollkommenen und rückhaltlosen Genuß gehabt habe".

Die für George Eliots Leben bedeutungsvollste Bekanntschaft, welche sie in dieser Zeit machte, war die mit der Familie ihres späteren Gatten, Mr. Croß; und merkwürdig ist es, daß es auch dieses Mal Spencer war, welcher die Bekanntschaft vermittelte. Im Oktober 1867 machten Spencer und Lewes eine Fußtour durch Surrey; auf dieser kamen sie auch durch Weybridge, wo Mrs. Croß, eine alte Bekannte des ersteren, wohnte. Mr. Lewes wurde ihr vorgestellt und wußte die Witwe und ihre Töchter durch seine glänzenden geselligen Talente so für sich einzunehmen, daß sich aus diesem Besuche eine dauernde Freundschaft zwischen dem Lewesschen Paare und der Croßschen Familie entwickelte. Lewes lud eine Tochter der Mrs. Croß, welche soeben ein Bändchen lyrischer Gedichte veröffentlicht hatte, ein, seine Frau zu besuchen; dieser Einladung folgte sie und kehrte heim, bezaubert von der herablassenden Freundlichkeit der ruhmgekrönten Dichterin. Mr. Croß lernte seine zukünftige Frau auf deren vierter italienischer Reise im Frühjahr 1869 kennen in Rom, wo die beiden Familien zufällig zusammentrafen. Ein inniger Verehrer und tiefer Kenner der Eliotschen Dichtungen, war er wunderbar berührt von der Gegenwart einer Persönlichkeit, die sein Denken so lange Zeit beschäftigt hatte; der erste Eindruck, den er damals empfing, steht ihm noch heute lebhaft vor Augen: „Durch das Dunkel dieser 15 Jahre und all ihrer Ereignisfülle hindurch glaube ich immer noch, den tiefen, ernsten, musikalischen Klang ihrer Stimme zu hören, wie ich ihn da-

mals hörte; glaube ich noch, die schöne Stirn zu sehen, umrahmt von dem üppigen rötlich-braunen Haar, das längliche Haupt, das nach hinten zu breiter wurde; die grau-blauen, ihren Ausdruck beständig wechselnden Augen, immer mit einem liebevollen, gleichsam um Verzeihung bittenden Blick auf meine Mutter gerichtet, die feingeformten, schlanken, durchsichtigen Hände, und ein ganzes Wesen, das in vollkommenster Harmonie mit allen Erwartungen zu stehen schien, die man von der Verfasserin der „Romola" zu hegen berechtigt war." — Das nächste Mal, es war im August desselben Jahres, trafen sie sich in Weybridge — es scheint der erste Besuch gewesen zu sein, den George Eliot dort machte. Bei dieser Gelegenheit wurde sie froh überrascht und tief gerührt durch den Vortrag einiger ihrer Lieder aus der „Spanischen Zigeunerin", welche Mrs. Bullock, eine andere Schwester des Mr. Croß, selbst komponiert hatte. Hierauf wurden die Besuche häufiger und der Briefwechsel, der hauptsächlich mit Mrs. Croß und ihrem Sohne geführt wurde; lebhafter, die Weihnachtstage wurden fast regelmäßig in Weybridge verlebt.

Trotz der großen Zahl dieser Bekannten, blieb George Eliot formellen Mittags- oder Abend-Gesellschaften immer abgeneigt. Dagegen behielt sie die zwanglosen Empfänge an Sonntagen bei, die von einer kleinen Anzahl intimer Freunde ausgehend, sich allmählich auf eine große Mannigfaltigkeit interessanter Leute erstreckten. Mr. Croß giebt ein lebendiges Bild dieser Zusammenkünfte und der Rolle, welche das Lewessche Paar darin spielte. „George Eliot war nichts weniger als eine typische Salondame. Es bereitete ihr in geistigem Sinne Schwierigkeiten, von einer Person zur andern sich zu bewegen. Im Gespräch mit einem nach dem andern viele unzusammenhängende Gegenstände oberflächlich zu behandeln, war ihr weder interessant noch angenehm. Sie nahm die Dinge zu ernst, und fand selten die Anstrengung, andere zu unterhalten, durch einen entsprechenden Gewinn belohnt-

Glücklicherweise besaß Mr. Lewes alle Eigenschaften, welche der Wirtin abgingen. Ein glänzender Causeur, ein amüsanter Erzähler, äußerst erfinderisch in der Kunst, verschiedene Gruppen im Gespräch zusammenzubringen, und unangenehme Pausen zu überbrücken, wußte er diesen Zusammenkünften das meiste von dem geselligen Erfolge zu sichern, den sie erzielten. Viele dieser Gesellschaften waren außerordentlich anziehend und interessant, besonders wenn sie nicht zu überfüllt waren und eine allgemeine Unterhaltung aufrecht erhalten werden konnte. Aber je größer die Zahl der Besucher wurde, desto schwieriger war das durchzuführen, da der englische Charakter sich den Anforderungen des Salon-Lebens nicht leicht anbequemt. Es herrscht dann eine verhängnisvolle Neigung, in kleine Gruppen auseinanderzufallen.

„Die Geselligkeit in der Priory wurde häufig belebt durch Musik, wenn tüchtige Musiker zufällig zugegen waren. Ich glaube indessen, der Hauptreiz für die meisten Besucher bestand darin, ein paar Worte mit George Eliot allein zu sprechen. Wenn die Salon-Thür sich öffnete, zeigte ein erster Blick sie immer in demselben niedrigen Lehnstuhl auf der linken Seite des Kamins. Beim Eintritt wurde das Auge des Besuchers sofort aufgehalten durch das massive Haupt. Das üppige, jetzt mit Grau untermischte Haar war verdeckt durch einen Spitzenüberwurf in Mantillen-Form, der auf dem Scheitel in einer Spitze endete. Wenn sie in eine Unterhaltung verwickelt war, war ihr Körper gewöhnlich vorwärts geneigt mit eifrigem, ängstlichem Verlangen, der Person, mit der sie sprach, so nahe wie möglich zu kommen. Es war ihr sehr zuwider, laut zu sprechen, und sie war oft so gänzlich von der Unterhaltung in Anspruch genommen, daß die Anmeldung eines eintretenden Besuchers häufig von ihr nicht bemerkt wurde. Aber sobald ihre Augen sich emporhoben und einen Freund erkannten, lächelten sie ein seltenes Willkommen — aufrichtig, herzlich, würdig — ein Willkommen, von dem man

fühlte, daß es direkt aus dem Herzen kam. Früh am Nachmittag, wenn nur ein oder zwei Gäste da waren, war das Gespräch immer allgemein und amüsant. Mr. Lewes war ebenso gut in einer Gesellschaft von Dreien wie in einer Gesellschaft von Dreißig zu gebrauchen — ja, besser: denn seine Verve hing nicht im geringsten von der Menge seines Auditoriums ab, und sein Redefluß war weniger unterbrochen. Die Unterhaltung war keine Anstrengung für ihn; auch für sie nicht, solange die Zahl der dabei Beteiligten nicht zu groß war, und die Gegenstände interessant genug waren, um eine Debatte anzuregen. Aber ihr Gespräch war wohl immer am genußvollsten zu Zweien. Es war nicht auf Effekt berechnet, nicht Zungenfertigkeit, sondern quoll aus ihrem Herzen und Geiste empor, die nur in Anspruch genommen waren von der einen Person, mit der sie zufällig sprach. Sie war niemals abgeneigt, ihr Bestes zu geben, soweit wenigstens ihr Wunsch zu geben in Frage kam. Neben den Sonntags-Empfängen waren die Thüren der Priory einem kleinen Zirkel von Freunden auch an andern Tagen der Woche geöffnet. Abendgesellschaften gab es sehr wenige, glaube ich, nach 1870. Ich erinnere mich an reizende kleine Diners — von niemals mehr als sechs Personen; und an einen denkwürdigen Abend, wo der Poeta Laureatus [Tennyson] „Maud", „die nördlichen Farmer" und Teile von anderen Gedichten vorlas. Es war sehr interessant, bei dieser Gelegenheit die berühmtesten Vertreter der zeitgenössischen englischen Litteratur Seite an Seite sitzen zu sehen."

Aber nicht bloß anerkannte Größen fanden freundliche Aufnahme in dem Lewesschen Hause, sondern auch, wie uns Miß Blind erzählt und wir auch an den in den Tagebüchern erwähnten Namen erkennen können, junge Leute, die noch in Obskurität lebten und strebten, und in denen die liebevollen Wirte die Verheißung künftiger Vortrefflichkeit ehrten.

Abgesehen von diesen regelmäßigen Empfängen blieb das

Leben George Eliots auch in dieser Periode ein zurückgezogenes, der Produktion und dem Studium gewidmetes. Nachdem sie im Jahre 1864 im Hinblick auf ihre „Spanische Zigeunerin" Spanisch gelernt hatte, erstreckte sich ihre Lektüre über alle älteren und neueren Kultursprachen, einschließlich des Hebräischen. Besonders stark vertreten finden wir die griechischen Klassiker: Homer, Äschylus, Theokrit, Aristophanes, Plato, Aristoteles. Auch die ältere englische Litteratur fühlte sie jetzt ein Bedürfnis kennen zu lernen und stieg hinauf über Spenser, Drayton, Ben Jonson, Percys „Reliques" bis zum Mittelenglischen des Chaucer. Daneben zeigte sie jetzt ein starkes Interesse für Naturwissenschaften; wir finden unter den gelesenen Büchern Werke aus allen naturwissenschaftlichen Gebieten, über Physik, Akustik, Botanik, Zoologie; bei einem Besuche in Oxford ließ sie sich von Dr. Rolleston ein menschliches Gehirn sezieren. Auch das Studium der Philosophie, besonders Comtes und Spencers, wurde eifrig betrieben.

Alle diese Arbeiten wurden zum größten Teil mit ihrem Gatten gemeinsam vollbracht, der auch seinerseits nach einer seltenen Totalität der Bildung hinstrebte; so z. B. hatte er sich in den Jahren 1870—72 zu einem leidlichen Mathematiker herangebildet. Daneben verfolgte er seine eigenen Arbeiten, die journalistischer und wissenschaftlicher Natur waren. 1865 war er der Begründer der „Fortnightly Review" geworden; die Hauptarbeit dieser Zeit ist indessen sein großes dreibändiges Werk „Problems of Life and Mind", das, erschienen in den Jahren 1874—77, infolge seiner vertieften psychologischen und physiologischen Studien Anspruch auf selbständige Bedeutung hat. 1877 erschien auch seine Arbeit „The Physical Basis of Mind".

Was das äußere Leben der Gatten betrifft, so sind nur einige größere Reisen und einige, zum Teil traurige Familienereignisse zu erwähnen. Im Beginn des Jahres 1867 wurde eine Tour nach Spanien angetreten, vorzugsweise veranlaßt

durch die Dichtung „Die Spanische Zigeunerin". Die Reisenden gingen von Biarritz aus über die Nordost-Ecke von Spanien (Saragossa, Lerida, Barcelona) hinweg, fuhren mit dem Dampfer die Ost- und Südküste entlang über Alicante nach Malaga, durchfuhren dann die Südwest-Ecke (Granada, Cordoba, Sevilla), um schließlich quer durch Spanien hindurch, über Madrid nach Biarritz zurückzugelangen. Mitte März waren sie nach zweimonatlicher Abwesenheit wieder in ihrer Heimat. Im März 1869 wurde die vierte italienische Reise unternommen, die zwei Monate in Anspruch nahm und sie wieder nicht über Rom hinausbrachte. Neben wiederholten Reisen in und durch Deutschland wurden auch verschiedene Teile Frankreichs auf längeren und kürzeren Touren in Augenschein genommen.

In diese Zeit fällt die Verheiratung von Lewes' ältestem Sohne Charles, der sich bereits 1864 verlobt hatte. Der jüngste, Herbert, scheint 1867 seinem Bruder Thornton nach Natal nachgegangen zu sein, wo sie zusammen eine Farm bewirtschafteten. Zwei Jahre danach kehrte Thornton zurück, schwer krank an einem Rückenmarkleiden; die liebevollste Pflege konnte den Fünfundzwanzigjährigen nicht vom Tode retten, welcher noch im Oktober des Jahres 1869 erfolgte. Herbert wurde den Gatten ebenfalls schon im Jahre 1875 entrissen; er starb — nähere Angaben über Ursache und Ort seines Todes fehlen — wohl in Natal.

Mit dem zunehmenden Alter wurden ihnen die zahlreichen Reisen unbequem; es stellte sich daher der Wunsch ein, in England selbst, nicht zu weit von London entfernt, ein Landgut zu erwerben, auf dem sie den größeren Teil des Sommers zubringen könnten. Schon 1872 erhielt Mr. Croß den Auftrag, sich nach einem passenden, vor allen Dingen in schönster Midland-Szenerie gelegenen Grundstück umzusehen. Zur Ausführung indessen kam der Gedanke erst im Dezember 1876. Der Landsitz, den sie sich ausgesucht hatten, Witley, lag im

südlichen Surrey nahe dem kleinen Fabrikstädtchen Godalming am Wey. Nach der Beschreibung des Mr. Croß stand das Haus auf einem Hügel inmitten einer lieblichen, charakteristisch englichen Landschaft. Im Vordergrunde Felder mit Waldstückchen untermischt und in Wellenlinien aufsteigend bis zu dem kleinen Plateau von Haslemere; ringsherum Fichtenwälder, Unterholz, Dorfweiden und Hügel mit Heidekraut bedeckt; das Ganze belebt von prächtigen alten, moosbewachsenen Häuschen, unter Bäumen und Blumen halb versteckt. Durch die Thalmulde führt die Bahn in kaum einer Stunde nach London hin. Das war eine Landschaft recht nach dem Herzen der Dichterin, in der nur etwas fehlte, das Wasser. Das Haus selbst war von einem etwa drei Hektare einnehmenden Parke umgeben. Das Leben, welches die Gatten in Witley führten, war ebenfalls ein sehr zurückgezogenes und nur unterbrochen von gegenseitigen Besuchen in und aus der Nachbarschaft, in welcher die Familien der Dichter Tennyson und Allingham, und Sir Henry Hollands, eines häufigen Besuchers der Priory, und nicht gar zu weit die Croßsche Familie ebten. Indessen nur ein sorgloser Sommer war dem Paare n dieser reizenden Zurückgezogenheit gegönnt; der zweite, 878, war beunruhigt von den Vorboten eines schweren chlages, welcher die Dichterin treffen sollte.

Schon lange war Mr. Lewes leidend gewesen. George iots Briefe in dieser ganzen Zeit sind fast noch mehr mit agen über den Gesundheitsstand ihres Mannes als über ren eigenen erfüllt. „Mr. Lewes", schreibt Mr. Croß, „war st beständig leidend. Auf unseren Ausfahrten in die Umgend von Witley wurde er mitunter plötzlich von heftigen, ampfartigen Schmerzen ergriffen. Ich glaube, er wußte bst, daß es mit ihm ernstlich schlimm stand; aber sobald e Schmerzen aufhörten, kehrte die außerordentliche Lebendigit seines Temperaments zurück. Nichts als der Tod konnte ese helle Flamme auslöschen. Selbst an seinen schlimmsten

Tagen hatte er immer eine gute Geschichte zu erzählen; und ich entsinne mich eines Falles, wo er im Salon von Willey zwischen zwei Schmerz-Anfällen mit großem Feuer, wenn auch mit wenig Stimme den größten Teil der Tenor-Partie vom „Barbier von Sevilla" durchsang, während George Eliot ihn begleitete und beide sich des Scherzes herzlich erfreuten." — Im November, als die Gatten wieder in London waren, erkältete sich Mr. Lewes schwer auf einer Ausfahrt und mußte sich unter starkem Fieber zu Bette legen. Er starb nach einem Krankenlager von wenigen Tagen am 28. November 1878. „Er wußte garnicht, daß er starb", so schildert George Eliot sein Ende, „und schlief ruhig ein nach einer zehntägigen Krankheit, bei der das Leiden verhältnismäßig gelind war." Das letzte, was Lewes für seine Gattin that, war die Absendung des Manuskripts von „Theophrastus Such" an Blackwood. —

So hatte der Tod ein Band, das sich im Laufe eines Vierteljahrhunderts immer fester und inniger um diese beiden Liebenden gelegt, sie fast zu einem, untrennbaren Wesen verschmolzen hatte, zerrissen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Zweite Heirat und Tod.

Der Schmerz George Eliots über den Tod ihres Gatten war ein fassungsloser, allen Trost verschmähender. Die Briefe ihrer Freunde lagen unerbrochen da, niemand von ihnen erhielt bei ihr Zutritt, außer Charles Lewes, der ihr in der Ordnung der nachgelassenen Manuskripte seines Vaters helfen mußte. Alles Denken, zu dem sie fähig war, bewegte sich nur um ihren langjährigen Gefährten; das auszuführen, was sie als den Wunsch ihres Mannes kannte oder voraussetzen konnte, war der einzige Zweck, den ihr Leben noch zu haben schien. Am 1. Januar, wo sie einen meist frohen, dankerfüllten Rückblick auf das verflossene Jahr zu halten pflegte, finden sich in ihrem Tagebuche dieses Mal nur die Worte: „Hier sitze ich und der Gram." Diese wochenlange Trostlosigkeit, die ihrem Geiste wie ihrem Körper verhängnisvoll zu werden drohte, erregte die größte Besorgnis ihrer Freunde. Und so drang denn endlich, Ende Januar, ihr alter Hausarzt und langjähriger Freund, Sir James Paget, zu ihr, um ihr den ersten Trost zu spenden. Andere Besuche, wie den ihrer innigst geliebten Freundin Barbara Bodichon, lehnte sie ab. „Ich segne Dich für all Deine Liebe zu mir", schreibt sie ihr, „aber ich bin ein zerschmettertes Geschöpf und schrecke vor der zartesten Berührung zurück." Auch Mr. Croß weist sie von sich: „Ich

möchte noch eine kleine Zeit leben, damit ich gewisse Dinge um seinetwillen thun kann. Deshalb suche ich, meine Kraft aufrecht zu erhalten, und arbeite, soviel ich kann, um meinen Geist vor Schwachsinn zu schützen. Aber das ist vorläufig alles." Auf eine Aufforderung der Madame Bodichon zu irgend einem Ortswechsel erwidert sie im Februar: „Ich bin nicht in der Verfassung, irgend eine Reise zu unternehmen. Ich bin noch nicht einmal vor der Thür gewesen. Und wenn ich auch sonst dazu im stande wäre, ich könnte es nicht ertragen, von den Gegenständen fortzugehen, die er brauchte und auf denen seine Augen zu ruhen pflegten."

Erst am 23. Februar, nachdem sie ihn dreimal abgewiesen hatte, empfing sie den ersten Besuch von Mr. Croß, dessen Einladung nach Weybridge sie indessen ablehnte. Allmählich begann ihre elastische Natur sich von dem Schlage wieder aufzurichten. Im März empfing sie ihre alten Freunde wieder einen nach dem anderen; ihr liebevolles Interesse an ihnen, wie am Leben überhaupt, erwachte wieder, wie wir aus der sich belebenden Korrespondenz ersehen. Der Mai brachte außerdem Ereignisse, die dazu angethan waren, ihre Lebensgeister zu erhöhen. Es erschien eine nachgelassene Arbeit[78]) von Lewes, die sie selbst für den Druck vorbereitet hatte: „The Study of Psychology",*) und ihre letzte litterarische Schöpfung, welche Lewes kurz vor seinem Tode an Blackwood gesandt hatte, „Theophrastus Such". Beide Werke fanden bei dem Publikum eine vortreffliche Aufnahme.

Eliot hatte sich nicht entschließen können, unmittelbar nach Lewes' Tode ein eigenes Werk zu veröffentlichen, welches der Welt gezeigt haben würde, daß in ihrer Seele neben dem Schmerze noch Gedanken an litterarische Erfolge Raum hätten. So sollte „Theophrastus Such" wohl fertig gedruckt, die Ver-

*) Gegen Ende des Jahres erschien noch ein letzter Band von Lewes' „Problems of Life and Mind".

öffentlichung aber auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben werden. Fast wäre sie ganz unterblieben. „Ich bin so unzufrieden mit „Theophrastus", während ich die Korrektur lese," schrieb sie an Blackwood, „daß ich mir vorgenommen habe, ihn in seiner ursprünglichen Form zu unterdrücken und ihn noch einmal zu schaffen, sobald ich — wenn überhaupt — die Kraft dazu wiedererlange." Sie ließ sich von Blackwood indessen leicht zu der entgegengesetzten Ansicht bekehren. „Wenn Sie überhaupt gefürchtet hätten", schreibt sie ihm jetzt als Antwort, „daß das Buch meinem Ansehen Abbruch thun würde, würden Sie nicht den Wunsch ausgesprochen haben, es in der gegenwärtigen Form vor das Publikum zu bringen . . . Es sind allerdings Dinge darin, welche ich mir von der Seele sprechen möchte, und wenn das Buch eine meinen anderen Schriften entsprechende Wirkung ausübte, so würde die Form sehr gut geeignet sein für eine „zweite Serie."" — So erschien „Theophrastus Such" Ende Mai und hatte einen Erfolg, der der Dichterin in ihrer gedrückten Stimmung große Genugthuung gewährte. Bereits im Juli mußte eine dritte Auflage veranstaltet werden.

Schon der Titel, der uns des alten Theophrasts „Charaktere" nahe legt, giebt einige Auskunft über den Inhalt. Ob George Eliot jenen griechischen Klassiker gekannt hat, ist sehr zweifelhaft; wenigstens wird sein Name in den Tagebüchern, die alle Einzelheiten gerade ihrer griechischen Lektüre sehr genau bezeichnen, nicht genannt. Dagegen kannte sie Labruyères „Caractères", die hinsichtlich ihres litterarischen Charakters zweifellos vorbildlich für „Theophrastus Such" gewesen sind: auch dieses Werk enthält Schilderungen sozialer Verhältnisse und Typen — die letzteren nur litterarischer Gattung — des 19. Jahrhunderts. Theophrastus schildert sich als einen alten Junggesellen, der niemals auf irgend einem, geistigen oder materiellen, Gebiete des Lebens Glück gehabt hat; körperlich unansehnlich, arm und ohne hohe Bekanntschaften, lebt er still für sich, nur dem Genusse hingegeben über das, was er erlebt

hat und erlebt, seine Gedanken zu haben und niederzuschreiben. Er ist also ein Mann wie Souvestres „Philosophe sous le Toit", von dem wir eine gemütlich durchwärmte, humorvolle Lebensschilderung erwarten. Dieser Ton ist indessen nur in den ersten Kapiteln „Looking Inward" und „Looking Backward" festgehalten. Meistenteils finden wir einen anderen, der schwer zu klassifizieren ist: er ist nicht humoristisch, weil zu frostig, nicht satirisch, weil zu wenig pointiert; und sollten sich selbst aus der Fülle der Abstraktionen einige Pointen erheben können, sie würden doch wieder versinken in dem Meer der ungeheueren Perioden. Schließlich finden wir noch einen dritten Ton, der noch weniger dem demütigen Wesen des armen Theophrastus entspricht, in einigen Artikeln, in denen George Eliot selbst, ihre anfängliche Einkleidung des Stoffes ganz vergessend, von der Höhe ihres sittlichen Bewußtseins herab spricht und mit der ganzen Wucht ihrer Persönlichkeit auf uns zu wirken sucht. Es sind die Artikel: „Debating the Moral Currency", „Moral Swindlers" und „The Modern Hep! Hep! Hep!", die wir neben jenen oben genannten für die besten halten.

Daß die Dichterin in der Schilderung gewisser litterarischer Charaktere — die freilich für das Leben im großen wenig ins Gewicht fallen — nichts Oberflächliches geboten haben wird, davon wird jeder überzeugt sein, der die charakterologischen Exkurse ihrer Romane kennt. Hinsichtlich der Tiefe ihrer Charakteristik überragt sie Labruyère zweifellos, der mehr die Oberfläche der Menschen und Dinge abzeichnet, allerdings in einem Stile, der in seiner Strenge und Gedrungenheit, in seiner Kraft und Prägnanz ein klassisches Muster hätte sein können für den Zweck, den sich die Dichterin in ihrem „Theophrastus" vorgesetzt hatte. Wir glauben fest, daß der dichterische Ruhm George Eliots durch die Nicht-Abfassung und Nicht-Veröffentlichung des „Theophrastus Such" ganz unberührt geblieben wäre.

Ein Brief der Madame Bodichon vom 12. Juni 1879 giebt uns ein Bild von der Dichterin, nachdem sie sich über ihren schweren Verlust gefaßt hatte: „Ich verbrachte eine Stunde mit Marian. Sie war außerordentlich munter und nahm mir die Sorge um sie — wenn sie auch schrecklich zusammengefallen ist und in ihrem langen, weiten schwarzen Kleide wie der schwarze Schatten ihrer selbst aussieht. Sie sagte, sie hätte so viel zu thun, daß sie sich tapfer halten müßte — „die Welt wäre so ungemein interessant". Wir waren beide einig in der großen Liebe, die wir zum Leben haben. Wirklich, ich glaube, sie wird uns mehr als je leisten".

Unter den Ursachen dieses erfreulichen Wechsels waren die zarten Bemühungen eines edlen Mannes, der sich das Wohlbefinden der Dichterin mehr als alles angelegen sein ließ. In dieser Zeit der Trübsal entwickelte sich eine innige Freundschaft zwischen George Eliot und Mr. Croß. Er beschreibt die Entstehung dieses Verhältnisses selbst. „Von dieser Zeit an (April 1879) besuchte ich George Eliot beständig. Meine Mutter war im Beginn des vergangenen Dezembers gestorben — eine Woche nach Mr. Lewes; und da mein Leben mit dem ihrigen innigst verbunden gewesen war, suchte ich neues Interesse zu gewinnen durch eine neue Beschäftigung. Da ich nur wenig vom Italienischen verstand, begann ich Dantes „Inferno" in Carlyles Übersetzung. Das erste Mal, als ich George Eliot danach sah, fragte sie mich, was ich thäte, und als ich es ihr sagte, rief sie: „Oh, das muß ich mit Ihnen lesen." So geschah es. In den folgenden zwölf Monaten lasen wir das „Inferno" und das „Purgatorio" zusammen — nicht in dilettantischer Art, sondern mit sehr genauer und sorgfältiger Untersuchung des Baues jedes Satzes. Die wunderbare Anregung, die von solch einer Lehrerin ausging, machte die Lektüre zu einer wahren Liebes-Arbeit. Ihre sympathetische Freude an der Anregung meiner erwachenden Begeisterung

für Dante trug dazu bei, ihren Geist von schmerzlichen Erinnerungen abzulenken. Der göttliche Dichter entführte uns in eine neue Welt. Es war eine Erneuerung des Lebens... Ich war gewöhnlich ein- oder zweimal jede Woche [in Witley], da ich in Weybridge, also in bequemer Nähe wohnte.. Außer Dante lasen wir in dieser Zeit viel aus Sainte-Beuves „Causeries" und aus Chaucer, Shakspere und Wordsworth." Ende Oktober, ehe sie nach London zurückkehrte, machte George Eliot einen kurzen Besuch in Weybridge. Auch in dem folgenden Winter war Mr. Croß ihr ständiger Besucher und Begleiter auf ihren Ausgängen, die sich vorzugsweise nach Museen richteten. „Diese beständige Gemeinschaft nahm mich vollkommen in Anspruch, und gewährte ein neus Interesse", so erzählt Mr. Croß weiter. „Ein Band gegenseitiger Unentbehrlichkeit war zwischen uns geknüpft worden. Am 28. März [1880] kam sie nach Weybridge und blieb bis zum 30.; und am 9. April wurde es endlich entschieden, daß unsere Hochzeit stattfinden sollte so bald und so geheim als thunlich war." —

Eine eigentümliche Situation war es, in der sich die 61jährige Dichterin nach ihrer Verlobung mit dem viel jüngeren Manne befand. Für sie selbst scheint eine derartige Ehe nichts Unerhörtes gehabt zu haben. Als sich die Romandichterin Miß Thackeray 1877 mit einem 20 Jahre jüngeren Manne verheiratete, schrieb sie an Madame Bodichon: „Dies ist einer von mehreren Fällen, die mir in jüngster Zeit bekannt geworden sind, welche zeigen, daß junge Männer selbst mit glänzenden äußeren Vorzügen oft eine Frau zur Lebensgefährtin wählen, deren Reize hauptsächlich geistiger Natur sind." Es ist auch wohl zweifellos, daß Mr. Croß, wie der Verlobte Miß Thackerays, die naturgemäße Vorbedingung eines solchen Verhältnisses erfüllt und den Abstand der Jahre „durch seine Gediegenheit und seinen Ernst hoffnungsvoll überbrückt" haben wird. Aber sie konnte sich unmöglich verbergen, daß die Welt im allgemeinen und ihre Freunde im

nderen die Ansicht Shaksperes für begründet halten
den:

Wähle doch das Weib
Sich einen Ältern stets! So fügt sie sich ihm an,
So herrscht sie dauernd in des Gatten Brust.
Denn . . wie wir uns auch preisen mögen,
Sind unsre Neigungen doch wankelmüt'ger,
Unsichrer, schwanker, leichter her und hin
Als die der Fraun —

ihnen ein solcher Schritt viel schwerer verständlich sein
de als ihr selbst und ihrem Verlobten, zumal da in ihrem
r die intimste Freundschaft zu einem jüngeren Manne
ohne das Band der Ehe gänzlich unanstößig gewesen
würde. Daß das Gefühl ihres Glückes kein ungemischtes
, zeigt sich auch in einem Briefe, den sie kurz nach der
obung an ihre Schwägerin, Miß Eleanor Croß, schrieb:
me Eure Liebe, glaube ich nicht, daß es mir möglich ge-
n wäre, diese wunderbare Erneuerung meines Lebens
nehmen. Nichts Geringeres als die Aussicht, von Euch
t geliebt und willkommen geheißen zu werden, hätte
stützen können. Jetzt aber hege ich die Überzeugung,
das Familienleben um so reicher und nicht ärmer
den wird durch Eures Bruders großes Geschenk der Liebe
mir. Dennoch bin ich ein wenig verzagt, wenn ich mir vor-
, was für mich durchzumachen ist — den Anstoß bei
n, die mir wert sind." So wurde die Verlobung nicht
nnt gemacht, und Wochen lang konnte es George Eliot
t über sich gewinnen, den Termin der Hochzeit, zu deren
zug Mr. Croß drängte, zu bestimmen. Erst am 24. April,
sie einen neuen Besuch in Weybridge machte, ließ sie sich
gen, die Trauung auf den 6. Mai festzusetzen. Aber noch
Tage vorher schrieb sie an Madame Bodichon: „Ich bin
Begriff, etwas zu thun, was ich noch vor kurzem selbst
öglich für mich geglaubt haben würde, und deshalb

würde ich mich über niemanden wundern, der meinen Schritt unbegreiflich fände." Und dann erklärt sie, daß diese Verbindung der Abschluß einer langjährigen Freundschaft sei mit einem Manne, „der, nun sie allein ist, sein Glück in der Hingabe seines Lebens an sie fände." Die Überraschung, welche diese Heirat überall verbreiten würde, wollte George Eliot nicht selbst erleben; so brach sie mit ihrem Neuvermählten sofort nach der heimlichen Trauung zu einer längeren Reise auf, ohne daß ihre sämmtlichen Freunde eine Ahnung von dem folgenschweren Wechsel, der in ihrem Leben vorgegangen war, gehabt hätten.

Eine Erklärung für diese unerwartete Verbindung ist wohl in der unverwüstlichen Gefühlsfrische des Künstlerherzens zu suchen; auch die späteren Jahre Göthes bieten bekannte ähnliche Erscheinungen. Wenn die Neuvermählten „über den Kanal gleiten, wie die Heiligen in den Himmel emporschweben"; wenn die junge Gattin „in der Phantasie die ganze Szene in der Kirche und in der Sakristei noch einmal durchlebt und jeden liebevollen Blick aus den Augen derer, die sich ihres Glückes freuten, auch sich ruhen fühlt" — so glauben wir, eine zwanzigjährige Frau sprechen zu hören. Die Empfindung, daß das langjährige, glückliche Verhältnis mit Lewes — so glücklich, daß sie nicht Worte finden konnte, um es auszudrücken — ein gewisses Hindernis sein mußte gegen die Begründung eines zweiten derartigen Verhältnisses, scheint neben dem unaufhaltsamen Drange ihrer Natur nach einem liebeerfüllten Dasein nicht zur Geltung gekommen zu sein. Als sie mit Mr. Croß das alte, in herrlicher Umgebung gelegene Karthäuserkloster bei Grenoble besucht, schreibt sie an den Sohn des Mr. Lewes, Charles: „Nur ein Bedauern hatte ich beim Anblick der erhabenen Schönheit der großen Karthause. Das war, daß Pater [— die gewöhnliche Bezeichnung ihres ersten Gatten dessen Kindern gegenüber —] sie nicht gesehen hatte. Ich würde gern mein eigenes Leben hingeben, wenn er das

Glück anstatt meiner hätte genießen können. Aber*) die Heirat hat mir mein altes Selbst zurückgeben sollen. Ich wurde hart, und wenn ich mich anders entschieden hätte, so würde ich wohl sehr selbstisch geworden sein. Täglich ein liebenswertes Wesen in meiner Nähe zu wissen, und dafür dankbar zu sein, ist die Quelle der Zärtlichkeit und der Kraft zu ertragen". Hier ist etwas von jener Empfindung herauszuhören; wie wenig stark sie aber gewesen ist, zeigt die unbewußte Schwäche einer Argumentation, welche aus der Liebe des einen Gatten gewissermaßen die Notwendigkeit der Liebe eines anderen herzuleiten scheint.

Die eigentliche Erklärung dieses Bundes liegt indessen vor allem in der Persönlichkeit George Eliots, die bei aller Männlichkeit und Größe des Denkens ihren Empfindungen nach ein schwaches Weib war. Sich anzulehnen war ein tief inneres Bedürfnis ihrer Natur, das sie von Jugend auf immer hatte befriedigen können. Immer hatte sie nach einem männlichen Stützpunkt gesucht und ihn gefunden: dem Kinde war es der Bruder, der Jungfrau der Vater und die Brays, in London war es erst Spencer, dann Lewes. Keine Frau hat je eine zartere Behandlung gefunden als George Eliot von Lewes, der es als eine seiner Lebensaufgaben ansah, ihren Weg von allen Hindernissen zu befreien, sie niemals mit den rauhen Wirklichkeiten des Lebens in Berührung kommen zu lassen. Die Sorge für die materielle Existenz, die geschäftliche Korrespondenz George Eliots lag ganz in seinen Händen; seine Ängstlichkeit, jede Unannehmlichkeit von ihr abzuwehren, ging so weit, daß er die Zeitungen, die sie lesen wollte, zuvor durchsah und etwaige Rezensionen ihrer Werke, die sie bei noch so geringen Ausstellungen außer sich bringen konnten, herausschnitt. So stand die alte Frau nach seinem Tode in fast

*) Sonderbare Verbindung! Das „aber" ist wohl gegen einen Einwand gerichtet, den sie im Herzen ihres Stiefsohnes voraussetzt.

kindlicher Hilflosigkeit da; die Abwesenheit jener beständigen zärtlichen Sorge, an die sie gewöhnt war, machte ihr das Leben trostlos. Sie wurde erst wieder froh unter der aufopfernden Freundlichkeit des Mr. Croß; und unter den Empfindungen, mit denen sie dem Manne, welcher ihrem Dasein wieder Interesse und Wert gegeben hatte, die Hand reichte, wird die Dankbarkeit nicht die schwächste gewesen sein. Dieser Auffassung entspricht eine volles Licht verbreitende Stelle in einem an Madame Bodichon gerichteten Briefe: „Dies ist ein wunderbarer Segen, der mir über meine Ansprüche hinaus zufällt, nachdem ich schon gedacht hatte, daß mein Leben zu Ende und mein Sarg, so zu sagen, im nächsten Zimmer bereit für mich stand. Tief unten rinnt wohl ein verborgener Quell der Trauer, aber das muß immer so sein bei denen, welche lange gelebt haben — und ich bin noch im stande, mich meines neueröffneten Lebens zu freuen. Ich werde ein besseres, liebevolleres Wesen sein als ich in der Einsamkeit hätte sein können."

Unter den Glückwunschschreiben, die mit dem allmählichen Bekanntwerden ihrer Heirat bei George Eliot einliefen, war eines, das ihr besondere Freude machte: es kam von ihrem Bruder Isaac, der jetzt nach einem mehr als zwanzigjährigen Schweigen seine Verbindung mit ihr wiederanknüpfte. So zeigte sich die Welt ihr noch einmal in rosigem Lichte. — Es war doch nur ein letzter Sonnenblick. —

Die Reisenden gingen durch Frankreich nach Italien, wo sie Mailand, Verona besuchten, um dann einen längeren Aufenthalt in Venedig zu nehmen. Hier erkrankte Mr. Croß, und es erschien nötig, in langsamen Stationen die Rückreise anzutreten. Sie gingen über Innsbruck, München, Stuttgart nach Wildbad, wo sich Mr. Croß wieder vollständig erholte. Am 26. Juli kamen sie auf George Eliots Landsitz Witley an. Erst im Beginn des Dezember siedelten sie nach London über infolge eines Nierenleidens, an dem George Eliot jetzt,

wie schon einmal im vorhergehenden Jahre, längere Zeit daniederlag. Hier, in dem von Mr. Croß gemieteten Hause in Cheyne Walk begann nun wieder das alte behagliche und geistig erfüllte Leben, das George Eliot in der Priory so lange Jahre geführt hatte. Es sollte nur wenige Tage dauern. Während eines Konzertes in St. James' Hall am 18. Dezember erkältete sich die Dichterin; eine Herzbeutel-Entzündung, welche sich darauf einstellte, nahm einen so schlimmen Verlauf, daß sie nach einem nur dreitägen Krankenlager am Abend des 22. Dezember 1880 für immer dahinschied.

Sechstes Buch.

Rückblicke.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

:. Croß über George Eliots Bildung und Charakter.

rge Eliots geistige Bedeutung und Wissensumfang
ir aus ihren Werken, Briefen und Tagebüchern fest=
Die letzteren geben auch, wie wir gesehen haben, über
: und ihre Persönlichkeit interessante Aufschlüsse. Was
sen aus diesem Material zum Zwecke ihrer Charakte=
größerer oder geringerer Sicherheit eruieren konnten,
doch niemals ein so distinktes und authentisches
ihr zu geben, wie das ist, welches einer ihrer lang=
Freunde, und zuletzt ihr Gatte gezeichnet hat. Wir
her die vortreffliche Schilderung des Mr. Croß, an=
nit veränderten Ausdrücken zu wiederholen, wörtlich.
kurze Zeit ihres zweiten ehelichen Verhältnisses wurde,
von der Hochzeitsreise, fast ganz von geistigen Be=
:gen und künstlerischen Genüssen ausgefüllt. „Wir
unsere Lektüre in Witley gewöhnlich mit einigen
der Bibel, welche ihr ein sehr wertvolles und heiliges
r, nicht nur weil sich schöne Erinnerungen aus der
it daran knüpften, sondern auch wegen der tiefen
ung von ihrer Bedeutung in der Entwickelung des
Lebens der Menschheit. Mit besonderem Genusse

las sie einige der schönsten Kapitel aus Jesaias, Jeremias und den paulinischen Briefen. Mit ihrer von Natur vollen, tiefen Stimme, welche durch beständige Übung außerordentlich biegsam gemacht war; mit dem schärfsten Verständnis für die von dem Sinne erforderte Betonung; und mit den feinsten Modulationen des Tones — verlieh ihr Lesen gleichgültigen Dingen einen Zauber, und gab den größten Schöpfungen neuen Sinn und frische Schönheit. Die Bibel und unsere älteren englischen Dichter paßten am besten für die orgelgleichen Töne ihrer Stimme, welche zu ihrer vollen Wirkung eine gewisse Feierlichkeit und Majestät des Rhythmus verlangte. Ihr Vortrag von Milton war besonders fein .... Solch ein Lesen erfordert, um vollendet zu sein, ein seltenes Zusammenwirken von geistigen, sittlichen und physischen Eigenschaften. Es kann nicht nachgeahmt werden. Es ist eine Kunst wie der Gesang — ein persönlicher Besitz, der mit dem Besitzer stirbt, und nichts zurückläßt als die Erinnerung daran. Unmittelbar vor ihrer Erkrankung hatten wir zusammen den ersten Teil des „Faust" gelesen. Die Lektüre des Gedichtes im Original mit einem solchen Interpreten war für mich der Blick in eine neue Welt. Nichts in der gesamten Litteratur bewegte sie mehr als die tragische Situation und der ganze Charakter Gretchens. Es rührte sie tiefer als irgend etwas in Shakspere. Während wir „Faust" lasen, lasen wir beständig zusammen auch Shakspere, Milton und Wordsworth, einige von Scotts Romanen und Lambs Essays, an denen sie großes Gefallen fand. Als Gegenstand ernsteren Studiums lasen wir Professor Sayces „Einführung in die Sprachwissenschaft (Introduction to the Science of Language)". Die Philologie war ein Gegenstand, an dem sie das tiefste Interesse nahm; und hier lernte ich zum ersten Male kennen, was mir wie eine grenzenlose Beharrlichkeit im Fleiße vorkam. Früher hatte ich die Beharrlichkeit kennen gelernt, während wir Gemälde besahen, oder während ich sie schwere Musik vortragen

hörte; denn es war für ihre Natur charakteristisch, daß sie sich ebenso große Mühe gab, ihr Bestes zu leisten, vor einem einzelnen Zuhörer, wie es die meisten Musiker erst vor einem Zimmer voll kritischer Kenner thun würden. Professor Sayces Buch war das erste von denen, die wir zusammen gelesen hatten, welches eine angestrengte Aufmerksamkeit erforderte, und es enthüllte mir deutlicher die energische Konzentration ihrer geistigen Kräfte. Sie konnte ihren Geist Stunden und Stunden angespannt halten; der Körper mochte schwach werden, aber der Geist blieb unermattet.

„Ihr Gedächtnis bewahrte die große Masse des gelesenen Stoffes sicher auf. Selbst von unbedeutenden Büchern behielt sie immer bestimmte und lebendige Erinnerungen. Auf unserer Heimfahrt von Venedig lasen wir französische Romane von Cherbuliez, Alphonse Daudet, Gustave Droz, George Sand. Die meisten dieser Bücher hatte sie vor Jahren gelesen, und ich war erstaunt zu sehen, was für scharfe, genaue Eindrücke sie aufbewahrt hatte nicht nur von allen Hauptcharakteren, sondern auch von allen Nebenpersonen – selbst ihre Namen wußte sie noch meist. Andererseits war ihr Wortgedächtnis nicht immer zuverlässig. Sie getraute sich niemals, ein Citat niederzuschreiben, ohne es nachzuschlagen.

„In fremden Sprachen besaß George Eliot Kenntnisse, die wir bei Frauen viel seltener finden als bei Männern. Bei einer vollständigen litterarischen und gelehrten Kenntnis des Französischen, Deutschen, Italienischen und Spanischen, sprach sie alle vier Sprachen mit Schwierigkeit, obgleich richtig und grammatisch korrekt. Die mimische Gabe, die Laut-Nüancen und den Accent zu treffen, ging ihr ab. Griechisch und Lateinisch zu lesen gewährte ihr tiefen Genuß; und Hebräisch war ein Lieblings-Studium bis zu ihrem Lebensende. In jüngeren Jahren, speziell in Genf, wo sie durch Professor De la Rives Vorlesungen angeregt wurde, hatte sie ein großes Interesse für mathematische Studien gefaßt. Eine Zeit lang beschäftigte

sie sich eifrig und mit wahrem Genuß mit der Geometrie, und sie glaubte, daß sie es zu etwas Bedeutendem in jenem Zweige hätte bringen können, wenn sie in der Lage gewesen wäre, ihn weiter zu verfolgen. In späteren Tagen lag die Himmelskarte beständig auf ihrem Tische in Witley, und sie hatte ein Verlangen nach tieferem astronomischem Wissen .... Ihre Kenntnis wildwachsender Blumen gab unsern Spaziergängen auf den Wegen von Surrey jeden Tag ein neues Interesse, da jede Hecke voll von Wundern ist — für die Wissenden: aber sie würde, glaube ich, ein wirkliches botanisches Wissen, außer elementarer Art, für sich abgelehnt haben.

„Diese umfassende und mannigfaltige Bildung war begleitet von einem ungeheuchelten Mißtrauen in ihr eigenes Wissen — von einem Bewußtsein, wie wenig sie wirklich wußte im Vergleich mit dem, was es für sie möglich gewesen wäre zu wissen. Ihr Maßstab war immer ungeheuer hoch — es war der Maßstab eines Fachmanns." —

Einen sprechenden Beleg für diese Unstillbarkeit ihres Wissensdurstes bietet eine Stelle aus einem Briefe an Sara Hennell (7. Dezember 1866): „Naturwissenschaft, Geschichte, Poesie — ich weiß nicht, was mich am meisten anzieht, und es bleibt mir nur wenig Zeit für irgend eines derselben. Vor zwei Jahren lernte ich Spanisch, und blicke überall in neue Perspektiven. Das bringt mich auf den Gedanken, wieviel Zeit ich weggeworfen habe, als ich jung war — eine Zeit, für welche ich jetzt so dankbar sein würde. Alles würde mir Freude machen, von Arithmetik bis zur Altertumsforschung, wenn ich noch ein langes Leben vor mir hätte. Aber statt dessen bleibt mir nur ein kurzes. Ungeheuchelte, selbstlose, heitere Resignation ist schwer. Aber ich bemühe mich, sie zu erlangen."

Neben den größeren Wissensgebieten, die Mr. Croß nennt, müssen aber auch ihre Spezialstudien, zu denen vorzugsweise ihre Dichtungen Veranlassung gaben, erwähnt werden. Sie

war zu gewissenhaft, um auch hier Dinge zu behandeln, die sie nicht einigermaßen gründlich kannte. Als sie in „Romola" florentinisches Leben am Ende des 15. Jahrhunderts schildern wollte, hat sie in der That so tief eingehende Renaissance-Studien gemacht, wie außer ihr nur Spezial-Historiker unternehmen. Die „Spanische Zigeunerin" veranlaßte sie zu umfassender Lektüre über spanische Geschichte und Geschichte und Charakter der Zigeuner. Eine Figur wie Lydgate, oder die ärztlichen Verhältnisse einer Kleinstadt glaubte sie nicht schildern zu können ohne eine gründliche Kenntnis der Entwickelung der medizinischen Wissenschaft, die sie sich aus einer Anzahl encyklopädischer Werke über dieses Gebiet erwarb. Und das Problem einer Gestalt wie Mordecai war für sie nicht zu lösen, wie zahlreiche Citate in seinen Reden beweisen, ohne den Talmud, die kabbalistischen Schriftsteller und einige hervorragende Gelehrte aus den glänzenden arabischen und spanischen Epochen des jüdischen Geisteslebens zu kennen.

Die Künste zogen sie in ihrer Gesamtheit an; wenn auch nicht gleich stark. In den bildenden Künsten scheint ihr nach dem allgemeinen Tenor ihrer Briefe und speziell der Schilderungen ihrer italienischen Reisen eine gediegene Grundlage historischen Wissens gefehlt zu haben. Ihr Interesse an der Musik war dagegen ein viel intensiveres: das geht nicht bloß hervor aus einer großen Anzahl tief empfundener und wahrer Aussprüche über diese Kunst als solche, die in allen ihren Dichtungen verstreut sind; aus dem herrlichen Preise, den sie ihr in „Jubal" bereitet hat; aus den zahllosen, in ihren Tagebüchern verzeichneten Aufführungen klassischer Musik, die sie besucht. Wir wissen auch, daß sie selbst als ausübende Künstlerin, wenn nicht in der Technik vollendet, so doch in der Auffassung und Wiedergabe weit über den Dilettantismus hinaus war.

Wir lassen Mr. Croß weiter sprechen über das, was er die „Katholizität ihres Urteils" nennt: „Auffallend frei von

dem Geiste der Verkleinerung, sei es in bezug auf ihre Zeitgenossen oder ihre Vorgänger, war sie stets bestrebt, die besten und edelsten Eigenschaften zu erkennen in Menschen und in Büchern, in Fällen, wo sie trotz mancher Einzelheiten, die sie abstießen, eine allgemeine Sympathie empfand. Und diese weitreichende Teilnahme, dieses Verständnis für so viele Gesichtspunkte war es, was ihr die leidenschaftliche Ergebenheit nicht bloß persönlicher Freunde, sondern auch litterarischer Bewunderer aus den weitest entlegenen Gesellschaftskreisen erwarb. Wahrscheinlich haben wenige Menschen jemals so viele vertrauliche Mitteilungen von Vertrauten so verschiedener Geistesrichtungen erhalten. —

„Sie war eifrigst bestrebt, das an den Frauen begangene Unrecht wieder gutzumachen und ihre ganze Stellung in der Gesellschaft zu erhöhen. Dies, glaubte sie, könnte am besten bewirkt werden dadurch, daß die Frauen ihre Art zu arbeiten verbesserten — aufhörten, Dilettanten zu sein. Aber es war einer ihrer schärfst markierten Charakterzüge, daß ihr ganz besonders alles widerstrebte, was mit der Idee eines „Mannweibes" in Verbindung stand. Sie war, und wünschte als Frau zu sein, vor allen Dingen weiblich — „so zierlich mit ihrer Nadel und so wundervoll musikalisch." Sie war auch stolz darauf, eine ausgezeichnete Haushälterin zu sein, — ein Vorzug, der aus ihrer Kenntnis, wie die Dinge gethan werden sollten, aus ihrer Jugenderziehung und aus einem angeborenen peinlichen Ordnungssinn herrührte. Nichts war ihr widerwärtiger als der Gedanke, daß es deshalb, weil eine Frau ausnahmsweise Geistesgaben hatte, recht wäre, daß sie sich selbst dispensieren oder von anderen dispensiert werden sollte von ihren regelmäßigen Haushaltungs-Pflichten.

„George Eliot hatte ein tiefes Interesse an der höheren Bildung der Frauen. . . . Die Gefahr, die sie in dem System der Kollegiats-Erziehung sah, war die mögliche Lockerung der Bande der Familien-Anhänglichkeit und der Familien-Pflichten.

Ihrer Ansicht nach ruhten in dem Familienleben die Wurzeln von allem, was das Beste in unserm Menschenlose ist; und sie fühlte immer, daß es viel zu unbarmherzig geopfert würde bei den englischen Männern durch ihre Schul- und Universitäts-Erziehung, und daß ein solches Resultat für Frauen viel mehr zu beklagen sei. Aber, da das absolut Gute unerreichbar ist in unserer verwirrten Lage, so müssen diejenigen Frauen, welche ihr Brot selbst verdienen müssen, ihr Bestes thun mit den zu Gebote stehenden Einrichtungen, da „sie nicht mit der Nachwelt leben" können, wo ein vollkommeneres System herrschen mag. Deshalb wünschte George Eliot den Frauen-Akademien gutes Gedeihen. Es war oft in ihrem Geiste und auf ihren Lippen, daß der einzige würdige Zweck alles Lernens, alles Wissens, alles Lebens thatsächlich ist, daß die Menschen einander besser lieben sollen. Bildung allein um der Bildung wegen kann niemals mehr sein als eine saftlose Wurzel, die im besten Falle einen verschrumpften Zweig erzeugen kann."

George Eliot — das geht auch aus den Worten des Mr. Croß mit ziemlicher Deutlichkeit hervor — war nicht und konnte ihrer typisch weiblichen Natur nach nicht sein eine begeisterte Anhängerin der Frauen-Emanzipation. Sie hatte von Anfang an eine sehr nüchterne und gediegene Auffassung der Frauenfrage: sie erkannte in der Thatsache, daß den Frauen *gewisse* (nicht alle) Berufsarten, in denen sie ihrer Natur nach hätten thätig sein können, verschlossen waren, nur *einen* und nicht den schlimmsten Übelstand; der bei weitem größere schien ihr einerseits in der mangelhaften Erziehung, die sie zu keiner Art der Arbeit gründlich vorbildete, zu liegen; andererseits in den sozialen Vorurteilen, die gewisse Gattungen der Arbeit für schimpflich erklärten und dadurch auch in der Frauenwelt ein in seiner Allgemeinheit nicht zu rechtfertigendes Streben nach „vornehmeren" Beschäftigungen, als sie der betreffenden Lebenslage nach geboten erschienen, erzeugten. Schon

als sie unverheiratet unter dem direkten Einfluß der herrschenden Satzungen stand, schrieb sie an Mrs. Taylor (1. Februar 1853) folgendes herbe Urteil: „Die „Befreiung*) der Frauen" macht nur schleichende Fortschritte; und das ist das Beste, denn die Frau verdient kein besseres Los, als der Mann ihr gewährt." Vierzehn Jahre später, als Stuart Mill die Verleihung des Stimmrechtes an selbständige Frauen im Parlament verteidigt hatte, schrieb sie an dieselbe: „Ich sympathisiere mit Ihnen aus Herzensgrund in dem Wunsche, das Weib sozial gehoben zu sehen — erzogen in gleicher Weise wie Männer, so sicher wie möglich gestellt mit jedem lebenden Geschöpf davor, den Druck irgend einer ungerechten Macht zu dulden." Welches aber die Wirkung einer solchen einzelnen Maßregel sein könnte, darüber ist sie weit entfernt, sich ein „orakelhaftes" Urteil zu erlauben. Und bei einer späteren Gelegenheit — Brief an Madame Bodichon (6. April 1868) — ist sie bereit, den Standpunkt derer zu acceptieren, welche in den Frauen im großen ein wirkliches wissenschaftliches Interesse vermissen und sie „geneigt finden, in alles ihre Empfindeleien hineinzutragen". Was sie sich von ihrer besseren Erziehung indessen sicher verspricht, ist „die Erkenntnis, daß eine große Masse sozialer unproduktiver Arbeit, die jetzt entweder garnicht oder jämmerlich verrichtet wird, von den Frauen notwendig gethan werden muß. Kein Segen kann den Frauen zu teil werden, ebenso wenig wir irgend einer Klasse von männlichen Sterblichen, solange jede danach strebt, die höchste Gattung von Arbeiten zu verrichten, welche vielmehr heilig gehalten werden sollte als diejenige, welche nur wenige gut verrichten können. Ich glaube und ich wünschte es allgemein anerkannt zu sehen, daß eine gründlichere Erziehung dazu beitragen wird, . . . das wahre Evangelium zu verbreiten, daß die schlimmste Unehre darin besteht, eine Ar-

*) Enfranchisement, eigentlich: politische Mündigkeits-Erklärung.

heit verrichten zu wollen, für welche wir untauglich sind — irgend eine Arbeit schlecht zu verrichten." —

„In ihrer persönlichen Haltung", berichtet uns Mr. Croß weiter, „ließ sich George Eliot selten von der Hast fortreißen, welche alle Würde der Bewegung aufhebt. Der Eindruck ihrer hohen Stirn, ihrer tief dringenden Augen wurde erhöht durch ihre sanfte, ruhige, ausdrucksvolle Sprache, welche von Fremden eine ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit erheischte. Aber für die ihr Nächststehenden hatte sie eine andere Seite in ihrem Wesen, die von oberflächlichen Freunden und Bekannten schwerlich vermutet wurde. Niemand konnte wie sie ein natürliches, freundliches, herzliches, unbezähmbares Lachen anstimmen und hervorrufen. So traurig die Gegenstände ihrer meisten Dichtungen sind, so war doch Trauer nicht der Grundton ihres intimen Verkehrs. Denn sie besaß die spezifisch weiblichen Eigenschaften, welche dem umgebenden Leben gleichsam eine rhythmische Bewegung verleihen. Die unmittelbare sympathische Empfindung, welche ohne Worte versteht; die Fähigkeit, eine vollkommene Atmosphäre liebevoller Teilnahme zu schaffen; die Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen*); die Freude an allem, auch dem Geringsten, das einen Wert hatte, um seiner selbst willen; die Bereitwilligkeit, Eindrücke in sich aufzunehmen, wie mitzuteilen; die durch Selbstzucht erlangte Fähigkeit, den natürlichen Egoismus einer gewichtigen, machtvollen Persönlichkeit in Schranken zu halten und zu überwinden; die geistige Gewandtheit; die vielseitige Bildung — das sind Eigenschaften, welche bei begabten Frauen gewöhnlich höher entwickelt sind als bei begabten Männern. Dazu füge man als Krone des Ganzen das Genie — und wir können in solcher Genossenschaft die Welt besitzen, ohne ihr anzugehören." —

*) So ist wohl „detachment from outside influences" zu verstehen; Mr. Croß scheint sagen zu wollen, daß äußere Einflüsse nicht im stande waren, die gewohnheitsmäßig liebevolle Art ihres Benehmens zu ändern.

„Ihre Empfindlichkeit gegen klimatische Einflüsse war außerordentlich. Es erhellt aus den Briefen, wie beständig Luft- und Ortswechsel erforderlich war. Mein allgemeiner Eindruck war gewesen, daß der Stand ihrer Gesundheit immer ein niedriger, daß sie fast beständig leidend war. Ich war daher nach unserer Heirat überrascht zu finden, daß sie von dem Tage an, wo sie ihren Fuß auf den Boden des Kontinents setzte, bis zu dem Tage, wo sie nach Witley zurückkehrte, niemals krank, nicht einmal unwohl war. Sie sah sogleich viele Jahre jünger aus. Während der elf Jahre unserer Bekanntschaft hatte ich sie niemals so rüstig gesehen. Die größere Trockenheit und Leichtigkeit der Atmosphäre schien eine magische Wirkung auf sie auszuüben." — Darauf spielt sie öfters in ihren Briefen an: „Der graue Himmel, der unablässige Regen nehmen ihr vollkommen jede Lebensluft" und machen sie unfähig zu jeder Arbeit. „Der Sonnenschein ist ihr das größte sichtbare Gut des Lebens — der Reichtum des Lebens, nächst der Liebe und dem Vertrauen". — „Sonnenlicht und milde Luft machen ein ganz neues Geschöpf aus ihr." Wiederholt spricht sie es aus, daß sie am liebsten dem unfreundlichen englischen Klima in ein schöneres Land entflöhe, wenn die Bande der Pflicht und der Liebe sie nicht an das Vaterland knüpften.

Offenbar zusammenhängend mit ihrer fortwährenden Kränklichkeit stellte sich ein frühzeitiges Altersgefühl in Verbindung mit Todesgedanken ein. Im Alter von 47 Jahren, als sie fast die Hälfte ihrer Lebensarbeit noch vor sich hatte, spricht sie von dem „nahenden Verfall ihrer Geisteskraft". Einige Jahre später ist „der Tod ihr intimster täglicher Genosse; sie mischt den Gedanken an ihn mit jedem anderen." Im Jahre 1875 schreibt sie an Mr. Croß: „Laßt uns einander Liebes erweisen, solange es Tag ist, denn die Nacht zieht heran."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

George Eliots Lebensanschauung.

George Eliots Lebensanschauung ist ebenso wenig eine riginale, ebenso wenig mit dem Namen eines bestimmten hilosophen oder philosophischen Systems zu bezeichnende, ie die der meisten denkenden Menschen: sie ist eine eklektische, n allmählichem Werden und Wandel aus zum Teil sehr ver=chiedenartigen Elementen zusammengesetzte. Sie ist daher uf der Grundlage ihrer Briefe und Werke genetisch zu be=andeln, wie wir das bereits in den Kapiteln „Die Jung=rau", „Innere Kämpfe", „Neues Leben" und „Spinoza" für ie erste Hälfte ihres Lebens versucht haben.

Es ist wiederholt betont worden, daß sie aus der ersten eit ihrer christlich=dogmatischen Gläubigkeit die christliche rundlehre, welche die Selbstaufopferung und Nächstenliebe ns zur Pflicht macht, unter allem Wechsel ihrer Anschauungen mmer als eigentlichen Kern derselben festgehalten hat. Als sie den lauben an die Offenbarung aufgegeben hatte und in den iblischen Urkunden anfechtbares Menschenwerk sah, traten an ie Stelle der christlichen Anschauungen spinozistische:*) Gott

*) Wie groß der Einfluß Feuerbachs, dessen „Wesen des Christen=tums" sie in dieser Periode übersetzt hat, auf ihr Denken gewesen ist, giebt sich aus ihren Briefen nicht. Gewiß ist, daß sie den Niedergang iner anfänglich naturalistischen Philosophie zum reinen Materialismus icht mitgemacht hat.

ist ihr das ewige, alles durchdringende und beherrschende Naturgesetz; die Unsterblichkeit nur denkbar als das Bewußtsein der Einheit der Einzelseele mit der Weltseele. Daß sie indessen die spinozistische Begründung der Humanität einerseits auf den Verstand, andererseits auf den Selbsterhaltungstrieb mit gleichzeitiger Leugnung des freien Willens jemals zu der ihrigen gemacht habe, ist durch nichts zu erweisen. Hier versagte ihr das System Spinozas: es galt, die Pflicht der Humanität, die sie in ihrer ersten Periode als einfaches göttliches Gebot betrachtet hatte, auf ein anderes Fundament zu stellen. In ihren Briefen finden wir nun schon in der ersten Zeit spinozistischer Einflüsse, in Coventry, als einzigen Grund der Selbstentäußerung und liebenden Hingabe an die Menschheit die Sympathie genannt. Dieser Begriff spielt in ihrem ganzen späteren Leben, in all ihren journalistischen Arbeiten und poetischen Schöpfungen eine geradezu dominierende Rolle: wenn sie z. B. sich nach dem Zwecke der Poesie fragt, so findet sie keinen anderen, als Sympathie im Menschen für den Menschen zu erwecken.

Wie kam sie zu diesem Begriff? und was stellte er vor? — Mrs. Bray glaubt, sie habe ihn aus sich selbst geschöpft — vielleicht — fügen wir hinzu — auf Anregung Wordsworths, der ebenfalls die Sympathie mit allem Geschaffenen predigt und sie durch sein Dichten in den Menschen erwecken will, der aber doch keine Begriffs-Entwickelung giebt. Und für George Eliot ist „Sympathie" ein ganz konkretes Element und offenbar eine Säule ihres sittlichen Systems. Es wäre möglich, daß die Dichterin die philosophische Anregung aus zweiter Hand erhalten und dann selbständig den Begriff in sich ausgearbeitet hätte — möglich, aber doch sehr merkwürdig, daß eine solche Liebhaberin der Philosophie, eine so gründliche Kennerin der englischen Litteratur nicht zur Quelle hinabgestiegen sein sollte, auch wenn sie uns nicht selbst in ihren Briefen oder Tagebüchern davon Kunde giebt. Es will uns

ehr wahrscheinlich dünken, daß George Eliot die Moral-Philo-
ophie Adam Smiths[70]) gekannt hat, die geradezu auf dem
inen Begriff der Sympathie erbaut ist.

Sympathie ist das Mitempfinden mit anderen Menschen,
er genauer das Nachempfinden ihrer Empfindungen. Smith
terscheidet drei Stadien der Sympathie. Das erste ist das
chologische: das reine Mitempfinden als solches, die Nach-
mung einer fremden Empfindung, welche erweckt wird durch
Wahrnehmung ihrer äußeren Anzeichen oder ihrer An-
e. Er unterscheidet drei Fälle. 1. Der Beobachter sym-
hisiert mit den Affekten des Handelnden, 2. mit der Dank-
keit oder dem Zorn des von der Handlung Betroffenen; 3. der
obachtete sympathisiert rückwärts mit den nachahmenden und
rteilenden Gefühlen des Zuschauers. Die Sympathie ist
mer begleitet von einem Urteil über die Schicklichkeit (d. h.
ie Angemessenheit der Beweggründe) des vor uns sich entfalten-
den Affektes, resp. der von ihm veranlaßten Handlung, und
über das Verdienst (d. h. über den Zweck oder die Wirkung)
des betreffenden Affektes, resp. der Handlung. Indem man
die Stärke des Affektes einerseits mit der Veranlassung, anderer-
seits mit den Folgen vergleicht, bildet sich ein billigendes oder
mißbilligendes Urteil; es ist billigend, wenn der Beobachter mit
dem Beobachteten in dem Grade des Gefühls harmoniert, miß-
billigend, wenn die Empfindung des Beobachteten im Beobachter
eine stärkere oder schwächere Empfindung gleicher Art erregt.
Mit der Fällung dieses moralischen Werturteils befinden wir
uns im zweiten Stadium der Sympathie, dem ästhetischen
noralischer Wertschätzung. Der innerste Nerv des Glückes be-
teht darin, daß der Mensch seine Empfindungen von seiner
lmgebung geteilt, seine Handlungen von ihr gebilligt sieht.
lnd vermittelst der dritten Gattung der Sympathie, nämlich
urch das Mitfühlen des Handelnden mit den Empfindungen,
elche seine Handlungen bei den Beobachtern erregen, entsteht
un in dem Menschen der natürliche Wunsch, seine Handlungen

so einzurichten, daß sie ein billigendes Urteil in dem Herzen des Beobachters erwecken. Und andererseits, um Mitgefühl bei den Mitmenschen zu finden, ist er seinerseits bestrebt, ihnen Mitgefühl zu zeigen. Aus diesen beiden sympathetischen Bestrebungen entwickeln sich die Tugenden der Selbstbeherrschung (Beherrschung des Egoismus, der Leidenschaften) und der liebevollen, thätigen Teilnahme. Daraus wird dann das eigentliche sittliche Wesen der Sympathie*) hergeleitet, welches darin besteht, möglichst wenig für sich und möglichst viel für andere zu empfinden. Damit wird das Gebot des Christentums als ein Naturgesetz begründet.

Hiermit sind wir zu dem dritten Stadium der Sympathie gelangt: dem imperativischen. Dieses Stadium ist undenkbar ohne eine Selbstbeurteilung und Selbstprüfung des Individuums, das sein Fühlen und Thun nun in dem Lichte betrachtet, in dem es der unparteiische Zuschauer betrachten würde. Aus der Vergleichung ähnlicher Fälle ergeben sich ihm gewisse Regeln des Handelns oder Grundsätze. Die Ehrfurcht vor diesen Grundsätzen ist das Pflichtgefühl. Um den Ausgangspunkt des unwillkürlichen Mitempfindens mit dem Ziele des Pflichtbewußtseins zu verbinden, dient der das ganze Moralsystem zusammenfassende Satz: „Das Gewissen ist der in die eigene Brust aufgenommene Zuschauer.“ [80]) — George führt an verschiedenen Figuren (an Pastor Irwine in „Adam Bede“ z. B. oder an Dorothea Ladislaw gegenüber, noch mehr aber an Daniel Deronda Gwendolen gegenüber) aus, wie unser Gewissen im Grunde die vorgestellte Billigung oder Mißbilligung einer von uns besonders geachteten oder geliebten Person ist. „Es giebt Naturen“, sagt sie, „in deren Liebe wir uns bewußt sind, eine Art von Taufe oder Heiligung zu besitzen: sie verpflichten uns zur Rechtlichkeit und Reinheit durch ihre reine Meinung von

*) Das ist zugleich der George Eliotsche Begriff der „Sympathie.“

is; und unsere Sünden werden jene schlimmste Art von eiligtumsschändung, welche den unsichtbaren Altar des Ver- auens niederreißt." („Middlemarch", Bd. IV, Kap. 77.)

Schon im Jahre 1855 (s. Seite 87) sprach George Eliot nschauungen über die Gottes-Idee aus, die mit den Vor- ellungen Spinozas und ihrem früheren, eigenen Pantheis- us nicht in Einklang zu bringen waren. Im Jahre 1856 urde das Erscheinen der vollendeten Übersetzung von Spi- ozas „Ethik" als nahe bevorstehend angekündigt. Dennoch nterblieb sie. Es scheint, als ob andere mächtige Einflüsse erade um diese Zeit die Herrschaft des Spinozismus in ihrem enken definitiv entthront haben. Im Jahre 1869 erklärt e sich als eine überzeugte Gegnerin des Spinozismus: „Ich nde meinen Tempel nicht im Pantheismus", heißt es in nem Briefe an Mrs. Stowe (8. Mai), „welcher, was immer in spekulativer Wert sein mag, eine praktische [soll heißen: ositive?] Religion nicht schaffen konnte, da er ein Versuch ist, is Universum zu betrachten außerhalb unserer Beziehungen i demselben als menschliche Wesen. Wenn wir gesund an örper und Geist sind, müssen wir lieben und hassen — lieben, as für die Menschheit gut, hassen, was für die Menschheit hädlich ist. Lange Jugendjahre verbrachte ich in pantheistischen räumereien, unter der falschen Voraussetzung, daß ich damit eine Sympathie erweiterte. Aber ich bin weit hinweg- ewandert von jener Zeit." In „Daniel Deronda" spricht ie (Band III, Seite 167 f.) von „einem mathematischen Traum- and, in das der von keiner Empfindung erwärmte Verstand ns entführen mag, und wo nichts ist, als was nicht ist." — Das trockenste Denken", heißt es zur Erklärung der eigentüm- chen Geistesverfassung Mordecais, „hat seine Halluzinationen, enn es zu hastig den Schluß zieht, daß jetzt endlich sein Netz weit nug sein werde, um das Weltall zu umspannen. Die Menschen nnen in Beweisen träumen, sich eine illusorische Welt rechtschneiden in Form von Grundsätzen, Erklärungen und

Lehrsätzen, mit einem endlichen Ausschluß des Thatsächlichen besiegelt durch das Q. E. D.*) Keine Denkformeln werden uns Sterbliche vor Irrtümern schützen bei unserer unvollkommenen Auffassung der Gegenstände unseres Denkens." Es ist kein Zweifel, daß wir hier eine vortreffliche Charakteristik des Spinozismus vor uns haben.

Es war für ein Wesen von George Eliots Komposition nicht denkbar, daß es im Spinozismus dauernde Befriedigung finden konnte. — Hat sie jemals ein Mensch von nicht einseitiger Verstandes-Begabung gefunden? — Spinoza war für George Eliot die zufällig naheſtehende Stütze, nach der sie griff, als das Gebäude ihres christlichen Glaubenssystems zusammenbrach. Sie war von der Natur zu vollkommen angelegt, um bei der bloßen Negation oder beim Indifferentismus stehen bleiben zu können. Ihr Geist lechzte nach positiver Erkenntnis, sie glaubte eine Zeit lang, sie in Spinoza gefunden zu haben. Für immer konnte sie in seiner Welt nicht leben — in einer Welt, in der das starre Gesetz der Kausalität mit eiserner Faust regierte und über den ohnmächtig sich aufbäumenden Willen des armen Menschenwurmes kalt hinwegschritt; in der ein alldurchdringender und doch so weltenferner Gott in hoher Bewunderung seiner mathematischen Begabung, vermöge deren er den verwickelten Mechanismus des Universums hatte konstruieren können, nur sich selbst liebte; in der die höchste innere Erhebung des Menschen die intellektuelle Bewunderung eben jener mathematischen Begabung und das stolze Bewußtsein war, ein Molekül eines kleinen Teiles dieses sinnreichen Mechanismus zu sein; wo es keine Liebe und keinen Haß, nicht gut und böse gab, weil alles, wie es war, vollkommen war, und dem Menschen als höchstes Glück nichts übrig blieb als eine Art von quietistischem Nirwana, in dem er mit unerschütterlicher Gleichgültigkeit das

*) Quod erat demonstrandum.

ige Gesetz an sich und der Welt sich vollziehen sah. Was llte der Dichter, der Staatsmann, oder ein Schöpfer irgend elcher Art in dieser Welt, wo nichts zu bessern, weil nichts ı ändern war, wo der Mensch im Strome des Geschehens aftlos dahintrieb? Als George Eliot das Leben an der eite ihres Gatten zu grünen begann, als sie den ersten, ftigen Dichterlorbeer pflückte, erkannte sie mit unsäglicher onne, daß diese alldurchkältete Welt Spinozas, in der sie isher gelebt, eine unerfreuliche Traumwelt war. Sie hatte eträumt von einer geistigen Eiszeit; als sie erwachte, fand die Wirklichkeit durchwärmt von tiefer Liebe und wahrem lück; sah sie vor sich ein unermeßliches Schaffensfeld und in r Ferne ein Ziel, das mit Hingabe aller ihrer besten Kräfte ı erreichen war: die dankbare Verehrung der Mitwelt, ja, elleicht der Nachwelt für Thaten der Liebe. — Sie war eib und Dichterin — was sollte ihr Spinoza? — Sie mußte it dem Herzen denken.

Spinoza wurde von Comte verdrängt, auf dessen „Cours philosophie positive“ (1830—42) George Eliot sicher von wes hingewiesen wurde, der schon 1847 eine kritische Beteilung des Positivismus hatte erscheinen lassen („Comte's ilosophy of the Positive Sciences“), und, wie Stuart Mill, mer ein Verehrer und teilweiser Anhänger desselben blieb, rigens den Philosophen auch persönlich kannte. Die erste wähnung Comtes geschieht bald nach ihrer Bekanntschaft t Lewes 1852; aber erst 1861 finden wir sie ernstlich mit c Lektüre der „Philosophie positive“ beschäftigt, nachdem sie on einige Zeit vorher den „Catéchisme positiviste“ (1853) esen hatte. Von vornherein erklärt sie den Positivismus einseitig — vielleicht wegen des vollkommenen Fehlens Psychologie — zugleich aber ihre rückhaltlose Bewundeıg für die Geschichtsphilosophie Comtes, also denjenigen il des Werkes, der in der That den dauernden Ruhm des ilosophen auch bei seinen Gegnern begründet hat.

Im Jahre 1863 begann George Eliot das Studium der „Politique positive“ (1851—54), welche die praktische Ausgestaltung der sozialen Theorien Comtes enthält. Das Werk zog sie gewaltig an; im Jahre 1866 begleitete es sie auf ihrer spanischen Reise; in Biarritz wurden die Vormittage seinem Studium gewidmet, „das sie den Tag über in einem Zustande des Enthusiasmus erhielt“. „Meine Dankbarkeit wächst beständig“, schrieb sie an Mrs. Congreve, „für die Erleuchtung, welche Comte meinem Leben gegeben hat.“ Die „Spanische Zigeunerin“, welche 1868 erschien, strotzt förmlich von Comtischen Ideen. Und noch in ihrem Todesjahre las Mr. Croß ihr seinen „Discours préliminaire“ vor. Der letztere giebt ein Urteil über ihr Verhältnis zu Comte ab, an dessen Kompetenz wir nicht zweifeln können: „Für alle Schriften Comtes hatte sie ein Gefühl hoher Bewunderung, starken Interesses und tiefster Sympathie: Ich glaube nicht, daß sie von irgend einem Schriftsteller mit größerer Dankbarkeit für die Erleuchtung, die sie ihm verdankte, gesprochen hat. Aber ihre Anerkennung war nur eine teilweise. Einige Teile seiner Lehre wurden angenommen, andere verworfen. Ihre Haltung ihm gegenüber, als dem Gründer einer neuen Religion, erhellt [u. a.] aus der Thatsache, daß sie viele Jahre und bis zu ihrem Tode zu dem Comtisten-Fonds beisteuerte, aber niemals, soweit mir bewußt ist, sich in direkterer Weise den Mitgliedern der positivistischen Kirche anschloß. Es war eine beschränkte Anhängerschaft.“

Comte, der bei aller Schärfe seines Verstandes Gemütsmensch war, mußte George Eliot als eine gleichartige Natur anziehen. Nachdem er in der „Positiven Philosophie“ die menschliche Erkenntnis durch sein System der Wissenschaften und die Entdeckung der Gesetze der bisherigen historischen Entwickelung gewaltig gefördert hat, sucht er in der „Positiven Politik“ das Herz der Mitmenschen zu füllen durch seine Darstellung der Menschheits-Religion, die er mit einem Überschwange der

egeisterung zu verkünden weiß, der mitunter in mystische chwärmerei überzugehen scheint. Unbedingte Anhänger, An=änger, deren Phantasie ungebunden genug war, um alle isionen seines utopischen Zukunftsstaates als mögliche Reali=äten zu fassen, hat er wenige gefunden — vielleicht gar keinen. uch George Eliot scheint — wenigstens nach denjenigen omtischen Ideen, die wir in ihren Schriften finden, zu ur=eilen — nur den maßvollen Teil seiner Theorien anerkannt zu aben, wie Lewes und Stuart Mill, dessen vortreffliches Buch er Comte[81]) nicht ohne Einfluß auf sie gewesen zu sein eint. Die Grundideen der „Politique positive" waren der ichterin auch sicher nicht neu; sie bestätigten, führten aus d begründeten nur Gedanken, welche sie schon lange in h herumgetragen hatte.

Die Pflicht der Menschenliebe war George Eliot mer als die ewige Wahrheit unter allen den mannig=chen religiösen Überzeugungen erschienen; sie giebt ihrer ten Dichtung den ausgesprochenen Zweck, Sympathie unter n Menschen zu wecken. Majestätischer war diese Pflicht emals dargestellt worden als von Comte. Er faßt die enschheit als Ganzes auf, das Gegenwart, Vergangenheit d Zukunft in sich schließt; sie ist ihm das „Große Wesen", s im Gegensatz zu der menschlichem Verstande unfaßbaren ttheit greifbar vor uns steht, unserer Dienste dringend be=rftig ist und unsere Liebe erheischt. In ihr verkörpert er n Begriff des Unendlichen, der zur Erweckung religiöser pfindungen der menschlichen Natur so unerläßlich ist. Die rkthätige Liebe zu den Mitlebenden ist nur ein Teil seiner lichtenlehre; das Leben mit vergangenen Geschlechtern, das bende Andenken an die Dienste, welche sie uns geleistet ben, ist ein anderer; die freudige Hoffnung auf eine ge=netere Zukunft der Menschheit, auf welche wir unser ganzes en lang mit unseren besten Kräften hinwirken sollen, ein tter. Die Menschheit ist sein Gott, neben dem er bekannt=

lich keinen anderen kennt. Diese hohe Auffassung füllte ein Stelle in George Eliots Herzen aus, die seit der Aufgab des alten Glaubens empfindlich leer geblieben war: a die Stelle des jugendlichen religiösen Enthusiasmus trat d Menschheits-Begeisterung, wie sie in der „Spanischen Z geunerin" aus jeder Zeile, jedem Verse herausstrahlt. — Die allgemeinen Ideen, die nötig waren, um ihr das Leben wer voll zu machen, nahm sie in sich auf. Dagegen zeigt es si nirgend, daß die Überspannung derselben, welche Comte dahin führten, ein System des — häuslichen und öffentlichen — Kultus ganz nach katholischem Muster als äußeres Symbol der inneren Verehrung seines „Großen Wesens" zu ersinnen, gebilligt hat.

Das wesentliche Erfordernis, um die Pflichten gegen die Menschheit erfüllen und die allmähliche Ausrottung des Bösen auf Erden durchführen zu können, ist bei Comte, wie bei George Eliots früheren Beratern, Thomas a Kempis und Spinoza, die Unterjochung des Egoismus. Comte geht in der Strenge seiner Forderungen aber weit über die gesunde Mitte hinaus: er hält jede Handlung für unsittlich, die nicht das Wohl der Menschheit im Auge hat, die z. B. der Befriedigung einer, wenn auch noch so harmlosen, persönlichen Neigung dient. George Eliot ist zu der beschränkten Anschauung, welche das Leben als eine Reihe von großen und kleinen Pflichten auffaßt und alles, was nicht unter den Begriff der Pflicht zu bringen ist, für sündhaft hält, nicht wieder zurückgesunken. Sie hat die materiellen Früchte ihrer poetischen Humanitäts-Bestrebungen mit großem Behagen genossen und, wie jeder andere gesunde Mensch, aus den oft wiederholten reinen Freuden ihres weltlichen Lebens immer neue Kraft zu Thaten der Liebe gesogen. Sie wird auch nicht so „sittlichkeitstrunken"*) gewesen sein, um nicht einzusehen, daß, wenn jeder

*) Mills Ausdruck, in bezug auf Comte gebraucht.

ır das Wohl des Nächsten und nie sein eigenes im Auge
ben soll, niemand vorhanden ist, der sein Wohl von seinem
ächsten fördern lassen, von ihm ein Opfer annehmen darf,
ß somit sämtliche Bestrebungen der Nächstenliebe unausführ-
ır werden.

Daß der Mensch nicht nur den Menschen, sondern auch
vernunftlose Tierwelt, wenn auch in geringerem Grade,
t seiner Liebe umfassen soll, war eine Lehre, die George
iot bereits aus Wordsworth entnommen und die sie bei
mte nur in schöner und erhebender Weise begründet fand.

Mit Comte betrachtet George Eliot das Familienleben
die Hauptquelle menschenfreundlicher Gesinnung und die
ste Schule der Selbstlosigkeit; auch ihr ist die Ehe ein ab-
ut heiliges Verhältnis, das beiden Teilen große Pflichten
rlegt, wenn sie auch wiederum nicht so weit wie Comte
ht, der die Ehescheidung — mit Ausnahme eines einzelnen
lles — für unsittlich hält.

Die Stellung der Frau ist bei Comte einerseits eine
hohe, andererseits eine beschränkte; in ihre Hände ist die
eistliche Gewalt" über die Familie gelegt, d. h. sie hat über
e Sittlichkeit der Familienglieder zu wachen, und speziell die
rziehung und Bildung der Kinder bis zu ihrem vierzehnten
ahre allein zu leiten. Aber er ist ein entschiedener Gegner
er Frauen-Emanzipation: von den spärlichen bürgerlichen
Rechten, die er überhaupt bewilligt, soll die Frau keins
erhalten; aber sie soll auch nicht für ihren Lebensunterhalt ar-
beiten, der vielmehr von ihrem Manne, ihren männlichen
Verwandten oder dem Staate zu beschaffen ist. Die im vorigen
Kapitel erörterte Stellung George Eliots zur Frauenfrage
giebt Antwort in bezug auf den Umfang der Comtischen Ein-
flüsse auf diesem Gebiet.

Hieran sei zugleich die Auffassung Comtes von der Ehr-
würdigkeit jeder Arbeit geschlossen, die wir an der angeführten
Stelle von George Eliot wiederholt finden. Er nennt den

Abscheu vor gewissen als niedrig angesehenen Arbeiten geradezu lasterhaft und glaubt, daß viele Personen der Menschheit nicht besser dienen können, als wenn sie sich zu Dienern anderer machen, die zu Höherem berufen sind.

In der Politik teilt George Eliot Comtes Widerwillen gegen demokratisches Regiment; Comte weist dem Volke nur die Preß- und Redefreiheit, aber keine thatsächliche Beteiligung an der Regierung zu. Das Kapitel „Felix Holt" hat uns gezeigt, daß George Eliot der Wahlberechtigung der Massen, dem parlamentarischen Regime nur geringe Bedeutung für die Wohlfahrt der Völker beilegt, die ihr vor allem durch Bildung und Gesittung gefördert zu werden scheint.

Comte leugnet, oder vielmehr weiß nichts von der Unsterblichkeit der Seele; er kennt aber eine andere Unsterblichkeit: das Fortwirken der Handlungen eines Menschen über den Tod hinaus und vor allem das Andenken an den Verstorbenen, das durch gute und große Thaten desselben unendlich verlängert werden kann. Er hat sogar in seinem Kultus Vorkehrungen getroffen, daß das Andenken der Guten erhalten bleibe: Sieben Jahre nach dem Tode eines Menschen wird über sein Leben öffentlich das Urteil gesprochen; dieses Urteil kann eine Art von Heiligsprechung sein, infolge deren er in dem „heiligen Hain, der jeden Tempel der Menschheit umgeben muß," begraben und unter die Zahl derjenigen aufgenommen wird, die den Positivisten Gegenstand ihrer andächtigen Verehrung sind. Dieser formelle Hokuspokus wird George Eliots Lächeln erregt haben; die Idee dieser Art von Unsterblichkeit hat sie mit Begeisterung in sich aufgenommen und, wie wir gesehen haben, in einem lyrischen Gedichte gefeiert. In ihren Briefen spricht sie öfters davon, daß der schönste Lohn ihres Wirkens nicht das Lob der Mitlebenden, sondern die Anerkennung nachfolgender Geschlechter sein würde. Auch sonst begegnet uns der Gedanke in ihren Dichtungen: Milly bleibt nach ihrem Tode der Schutzengel des

en Amos. Als Bernardo del Nero vor seiner Hinrichtung
iola bedauert, die nun ohne seine Stütze, allein wird leben
'en, erwidert sie: „Ja, du wirst mir helfen — immer —
ich deiner gedenken werde."

Die positive Philosophie rechnet nicht mit metaphysischen
stellungen, sondern nur mit positiven Thatsachen; sie stößt
von sich als unsicheres Fundament, auf das keine Philo=
ie des Lebens gegründet werden kann. Comte hält die
häftigung mit Fragen über Ursprung und Ende der Welt,
einen Schöpfer und Regierer des Universums für müßige
elereien der Phantasie. Er leugnet Gott ebenso wenig,
er an ihn glaubt; da er nichts von ihm wissen kann, so
t er ein sittliches Leben ohne die Gottes=Idee zu begrün=

Ob George Eliot auch hierin Comte gefolgt ist, ob sie
mit ihm vor der wissenschaftlichen Hypothese gescheut hat,
für ein vorhandenes Geschaffenes einen Schöpfer, für er=
ibare Gesetze in Natur und Leben einen Gesetzgeber voraussetzt
sie hatte ja auch Kant gelesen und kannte seine Postulate der
tischen Vernunft — darüber haben wir nicht zur Klarheit ge=
jen können. Die Thatsache, daß sie sich keiner der bestehen=
Religionsgemeinschaften anschloß, ist kein Beweis gegen
n Gottesglauben, und die andere, daß sie öfters die Kirchen
chiedener Konfessionen besuchte und viel in der Bibel las,
er dafür. Auch Mr. Croß weiß uns darüber nichts zu
n: ihre Vielseitigkeit — die Würdigung verschiedener
ndpunkte — war so groß, meint er, daß es selbst bei der
ten Intimität unmöglich war zu sagen, welchem Glauben
am meisten anhing; sie war so ganz beseelt von dem
enschaftlichen Geiste unseres Zeitalters, von dem rapiden
tschritt der Ideen, daß ihr wohl keine der vorhandenen
giösen Formeln als endgültig erschien. — In einem Briefe
Mrs. Taylor vom 30. Mai 1867, also zur Zeit der größten
ite=Begeisterung, scheint die Dichterin vollkommen auf
m Standpunkte zu stehen: „Eine unbekannte Ursache wird

nicht geleugnet; es wird nur geleugnet, daß solch ein Beg[illegible] eine geeignete Basis für eine praktische Religion ist. [illegible] scheint mir ganz hervorragend wünschenswert, daß wir lernen unseren persönlichen Trost nicht zu einem Kriterium für die Wahrheit zu machen." In dem inhaltsvollen Briefe an Lady Ponsonby vom 10. Dezember 1874 verteidigt sie die Möglichkeit eines irdischen Glückes, die Notwendigkeit eines sittlich reinen Lebens auch ohne die Hoffnung auf außerweltliche Belohnungen ganz in dem Sinne des Essays über Young (s. Seite 82 f.). Aber inzwischen fühlt sie sich immer wieder zu den gläubigen Christen hingezogen: „Jede Gemeinschaft," schreibt sie an Mr. Croß am 20. Oktober 1873, „versammelt, um das höchste Gute (welches der Name Gott ausdrücken soll) zu verehren, reißt mich in ihrem Strome mit sich, und gäbe es nicht Gründe, weshalb ich einer solchen Neigung nicht folgen darf, so würde ich beständig Kirchen und Kapellen besuchen, bloß um der kostbaren Empfindung der Brüderlichkeit willen, welche in religiösen Versammlungen über mich kommt; denn der wahre Charakter solcher Versammlungen ist die Anerkennung eines bindenden Glaubens oder geistlichen Gesetzes, welches uns zu willigem Gehorsam erheben und uns retten soll von der Sklaverei unbeherrschter Leidenschaften und Triebe." Und was sollen wir zu der folgenden, höchstens zwei Jahre später geschriebenen Stelle aus „Deronda" sagen (Band IV, Seite 277, Tauchnitz Ed.): „Es kommt ein furchtbarer Augenblick für viele Seelen, wenn die großen Bewegungen der Welt, die größeren Schicksale der Menschheit, welche fern von ihnen in Zeitungen und anderer vernachlässigten Lektüre geschlummert haben, wie ein Erdbeben in ihr eigenes Leben einbrechen — wenn das langsame Drängen heranwachsender Geschlechter sich in den Tritt einfallender Heere, in das furchtbare Getöse des Bürgerkrieges verwandelt, und ergraute Väter nichts auf Erden zu suchen wissen als die Leichname ihrer blühenden Söhne, und Mädchen alle Eitelkeit vergessen, um Scharpie und Binden

zu machen, welche den zerschmetterten Gliedern ihrer Verlobten vielleicht wohlthun werden. Dann ist es, als ob die Unsichtbare Macht, die so lange der Gegenstand der Lippen-Verehrung, der Lippen-Ergebenheit gewesen ist, sichtbar wird, nach dem Gleichnis des hebräischen Propheten auf einem Flammenwagen einherfahrend und dahinbrausend auf den Flügeln des Windes, bis die Berge rauchen und die Ebenen erzittern unter der donnernden, feurigen Heimsuchung. Oft scheint die gute Sache niedergeschmettert zu liegen unter dem Keil unbarmherziger Macht, die Märtyrer leben in Schmach, sie sterben, und kein Engel erscheint, die Krone und den Palmzweig ihnen entgegenstreckend. Um solche Zeit ist es, wo die Ergebung der Seele unter den Willen des Höchsten erprobt wird, und selbst für die Augen der Frivolität blickt das Leben aus von dem Schauplatz des menschlichen Kampfes mit dem ehrfurchtgebietenden Antlitz der Pflicht, und eine Religion ersteht, welche etwas anderes ist als eine persönliche Tröstung." Diese Stelle — übrigens von glänzender Formgebung — könnte, wie der ganze Roman, von einem gläubigen Monotheisten geschrieben sein: hier ist offenbar ein Gott, der in die Weltgeschicke strafend und zugleich befreiend eingreift, vorgestellt. Verehrung und Liebe hat sie ihrer alten Religion immer bewahrt — zog es sie manchmal wider Willen zu ihr hin? — schwankte sie zu Zeiten in ihrem Denken? Das Urteil, glaube ich, können wir über ihre Stellnng zu der höchsten Frage, fällen: zu den eigentlichen Atheisten — wie Lord Akton mit einiger Leichtigkeit annimmt — d. h. zu den Gottesleugnern hat sie nie gehört.

Für George Eliots Verhältnis zu Comte bleibt nur noch zu bemerken, daß wir in all ihrem Schriftwerk keine Spur der Billigung seiner eigentlichen Schwärmereien finden: Das diktatorische Triumvirat der drei Banquiers, das Comte an die Spitze der weltlichen Angelegenheit eines Staates stellt; der geistliche Alleinherrscher über die Menschheit, der positive

Papst, der eine unfehlbare Ansicht über die Moralgesetze hat und zugleich das augenblicklich notwendigste Thema für die wissenschaftliche Untersuchung aller Theologen der Welt diktiert; die positive Priesterkaste, die, wie in alten Zeiten, alles Wissen, Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften, Medizin und Pädagogik in sich vereinigt; die Proletarier oder Arbeiter oder das Volk, die neben einer freien Wohnung von sieben Zimmern ein jährliches Einkommen nicht unter 3000 Mark haben dürfen; die reichen Don Quixotes, die in der Welt herumziehen, um das auch im positiven Staate nicht aussterbende Unrecht mit klingender Münze wieder gutzumachen; das andachtsvolle, täglich zweistündige Sinnen über verstorbene Frauen u. s. w., der mystische Unsinn der „Synthèse subjective" — all diese Zeichen der geistigen Verirrung des großen Philosophen, die bereits in seinem zweiten Hauptwerke hervortreten, werden von ihr mit Stillschweigen übergangen.

Auffallend erscheint es dem Leser der Tagebücher und Briefe, daß das philosophische System ihres Freundes Spencer so wenig Erwähnung findet. Daß zahlreiche Anregungen für ihre allgemeine philosophische Bildung von ihm ausgegangen sind, ist zweifellos; für das Gebiet ihrer sittlichen Anschauungen, um die es sich hier handelt, scheint er von hervorragendem Einflusse nicht gewesen zu sein. Es wäre interessant zu wissen, ob sie z. B. die Aussöhnung des Altruismus und des Egoismus, wie er sie in seinen „Data of Ethics" versucht hat — und die den logischen Ausschreitungen des Comteschen Altruismus gegenüber für sie sicherlich erforderlich war — gebilligt hat. Zwei Theorien, die wir in dem genannten Werke finden, sind häufig behandelte Lieblings-Ideen der Dichterin. Die eine bezieht sich auf die weitgreifenden, sich auf Umgebung und Nachkommenschaft erstreckenden Folgen unsittlichen Lebens; die andere betrifft die Solidarität der menschlichen Interessen und gipfelt in dem Satze: Ich kann

nicht andere schädigen, ohne mich selbst zu schädigen. Bei Spencer hat dieser Satz indessen einen weiteren Sinn: er spricht nicht von einem direkten Schaden, der aus jeder Schädigung anderer dem Thäter erwachsen müsse; er will nur nachweisen, wie wir auch ohne die Annahme eines göttlichen Gebotes, ohne die Anerkennung eines in unsere Brust gepflanzten Gewissens das Gute thun müssen; denn wenn es eine allgemeine Anschauung wäre, daß man anderen Schaden zufügen könnte, um sich selbst zu nützen, so würde unter dieser Anschauung mit der ganzen Gesellschaft auch jeder einzelne zu leiden haben. Dieser Standpunkt schließt nicht aus, daß manche einzelne Schädigungen anderer ohne direkten Schaden für den Urheber ablaufen können.

Bei George Eliot spitzt sich dieses Prinzip jedoch in einer Weise zu, daß es sich mit dem Seite 73 citierten Satze Spinozas deckt. Sie läßt der bösen That die Nemesis hier auf Erden unbedingt nachfolgen, und versucht es, dieses Lebensgesetz in ihren Dichtungen zu nachdrücklicher Geltung zu bringen. Der Satz war ihr unerläßlich zur Ausfüllung einer bezweifelhaften Lücke in ihrem Moralsystem. Wenn die Bemühung des Egoismus nur geboten wird entweder durch eine zu gewisser Höhe entwickelte Intelligenz, eine Einsicht in die Gesetze des historischen Verlaufes und die natürliche Ordnung der Dinge, oder durch ein stark entwickeltes sympathetisches Gefühl, so wird es bis zu dem — wahrscheinlich nie eintretenden — Zeitpunkte, wo eine solche Intelligenz, eine solche Sympathie ein Gemeingut der gesamten Menschheit sein werden, viele, sehr viele Menschen geben, die in ihrer geringen Geistes- und Gemütsbildung Handlungen eines ihre Mitmenschen schädigenden Egoismus für erlaubt halten. Für diese soll nun jenes Gesetz als Abschreckung dienen — ein Gesetz, das in sich durch und durch unhaltbar ist. Daß der Böse von seiner Bosheit Schaden davonträgt, kann die poetische Gerechtigkeit wohl fügen; im Laufe der Welt ist es

leider allzu häufig nicht so. Es wäre thöricht zu behaupten, daß der Betrüger, der Verleumder, infolge seines Betruges, seiner Verleumdung immer einen persönlichen, materiellen Schaden nähme; es könnte sich in vielen Fällen höchstens um innere Leiden, Gewissensbisse handeln; und auch von diesen wird der gemütsrohe, sittenlose Mensch befreit, d. h. also, vollkommen straflos sein. Dieses Gesetz ist demnach ein ungenügender Ersatz für die Hoffnungen und Befürchtungen, welche sich für den Angehörigen einer der großen Religions-Gemeinschaften an ein zukünftiges Leben knüpfen; das utilitarische Moralsystem hat hier eine schwache Seite. Denn der Gedanke, daß wir ein bestialisches, und kein menschenwürdiges Dasein auf Erden führen würden, wenn jeder ungezügelt sich den Trieben seines Egoismus überließe, wird, so unbestreitbar richtig es ist, den Einzelnen von der Begehung einer einzelnen Schlechtigkeit in sehr vielen Fällen nicht abhalten.

George Eliots Schätzung des Lebens ist eine pessimistische: wenn sie die Freuden und Leiden desselben gegen einander abwägt, sinkt die Schale der letzteren tief hinab. „Ich bekenne mich ganz zu dem alten Glauben", schreibt sie an Mrs. Bray (18. März 1865), „der den Menschen den Spruch eingab: wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben. Er erscheint mir jetzt wahrer denn je, nun das Leben verwickelter geworden ist und schwierigere Aufgaben zu lösen sind. Das Leben, obgleich für die Menschen im allgemeinen ein Gut, ist für viele ein zweifelhaftes Gut und für manche durchaus kein Gut. Meines Erachtens ist es eine Quelle beständiger Geistesverdrehung, die Leugnung dieser Thatsache zu einem Teile der Religion zu machen, immer weiter zu behaupten, daß die Dinge besser sind als sie sind. Für mich hat ein früher Tod das Ansehen einer Errettung; wenn ich auch andererseits fühle, daß denjenigen, welche leben und leiden, mitunter der größere Segen zu teil wird, anderen eine Errettung zu sein." Als eins der furchtbarsten Gesetze dieses Lebens erscheint ihr das

unabsehbare Weiterwirken und Umsichgreifen der Folgen einer bösen That, eines Unglücks, ja jedes Schadens, der dem Einzelnen widerfährt. Oft hat sie diesen Gedanken ausgesprochen und es als eine heilige Verpflichtung empfunden, in ihren Dichtungen die Wahrheit dieses tragischen Gesetzes mit aller Kraft ihres Herzens und ihrer Phantasie ans Licht zu stellen. Der Bankrott eines Hauses ist ein häufiges Motiv der Romandichtung: und doch werden wir uns schwerlich erinnern, die Folgen eines solchen Ruins mit all ihren unausbleiblichen, unglebigen großen und kleinen Leiden für die betroffene Familie jemals so erschütternd dargestellt gesehen zu haben wie in der „Mühle am Floß." Der Kindesmord Hettys zerstört nicht bloß das Glück einer Reihe von Familien; das ganze sonnenbeschienene, friedliche Hayslope ist ein Ort des Jammers, der Sorge, des Mißtrauens geworden; die glücklich-zufriedenen Menschen haben den Glauben an sich und an ihren Nächsten verloren. Und wir brauchen gar nicht einmal so ein großes Unglück oder Verbrechen herbeizuziehen: welches Leiden verbreitet nah und fern die Treulosigkeit Wybrows oder die Zügellosigkeit des einen Trunkenboldes Dempster. Darum — und hiermit kommen wir auf das Gebiet des rein weiblichen Empfindens — kommt es ihr nicht bloß unsittlich, sondern barbarisch vor, für erlittenes Unrecht Vergeltung zu üben, weil jede Vergeltung neben dem Übelthäter eine Reihe von Unschuldigen treffen muß. „So tief begründet in der Natur dieses unseres Lebens ist es, daß die Menschen für ihre gegenseitigen Sünden zu leiden haben, so unvermeidlich in die Breite wirkt das menschliche Leiden, daß selbst die Gerechtigkeit ihre Opfer macht, und wir keine Vergeltung uns vorstellen können, die nicht über ihr Ziel in Fluten unverschuldeter Schmerzen hinausströmt." („Mühle am Floß", Tauchnitz Ed., Band I, Seite 334).

Dieser berechtigte Pessimismus führt sie nicht auf den unsinnigen Standpunkt, der, weil er nicht alles retten kann,

alles verderben läßt; weder zu gelassener Gleichgültigkeit, noch zur Verzagtheit. Hätte ihre in die Höhe und Weite strebende Natur eines Präservativs gegen den Quietismus oder den Miserabilismus bedurft, so hätte die erhabene Geschichts-Philosophie Comtes es ihr geboten. Die Geschichte lehrt, daß schlimme Zustände besseren Platz machen; sind die Verhältnisse besser geworden durch den unbewußten Instinkt der Massen, wie viel mehr muß erreicht werden können durch den bewußten, auf ein Ziel gerichteten Willen der zahllosen Einzelwesen, aus denen die Gesamtheit der heutigen Kulturvölker besteht: worauf es ankommt, ist diesen Willen in einer immer größeren Zahl von Individuen zum Leben zu erwecken; seine wirkende Kraft ist unendlich. Die Thatsache ist unleugbar, daß der Kultur-Fortschritt keineswegs allein von der außergewöhnlichen Kraft bevorzugter Geister bewirkt worden ist, sondern in viel höherem Maße von dem Zusammenwirken kleiner Kräfte: darum ist auch der Geringste und Schwächste kein überflüssiger Teil in dem Welt-Organismus; jedem hat das Leben auf die Schultern eine Pflicht gelegt. Er muß sich nur seiner persönlichen Wichtigkeit für das Weltganze bewußt werden. Es ist uns nicht bekannt, daß George Eliot sich irgendwo über den Selbstmord geäußert hat; aber es ist wohl unglaublich, daß er in dieser thatkräftigen Lebensanschauung auch nur eine geduldete Stellung einnehmen kann — in einer Lehre, die keinem Menschen, und sei er von den furchtbarsten Schicksalsschlägen betroffen, das Recht giebt, an seiner Nützlichkeit, seinem Werte zu verzweifeln. „Das war unrecht von Ihnen", ruft Dorothea Ladislaw zu, „zu sagen, daß Sie nichts haben würden, das des Strebens wert sei. Wenn wir unser höchstes Gut verloren hätten, würde noch anderer Leute Bestes übrig bleiben, und das ist des Strebens wert. Einige Menschen können glücklich dadurch werden. Ich glaubte das klarer als je zu erkennen, als ich am unglücklichsten war. Und ich weiß nicht, wie ich das Elend hätte tragen können, wenn dieses Gefühl mir nicht

gekommen wäre, um mir Kraft zu geben." Selbst der materielle Mißerfolg unserer besten Bestrebungen darf uns nicht verzagt und unthätig machen; der Erfolg ist kein absoluter Wertmesser für unsere Bestrebungen, von denen unter allen Umständen der gute Wille als eine segensreich fortwirkende Thatsache bestehen bleibt. „Durch das Verlangen nach dem vollkommen Guten, selbst wenn wir nicht genau wissen, worin es besteht, und nicht thun können, was wir möchten, sind wir ein Teil der göttlichen Macht gegen das Böse, die Grenzen des Lichtes erweiternd, einengend den Kampf mit der Finsternis."

„Das ist ein schöner Mystizismus", erwidert Ladislaw auf diese Worte Dorotheas.

„Bitte, geben Sie ihm keinen Namen", ruft sie. — „Es ist mein Leben. Ich habe es herausgefunden und kann nicht davon lassen. Ich habe mir immer meine eigene Religion gefunden, schon als ich ein kleines Mädchen war .... Ich suche, nicht bloß Wünsche für mich selbst zu haben, weil sie nicht gut sein mögen für andere, und ich habe selbst schon zu viel."

Es war ihr Leben — denn George Eliot spricht hier durch den Mund Dorotheas — für ihre Mitmenschen zu wirken; das höchste Ziel ihrer Kunst, ihnen Frieden und Glück und einen guten Willen ins Herz zu pflanzen. Werfen wir nun noch einen letzten Scheideblick zurück auf den Weg, den sie in ihrem Dichten nach diesem Ziele hin gewandelt ist.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

George Eliots Dichten.

Was die Form der Eliotschen Dichtungen anbetrifft, so brauchen wir bei diesem Rückblicke nur eine kurze Zusammenfassung dessen zu geben, was wir bei Besprechung der einzelnen Werke ausführlich im einzelnen behandelt haben. Der Leser weiß, wir haben auf diesem wichtigen Gebiete der dichterischen Darstellung mehr tadeln als loben müssen. Was der ganzen englischen Romandichtung zum Vorwurf zu machen ist, finden wir auch bei George Eliot wieder: ungenügende — weil kaum angestrebte — Kenntnis der Gesetze der epischen Kunstform. Spielhagen nennt die englische Epik, indem er von der Form spricht, mit Recht „verwildert"; es ist so, als ob es neben dem absoluten Belieben, den ungezügelten poetischen Trieben für die englischen Novellisten keine festen Gesetze gäbe, deren Übertretung die gewollte poetische Wirkung schädigen muß. Sie folgen alle dem natürlichen Drange ins Weite, den die Aufgabe des Epos, ein Weltbild zu geben, in sich schließt, ohne sich jemals davon Rechenschaft zu geben, daß gerade die größte Schwierigkeit, die der Epiker zu überwinden hat und überwinden muß, die Konzentration dieses Weltbildes um einen bestimmten Mittelpunkt, seine Berandung und Einrahmung ist — das wesentliche Erfordernis für jenes einheitliche Interesse, das nun einmal jedes Kunstprodukt erregen soll.

ge Eliot hat bei der Arbeit an ihren Romanen oft genug
Erfahrung machen müssen, ähnlich der, welche Scott in
Einleitung zu „Nigels Schicksale“ so ergötzlich schildert:
habe mein künftiges Werk zu wiederholten Malen auf
Lage gelegt, es in Bände und Kapitel eingeteilt und mich
ht, eine Geschichte aufzubauen, welche sich stufenweise und
d entwickeln, die Spannung erhalten und die Neugier
und zuletzt in einer ergreifenden Katastrophe endigen
Aber ich glaube, ein böser Geist setzt sich auf den Stiel
r Feder, wenn ich anfange zu schreiben, und lenkt sie von
m Ziele ab. Die Charaktere vergrößern sich unter der
; die Vorfälle mehren sich, die Geschichte bleibt stehen,
nd der Stoff anschwillt; mein regelrechtes Haus wird
nem gotischen Monstrum, und das Werk ist geschlossen,
ehe ich das Ziel erreicht, das ich mir gesteckt.“ — Ja,
es nur immer wenigstens ein gotisches Monstrum würde
nicht ein Labyrinth wie „Middlemarch“!

Gleich im Beginn ihrer dichterischen Thätigkeit, bei den
nen“, sehen wir, daß sich George Eliot nicht die un-
ngliche Frage vorgelegt hat, was sie eigentlich hat schreiben
n, ob Novellen oder Romane. Drei Erzählungen, in
Bände zusammengedrängt, können unmöglich Romane
und doch ist nur eine wirkliche Novelle darunter: „Gil-
iebesgeschichte“, und sie würde in der That eine vorzüg-
Novelle sein, wenn die Dichterin nicht vor der eigentlichen
lung liegende Ereignisse unter dem gleichen Gesichtswinkel
jene betrachtet, wenn sie den schön in sich geschlossenen
nicht unbegreiflicherweise auseinander gerissen und die
lnen Stücke durcheinander gemengt hätte. Den beiden
:en „Szenen“ fehlt an der Novelle vor allen Dingen die
atische Zuspitzung der Handlung zu einem Höhepunkte
olgender Katastrophe oder Lösung des Konfliktes. Das
irte Liebesglück des armen Amos ist ein Ausschnitt aus
Weltbilde, der nur in den Rahmen einer Novelle paßt.

George Eliot hat ein großes kulturhistorisches Gemälde geschaffen und in den Vordergrund dieses winzige Liebes-Idyll gesetzt. In „Janets Buße" nimmt die Handlung nach Zeitdauer und Zahl der Mitwirkenden schon eine romanhafte Gestalt an; es ist ganz sicher keine Novelle, die wir vor uns haben, sondern ein verstümmelter Roman.

George Eliot hat nur einen Roman geschaffen, dessen Komposition eine einheitliche ist: „Silas Marner". Vor Doppelhandlungen und Doppelhelden hat sie nie das geringste Bedenken gehabt. Und einmal hat sie gethan — sicher aus Unkenntnis des Gesetzes — was man ein ästhetisches Verbrechen nennen kann: sie hat zwei ganz selbständige Romane ohne innere Berührungspunkte „Dorothea Brooke" und „Middlemarch" mit derber Hand in einen zusammengeschweißt.

Spielhagen läßt in einem fingierten Gespräche mit einem Freunde über die Komposition des Romans diesen sagen: „Ich glaube, der rechte Anfang für einen Roman wäre nach dem Schema: Es waren einmal zwei Knaben, der eine hieß Paul und der andere Peter, und Paul war gut und Peter war schlecht." — „Verzeihen Sie", unterbricht Spielhagen ihn, „ich meine, Sie können diese zwei Zeilen sparen; denn von der Existenz der Knaben werden wir uns ja wohl überzeugen, wenn Sie sie selbst auftreten und irgend etwas thun lassen, was von existierenden Menschen gethan zu werden pflegt. Und dabei werden Sie auch sicher Gelegenheit finden, die Knaben bei ihren betreffenden Namen zu rufen, vielleicht auch es so einzurichten, daß einer den andern nennt. Und was das Gut- und Schlechtsein anbetrifft, so können Sie das Urteil darüber getrost dem Leser überlassen, wenn Sie ihm nur hinreichendes Material geben, und dies Material sollte ja wohl eben der Roman selbst liefern." Wenn wir an diesem strengen aber richtigen Maße — der Forderung, daß der Leser alles, was er erfahren muß, nur durch die Rede und Handlung der Personen erfahren soll — George Eliots Romane messen, so

wären wir berechtigt, jeden derselben um ein gutes Drittel zu kürzen. Fast niemals machen wir in ihnen die Bekanntschaft irgend einer Persönlichkeit, ohne von ihr vorher genau informiert zu sein, was und wie sie ist, was sie früher war und dachte und wie sie jetzt denkt. Lydgate ist eine der hervorragendsten Figuren in „Middlemarch", er ist von der Dichterin mit einer Kraft und Tiefe geschildert, daß wir uns für den edlen, unglücklichen Mann in unseres Herzens Herzen erwärmen. Wußte die Dichterin im Beginn nicht, daß sie ihn so schildern würde, daß sie es für nötig hielt, uns eine ausführliche Darstellung seines Entwickelungsganges, seiner Erfahrungen, seiner Denkweise und Lebensziele zu geben? — Unmöglich. Es ist einfach eine ästhetische Unart, welche mit den elementaren Formen poetischen Schaffens nicht vertraut ist. Fast niemals betreten wir ein Haus oder eine Versammlung, ohne daß uns die Dichterin vorher eine ausgiebige Charakteristik der Insassen oder Teilnehmer giebt. Es giebt für diese Art kompositioneller Naivität ein klassisches Beispiel in Scotts „Pirat". Lordaunt Mertoun erreicht in einem furchtbaren Unwetter das Haus des Triptolemus; er pocht an um Einlaß, niemand hört ihn; er wirft mit Kieseln an die Fenster, niemand zeigt sich. Woher die Grausamkeit, in einem Wetter, wo man einen Hund vor die Thüre jagt, diesen braven Jungen so lange draußen stehen zu lassen? — Es ist nicht die Schuld des guten Triptolemus, sondern des Dichters, der Mertoun nicht eher eintreten lassen darf, bis er das ganze Vorleben des bisher nicht aufgetretenen Triptolemus mit gewissenhafter, ca. 20 Seiten langer Ausführlichkeit uns geschildert hat. — George Eliot hat diesen Grad der komischen Wirkung nie erreicht, aber in ihre Nähe ist sie öfters gekommen.

George Eliot bleibt bei diesen einführenden Schilderungen nicht stehen. Sie studiert ihre Figuren so tief, bis in die geringsten Regungen ihrer Empfindung, bis in die feinsten Impulse ihres Handelns, daß sie es nicht über sich gewinnen

kann, die Resultate dieser Studien dem Leser vorzuenthalten, die sie vielleicht auch — freilich fälschlich — im Interesse seines Verständnisses für erforderlich hält. So begleitet die Reden und Handlungen ein fortlaufender psychologischer Kommentar — sehr geistreich und für den Psychologen äußerst lehrreich, aber poetisch leider ganz unberechtigt.

Wir nehmen in epischen Dichtungen Reflexionen gern hin, wenn sie, knapp und prägnant gefaßt, dazu dienen, entweder das Herz oder den Geist des Lesers zu erleuchten, und besonders, wenn sie dem poetischen Organismus einverleibt und in die Seele eines der Handelnden gelegt sind. George Eliot ist, wie wir gesehen haben und für eine solche Dichterin auch selbstverständlich ist, vollkommen befähigt, diese poetische Forderung zu erfüllen. Ihr philosophischer Sinn aber, ihre Neigung zu diskursiver Behandlung der Denk-Objekte spielt ihr leider oft — und je älter sie wird, immer öfter — einen Streich und läßt sie an Stelle der energisch zusammengedrängten Reflexion langatmige Abhandlungen verfassen über alle möglichen Lebens- und Geistesfragen — sehr gediegene, tief durchdachte Abhandlungen, die nur leider mit der Aufgabe der Poesie nicht das Geringste gemein haben und viel besser in einigen Folgebänden ihres „Theophrastus Such" zusammengestellt worden wären.

Eine andere Folge ihrer zu weit getriebenen Gründlichkeit, auf die wir bereits wiederholt (besonders in der „Mühle") hingewiesen haben und die wir hier nur erwähnen, ist die Gewohnheit, Nebenfiguren und für den Verlauf der Handlung unbedeutende Vorgänge mit derselben Deutlichkeit und Ausführlichkeit vor uns hinzustellen und auszumalen, wie die Akteure des Vordergrundes und folgenschwere Ereignisse. Wir möchten dieses Verfahren als den schlimmsten ihrer Kompositionsfehler bezeichnen, der die sachliche und figürliche Perspektive ihrer Schöpfungen aufs empfindlichste schädigt und den Leser wiederholt viel zu lange im unklaren läßt,

ohl über den Gegenstand der Handlung als über den
den der Dichtung. Nichts ist verhängnisvoller für die
ische Wirkung als z. B. das Dunkel, die Irrgänge, durch
che der Leser von „Middlemarch" sich fortgesetzt zu be-
en hat.

Von einem bekannten Fehler Scotts hat sich George Eliot
t nur freigehalten, sie ist sogar in den entgegengesetzten
allen. Scott schildert bekanntlich die auftretenden Figuren
die Lokalität, in der sie sich bewegen, mit einer Art von
enschaftlicher Genauigkeit, als ob der Mann seine Rolle
t spielen könnte, wenn er nicht die und die ganz bestimmte
berobe zur Verfügung hätte; als ob der Raum die be-
ende Handlung in sich nicht vorgehen lassen könnte, wenn
icht mit Möbeln von diesem ganz bestimmten Schnitt aus-
attet wäre. Das Äußere der Personen läßt George Eliot
immer unbestimmt — das mag noch hingehen, obgleich
rer nachschaffenden Phantasie ein entschiedener Dienst ge-
let würde, wenn wir aus dem Auftreten, den Bewegungen
betreffenden Person, vor allem aber aus gelegentlichen
bachtungen anderer über sie eine einigermaßen sichere Vor-
ung von ihrer Körperlichkeit erhielten, da doch diese manche
re Eigenschaften verdeutlicht. Ein viel schlimmerer Fehler
ber, daß auch das Lokal der Handlung fast immer — mit
nahme von „Adam Bede" und der „Mühle am Floß" —
ar bleibt. Der Eindruck eines wahrhaft poetischen
lismus, den alle Schöpfungen der Dichterin hinterlassen,
dadurch nicht wenig abgeschwächt, daß ihre Personen sich
ähnlich in einer dem Leser wildfremden Phantasielandschaft
gen. Wenn es wahr ist, daß nicht jedes Lokal für jede
dlung paßt, daß es eine Unzahl von feinen Beziehungen
chen den Menschen und ihrer Umgebung giebt, ja, daß ihr
n und Leben von der letzteren zum großen Teile bestimmt
— wo bliebe die poetische Wirkung von Scotts „Pirat"
das meisterhaft gezeichnete Gemälde der shetländischen

Natur? — so ist der Leser berechtigt, ein deutliches Bild von der Wohnung der Haupthandelnden und deren Umgebung zu verlangen.

Die einzige Erklärung dieses Defektes liegt in der Auffassung der Dichterin, die solche Details neben der Handlung und Charakteristik als nebensächlich und poetisch uninteressant betrachtet. Dagegen müssen wir die Dichterin gegen den auf Grund dieser Erscheinung erhobenen Vorwurf des mangelnden Naturgefühls in Schutz nehmen; es ist für einen modernen Dichter ein sehr schwerer Vorwurf, der die Voraussetzung einer krüppelhaften poetischen Begabung in sich schließt: ein heutiger Lyriker wäre ohne die Fähigkeit gemütvoller Naturauffassung undenkbar; daß frischer Natursinn auch den dramatischen Schöpfungen eine Fülle des gesundesten Blutes zuführt, zeigt Shaksperes Beispiel; und der wahre epische Dichter, zumal der Realist, darf nicht bloß seine Menschen in lebhaften Umrissen vor sich sehen, sondern sie garnicht vorstellen können losgelöst von dem Lokal, in dem sie zu leben und zu wirken bestimmt sind. Es wäre sehr auffallend, wenn einer Dichterin wie George Eliot, einer tiefen Verehrerin Wordsworthscher Naturpoesie für dieses geheime Aufeinanderwirken der äußeren Natur und der menschlichen Seele die Empfindung abgegangen wäre. „Adam Bede" und vor allem „Die Mühle am Floß" sind ein energischer Protest gegen eine solche Annahme. Was wäre das unvergeßliche Idyll von Hayslope ohne die wundervolle Schilderung dieses kleinen Edens, in dem Menschen und Natur noch vollkommen eins sind. Hettys Sündenfall schließt sie aus aus diesem Paradiese, und sie wandert über steinige, braune, ausgedörrte Berge, wo die Quellen nicht rieseln und kein Vogel im Schatten üppiger Obstbäume sein frohes Lied singt, vorbei an düster umwachsenen Weihern, die zum Selbstmorde winken. Es giebt wenige Dichtungen, wo die Naturbeseelung erfolgreicher gehandhabt wird als in der „Mühle am Floß": hier bildet sie geradezu einen sprechenden Chor zu

Handlungen und Zuständen der Menschen. Auf die herr=
e Schilderung des glücklichen Kindeslebens ist schon im
Kapitel hingewiesen worden. Hier — in der Umgebung
Mühle — wird allem seine Poesie abgelauscht, auch der
en Winterlandschaft, die zum Spender der köstlichen Weih=
htsstimmung wird: „Schnee lag auf Feld und Flußufer in
ligen Hebungen, sanfter als Kindesglieder; er lag mit sauber
lättetem Rande auf jedem Dache dessen dunkelrote Giebel
neuvertiefter Färbung davon abstachen, er lag gewichtig
den Lorbeerbäumen und Tannen, bis er herabfiel mit
:m leise schauernden Laut; er kleidete den rauhen Rüben=
r in Weiß und ließ die Schafe wie dunkle Flocken er=
inen; die Thore waren alle versperrt von kleinen Schnee=
gen, und hier und dort stand ein unbeachteter Vierfüßer
versteinert „in thatloser Trauer" — kein Lichtschein, kein
)atten, denn auch der Himmel war eine stille, bleiche Wolke
kein Laut, keine Thätigkeit außer in dem dunkeln Strome,
dahinfloß und seufzte wie ruheloser Kummer. Aber die
: Weihnacht lächelte, als sie der Außenwelt diesen grausam
heinenden Zauber anthat; denn sie gedachte, das Haus mit
em Glanze zu erhellen, die reichen Farben des häuslichen
ens zu erhöhen und die wohlige Empfindung des warmen
:nsduftes zu schärfen: sie gedachte, eine freundliche Kerker=
t zu bereiten, die das uranfängliche Familiengefühl stärken
te, und Sonnenschein in lieben Menschengesichtern, die so
kommen waren wie der verhüllte Morgenstern. Ihre
undlichkeit war nur gering für die Heimatlosen — nur
ng für die Häuser, deren Herd nicht sehr warm war, deren
:n wenig Duft hatte; wo die Menschengesichter keinen
menschein zeigten, sondern das bleierne, ausdruckslose
rren hoffnungsloser Not. Aber die alte Weihnacht hatte
)ut gemeint; und wenn sie nicht hinter das Geheimnis ge=
men ist, wie man unparteiisch die Menschen beglückt, so ist
:ur, weil ihre Mutter, die Zeit, mit unbeugsamer Vorsätz=

lichkeit jenes Geheimnis noch immer verbirgt in ihrem eigenen gewaltigen, langsam schlagenden Herzen." — Der April narrt die Welt mit Frühlingsluft, und läßt in einer kalten Nacht alle jungerstandene Pracht verschwinden: welche schöne Symbolik für das Verhältnis zwischen Maggie und Philip Wakem, daß es an solchem rauhen Apriltage geknüpft wird, wo die vermeintlich Liebende in der scharfen Frühlingsluft den Shawl fröstelnd um sich zieht und schnell dahinschreitet, aber vor dem Stelldichein noch die Ruhe findet, den Anblick ihrer geliebten Bäume einzuschlürfen. — Wer von den Dodsons oder in St. Ogg's würde es Maggie glauben, wenn sie die Schuld ihrer Entführung nicht auf Stephen, sondern auf den üppig schönen Sommertag geschoben hätte? Und doch wissen es alle Leser, daß ohne seine Mitwirkung keine Künste Stephens ihre sittliche Festigkeit hätten zum Wanken bringen können. Es ist eine einfache Wasserfahrt, zu der Stephen Maggie veranlaßt: „Sie glitten schnell dahin zwischen stillen sonnenbeschienenen Feldern und Weiden, welche von einer natürlichen Freude beseelt schienen, die keinen Vorwurf für die ihrige hatte. Der Hauch des jungen, frischen Tages, das köstlich rhythmische Tauchgeräusch der Ruder, die Liederbruchstücke, welche vorüberfliegende Vögel hin und wieder hören ließen, gleichsam wie ein augenblickliches Überfließen der bis zum Rande stehenden Freude, die süße Einsamkeit eines zwiefältigen Bewußtseins, das in eines zusammenfloß in dem ernsten, unermüdlichen Blick der Augen, die nun nicht abgewandt zu werden brauchten — was sollte sonst noch in ihren Seelen sein?" — Die süße Schwere dieses traumhaft schönen Sommertages schläfert Maggies Bewußtsein, ihre Erinnerung ein, so daß sie dahinfährt ohne Acht auf die Terraingegenstände, welche ihr die Entfernung anzeigen könnten — bis der Wind sich dreht, Wolken über die Sonne hinwegziehen und ein scharfer Luftstoß sie aus ihrem Traume erweckt — als es zu spät ist zurückzukehren. — Niemals ist eine weniger romanhafte, natürlichere Entführung geschildert

worden. — Und zuletzt in der Nacht, als die Flut hereinbricht, und Maggie auf einsamem Nachen ziellos dahintreibt, welche herrliche Schilderung der über den weiten Wassern endlich anbrechenden Dämmerung eines trüben, unheilverkündenden Tages. Ein Gefühl trostloser Trauer geht von diesem großartigen Stimmungsbilde aus: es ist, als ob die Natur, an deren Brüsten Maggie sich Leben getrunken hat, eine Totenklage anstimmte über das allzu frühe Ende ihres Lieblings. — Solche Wirkungen wären einer Dichterin ohne tiefes Naturempfinden versagt gewesen. — Auch George Eliots Briefe sind voll von schönen Naturschilderungen; und als charakteristisch für ihre elegische Gefühlsrichtung mag hier angeführt werden, daß nicht der Frühling, sondern der Herbst ihr die schönste, poetischeste Jahreszeit war. „Ist dies nicht ein wahrer Herbsttag?" schreibt die zweiundzwanzigjährige an ihre Freundin Miß Lewis. „Gerade die stille Melancholie, die ich liebe — welche die Harmonie zwischen Leben und Natur herstellt. Die Vögel halten Rat über ihre Wanderungen, die Bäume legen die hektische oder bleiche Farbe des Todes an, und beginnen den Boden zu bestreuen, daß unser Fußtritt die Ruhe der Erde und Luft kaum zu stören wagt, während sie einen Duft aushauchen, der ein wahrer Schlummertrank unserem ruhelosen Geiste ist. Wonniger Herbst! meine ganze Seele ist ihm vermählt, und wenn ich ein Vöglein wäre, möchte ich über die Erde fliegen und Herbst auf Herbst besuchen." — „Das Meer und der Himmel und die ewigen Berge sind Geist für mich," ruft sie an einer anderen Stelle aus, „nie werden sie ihrer Erhabenheit verlustig gehen."

Überall, wo George Eliot die Landschaft schildert, giebt sie niemals, wie so manche Dichter, eine Aufzählung der einzelnen Terraingegenstände; überall faßt sie, wie ein Maler, den Charakter des Ganzen ins Auge und giebt uns ein Stimmungsbild, das denn freilich ganz anders in der Phantasie des Lesers aufleuchtet als die exakteste topographische Be-

schreibung. Wo keine Veranlassung für solch ein Stimmungsbild vorhanden ist, läßt sie die Örtlichkeit unbestimmt. Sie scheint einen Widerwillen vor jener nüchternen Forderung realistischer Darstellung gehabt zu haben.

Was den Stil George Eliots betrifft, so kann er einerseits ebenso bewundernswert sein, wie er andererseits poetisch unerträglich, professorenhaft ist. Unübertrefflich ist die Sprache ihrer Personen, die von Anfang bis zu Ende genau nach ihrem Charakter und ihrer Lebensstellung abgetönt ist. Unerträglich in seinen unendlich verschachtelten Perioden ist häufig der Stil, den George Eliot selbst in jenen oben bezeichneten unorganischen Anhängseln gebraucht, besonders der späteren Dichtungen. Nur ein Beispiel — und nicht eins der schlimmsten — sei hier gewählt aus der Unzahl von ähnlichen, eine Periode aus „Deronda", die zu übersetzen mehr Mühe als Gewinn bringen würde:

> Before him (Deronda) stood, as a living, suffering reality, what hitherto he had only seen as an effort of imagination, which, in its comparative faintness, yet carried a suspicion of being exaggerated: a man (Mordecai) steeped in poverty and obscurity, weakened by disease, consciously within the shadow of advancing death, but living an intense life in an invisible past and future, careless of his personal lot, except for its possibly making some obstruction to a conceived good which he would never share except as a brief inward vision — a day afar off, whose sun would never warm him, but into which he threw his soul's desire, with a passion often wanting to the personal motives of healthy youth.

Das ist eine Periode, von der man sagen kann, was George Eliot der deutschen Prosa imputiert, daß ihr endlicher Schluß weniger als eine That des Autors, denn als eine Fügung der Vorsehung erscheint. Offenbar liegt in dem Stil-

efühl der Verfasserin nicht das geringste Hindernis, diese eriode noch eine halbe Seite weiter fortzuführen.

Wenn wir Tendenz-Dichtungen diejenigen nennen, welche e poetische Illustration gewisser Lehren oder eines Systems on Lehren mit Bewußtsein zu ihrem Gegenstande machen, ist George Eliot nur Tendenz-Dichterin. Die Ideen eines litarischen Moralsystems, die ihr so massenhaft aus verschiedenen Quellen — Lewes, Spencer, Mill, Comte — zuströmten, ben auch für ihre Auffassung des Zieles der Poesie den Ausschlag; ne Poesie, die nicht den ausgesprochenen Zweck der Veredelung r Menschheit durch Belehrung verfolgte, war ihr eine wertlose oesie. Aus dieser beschränkten Auffassung ist denn auch ihr unhört verkehrtes Urteil über Byron zu erklären, aus dessen Dichngen sie nichts von einem derartigen Zwecke, vielleicht noch er etwas von einem entgegengesetzten herauszulesen vermochte. aß ein gottbegnadeter Dichter, wenn er darstellt, was in inem Inneren lebt, und es so darstellt, wie es aus den Tiefen iner Natur emporquillt, dadurch allein neben der mitfühlenden d genießenden Freude Erhebung und Befreiung seinen Mitnschen gewährt — diese Wahrheit, die da, wo man die thetik zu einer wissenschaftlichen Disziplin zu erheben strebt gewesen ist, z. B. bei uns in Deutschland, für eine r elementarsten gilt, ist der Dichterin, wie einer sehr oßen Anzahl ihrer dichtenden und nicht-dichtenden Landsute, unbekannt.

Sie spricht es wiederholt aus, daß der oberste Zweck ler Poesie, wie aller Kunst, ein humanitärer sein muß: sie ll Sympathie und in ihrem Gefolge Menschenliebe erugen; daß dieser oberste Zweck die spezielle Verbreitung zialer und politischer Lehren nicht ausschließt, ist selbstrständlich. „Wenn die Kunst nicht die Sympathien der enschheit erweitert," schreibt sie an Mr. Bray (5. Juli 1859), o leistet sie sittlich nichts. Ich habe die herzerschütternde

Erfahrung gemacht, daß Ansichten ein schwächliches Band zwischen Menschenseelen knüpfen: und die einzige Wirkung, die ich durch meine Schriften auszuüben leidenschaftlich verlange, ist, daß die, welche sie lesen, besser in den Stand gesetzt werden sich vorzustellen und zu fühlen die Schmerzen und Freuden derjenigen, die von ihnen in allem verschieden sind, nur nicht in der offenkundigen Thatsache, daß auch sie kämpfende, irrende, menschliche Wesen sind."

Es ist äußerst interessant, daß George Eliot, ehe sie die poetische Laufbahn betritt, ein exaktes Programm für ihr Dichten besitzt. Sie entwickelt es in ihrem Essay über Riehl (1856): „die Kunst steht dem Leben am nächsten; sie ist ein Mittel, die Erfahrung zu erweitern und unsern Zusammenhang mit unseren Mitmenschen weit über die Grenzen unseres persönlichen Loses auszudehnen ..... Die größte Wohlthat, die wir dem Künstler, ob Maler, Dichter oder Romanschriftsteller, verdanken, ist die Ausbreitung unserer Sympathien .... Unsere Sozial-Romane versichern, das Volk so darzustellen, wie es ist, und die Unwirklichkeit ihrer Darstellung ist ein schweres Übel ... Die Aufgabe des Künstlers ist eine um so heiligere, wenn er es unternimmt, das Leben des Volkes zu malen: Hier ist Fälschung weit verderblicher als in den künstlicheren Lagen des Lebens. Es ist nicht so sehr folgenschwer, wenn wir falsche Vorstellungen von vergänglichen Lebensformen haben — von den Sitten und dem Gesprächston von Stutzern und Herzoginnen; aber es ist folgenschwer, wenn unsere Sympathie mit den dauernden Freuden und Kämpfen, den Plagen, der Tragik und dem Humor in dem Leben unserer schwerer beladenen Mitmenschen irregeführt und nach dem falschen Ziele anstatt nach dem wahren gelenkt wird." Und weiter: „Wenn irgend ein Mensch von hinlänglich weitem moralischem und geistigem Gesichtskreise, dessen Beobachtungen nicht gefälscht wären durch vorgefaßte Meinungen oder einen standesmäßigen Gesichtspunkt, sich daran begeben würde, die

Naturgeschichte unserer sozialen Klassen, besonders der kleinen Händler, Handwerker und Bauern zu studieren — den Grad, in welchem sie von lokalen Verhältnissen beeinflußt werden, ihre Grundsätze und Lebensgewohnheiten, den Standpunkt, von welchem sie ihre religiösen Lehrer betrachten, und das Maß, in welchem sie von religiösen Lehren beeinflußt werden, und welche Stellung sie nehmen zu den Tendenzen der Zerstörung oder der Weiterentwickelung — und wenn er nach allen diesen Studien das Resultat seiner Beobachtungen zusammenstellen wollte in einem mit spezifischen Thatsachen wohl versehenen Buche, so würde sein Werk eine wertvolle Stütze für den sozialen und politischen Reformator sein." *)

Wenn wir eine Unterscheidung von Tendenz- und idealistischen Dichtungen gemacht haben, so sollen diese Bezeichnungen durchaus nicht zwei einander ausschließende Dinge darstellen. Eine sittliche oder philosophische Tendenz haben auch sämtliche idealistisch genannten Dichtungen. Hätten wir streng logisch verfahren wollen, so wäre es ohne Unterabteilungen nicht abgegangen: wir hätten unterscheiden müssen: realistische und idealistische Dichtung, und unter den Exemplaren der ersteren Gattung die Arten der sittlichen und sozialpolitischen Tendenz-Romane — eine Klassifizierung, die freilich auch keine erschöpfende Darstellung des Gehaltes dieser Dichtungen geben könnte, da die sittlichen Tendenz-Romane nicht frei von sozialen, und die sozialen Romane nicht frei von sittlichen Tendenzen sind.

Der Ausdruck Tendenz-Dichtung hat — wenigstens für uns Deutsche — einen verkleinernden oder geradezu tadelnden Nebensinn; wir pflegen darunter nicht allein wirkliche Dichtungen zu verstehen, sondern auch die große Überzahl derjenigen philosophischen, moralischen, politischen, sozialen

*) Danach scheint also Riehls Buch „Naturgeschichte des Volkes ꝛc." zu der Entstehung wenigstens ihrer ersten Dichtungen mitgewirkt zu haben.

Schriften, welche sich einer poetischen Einkleidung bedienen — Machwerke, denen es nicht im entferntesten auf die künstlerische Komposition, nicht auf die weisheitsvolle Organisation der Handlung, nicht auf tiefe und wahre Charakteristik, oder gar auf formellen poetischen Schmuck ankommt, sondern vielmehr auf die Verbreitung gewisser Anschauungen des Verfassers, der hinsichtlich seiner dichterischen Leistungen im besten Falle ein gewandter Routinier und als solcher im stande ist, seine Figuren außer durch Namen und Lebensstellung mit ein paar derben Pinselstrichen zu individualisieren, seine Gedanken in dialogische Form zu bringen, und vielleicht die Abwesenheit einer einheitlichen, naturgemäß aus den Charakteren sich entwickelnden Handlung durch unerwartete, unerhörte, roh sensationelle Begebnisse zu ersetzen versucht. Um ein recht klares Bild zu erhalten von dem Unterschiede poetischer Tendenz-*Schriften* und wirklicher Tendenz-*Dichtungen*, erinnern wir an den Vergleich zwischen „Silas Marner" und Kingsleys „Yeast": das erstere ist durchaus Dichtung, das letztere vorwiegend — abgesehen von einzelnen poetisch empfundenen und dargestellten Szenen — soziale und theologische Tendenz-Schrift.

Daß George Eliot ihre poetische Gestaltungskraft niemals der Tendenz zum Opfer gebracht hat, daß sie vielmehr ihren wahren und hohen Dichterberuf bewiesen hat durch die *Überwindung der Tendenz* — das brauchen wir hier nicht mehr zu versichern. Es handelt sich hier nur noch darum, zu entwickeln, *auf welchem Wege* sie trotz der Tendenz legitime poetische Schöpfungen hat zu stande bringen können.

Die Absicht, Sympathie im Leser zu erwecken, wird zunächst erreicht werden durch die Schaffung von Charakteren, die selbst sehr viel von dieser Sympathie besitzen und sie ihren Mitmenschen gegenüber energisch in Thätigkeit setzen. Geringere Dichter haben oft genug ihren Zweck zu erreichen vermeint durch Vorführung einfacher Tugendhelden, die niemals

e ihren obligaten Heiligenschein auftreten, deren Mund von
ndhaften Worten überfließt und die in Thaten erhabener
bstlosigkeit bis an die Grenze des gesunden Handelns gehen,
unter sie sogar überschreiten: sie haben am wohlthätigsten
ken zu können geglaubt, wenn sie ein Leben vor uns ent-
ten, als dessen naturgemäßer Abschluß, wenn nicht eine
mmelfahrt, so doch eine solenne Heiligsprechung erfolgen
ßte. Sie haben weiter nichts erreicht und bewirkt als die
ngeweile des Lesers. Es ist ihnen das wichtige Geheimnis
borgen geblieben, daß wir unvollkommene Menschen-
der leider nicht das Ideal als solches, die Idee des Guten
en, sondern immer nur eine bestimmte, greifbare und be-
ifbare Verkörperung dieser Idee, so unvollständig und un-
eichend eine solche auf Erden auch möglich sein mag; daß
uns viel weniger bessern lassen durch ein in noch so schöner
m ausgesprochenes, noch so dringlich uns ans Herz ge-
es abstraktes Gesetz, als durch die Bethätigung desselben
einer uns nahestehenden und um ihrer übrigen Eigen-
ften willen geliebten Persönlichkeit; weniger durch die Lehre
durch das Beispiel. Und es ist merkwürdig, daß das Bei-
l um so mächtiger wirkt, je näher uns diese Persönlichkeit
m Wesen nach steht, d. h. je mehr sie unsere menschlichen
ollkommenheiten im übrigen teilt. So werden Figuren
Pastor Irwine, der kein gewaltiger Kanzelredner, kein
ßer Gelehrter, dagegen mit einigen Schwächen, die „unseres
isches Erbteil," behaftet ist, unberechenbar weit wirken, in
Kunst wie im Leben. Damit soll nicht gesagt sein, daß
Dichter niemals Figuren zeichnen dürfe, welche die Durch-
itts-Güte und Durchschnitts-Tüchtigkeit um ein Bedeuten-
überragen. Aber immer muß er sich gegenwärtig halten,
solche Figuren durch ihre höhere Tugend allein unsere
mpathie nicht erregen werden, wenn sie nicht eine gewisse
nme menschlicher Fehlbarkeit gleichzeitig entwickeln.

Zwei Punkte verdienen hier der besonderen Berücksichti-

gung: Der Dichter muß sich hüten, solche Tugendbilder fertig vor uns hinzustellen; er muß uns zeigen, durch welche Komplikation ihrer ursprünglichen Anlagen und ihrer Lebensverhältnisse sie zu dieser höheren Stufe der Sittlichkeit gelangt sind. Der andere ist fast noch wichtiger: der Dichter muß solche Figuren nicht als irdisch glücklich und erfolgreich darstellen; er muß das größere innere Glück, das ihre Tugend ihnen sichert, als eine Kompensation für äußere Mißerfolge ihnen zuteilen. — Weshalb das? Damit unsere Liebe zu ihnen, welche die unerläßliche Vorbedingung einer sympathetischen Wirkung ihrer Persönlichkeit auf die unserige ist, nicht durch den Neid erstickt werde? — Vielleicht ist das einer von den Gründen; der einzige ist es nicht. Was uns am meisten von jenen absolut guten und absolut glücklichen Menschen der Poesie abstößt, ist ihre Undenkbarkeit im wirklichen Leben; wir verlangen von dem Dichter Lebenskenntnis und Lebenswahrheit; kennen und zur Geltung bringen muß er jenes tragische Lebensgesetz, daß der Gerechte viel zu leiden hat, daß ungemischte Güte ohne die Kraft zu Thaten der Abwehr und der Vergeltung in unserem Erdendasein schlecht wegkommt. Mit furchtbarer Klarheit ist dieses Gesetz dargestellt worden in der gewaltigsten Tragödie der Weltlitteratur: Hamlet.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte z. B. die Gestalt Dorotheas, die uns trotz ihrer übermenschlichen Gabe zur Selbstaufopferung doch so unwiderstehlich anzieht. Die Natur hat eine große Kraft des Geistes und Gemüts in sie gelegt, die nach Erfüllung und Bethätigung notwendig streben muß. Die Dichterin giebt ihr als nächste und fernere Umgebung lauter beschränkte und engherzige Menschen; sie läßt ihr die denkbar schlechteste, eine französische Pensionats-Erziehung zu teil werden. Unerkannt und ungewürdigt nimmt sie in ihrer Heimat eine isolierte und bei all ihrer Bescheidenheit auffallende Stellung ein. Nun glaubt sie den Mann gefunden zu haben, der all ihre inneren Bedürfnisse befriedigen, sie erlösen wird aus

Knechtschaft der Unwissenheit: es ist eine furchtbare
ıschung gewesen. In dem Leben des Mr. Casaubon ist
weiter nichts als ein nebensächliches Werkzeug und verein-
ter als je. Es ist natürlich, daß sie den Wert menschlicher
ıssenschaft, des Mitgefühls, der Liebe in demselben Grade
er empfinden wird, als der an sich mächtige Trieb ihrer
tur weniger befriedigt wird. So erscheinen uns ihre zahl-
hen Äußerungen, welche die Nächstenliebe als das Höchste
isen — „Wozu leben wir, wenn nicht um das Leben ein-
er weniger schwer zu machen?“ — „Ich möchte anderer
ıte Leben erfreulicher für sie gestalten.“ — „Es ist so schwer,
Glücksanteile gleich zu machen.“ — „Wie können wir leben
) denken, daß irgend jemand Kummer hat, herzzerreißenden
mmer — und wir könnten ihm helfen, und sollten es nicht
suchen?“ — so erscheinen uns diese Äußerungen, die uns
Munde einer abstrakten Tugendheldin ebenso außergewöhn-
, um nicht zu sagen, so unwahr wie sie selbst vorkommen
rden, als natürliche Ausbrüche ihrer von allen Seiten ein-
ıgten Triebe; wir empfinden sie als naturgemäß und wahr;
: bewundern an ihr die That jener wahrhaft heroischen
lbstverleugnung, die sie gegenüber dem Verhältnis Ladis-
ıs zu Rosamond beweist, weil wir sie bei dieser Frau für
glich halten. — Denken wir eine ihr so verwandte Natur,
die Dichterin selbst, an ihre Stelle gesetzt, so würde sie als
manheldin wenig von unserer Sympathie erwerben können
: dem einfachen Grunde, weil ihre Entwickelung eine in
ır Beziehung glückliche gewesen ist.

Wir würden lange in der Litteratur suchen müssen, ehe
eine Heldin fänden, die eine so nachhaltige Sympathie er-
te, wie Maggie Tulliver: ihre reichen Anlagen, ihre weib-
en Vorzüge an sich könnten eine solche Wirkung nicht
en; was die mächtige Anziehungskraft dieser Figur aus-
ht, ist die Thatsache, daß ihre vortrefflichen Eigenschaften
ch die allerungünstigsten Umstände in ihrer Entfaltung ge-

hindert werden, daß sie nur Kummer und herbes Unglück aus ihnen erntet und dennoch immer sich selbst treu bleibt.

Der dunkele Untergrund des Leidens ist es, von dem die Vorzüge dieser Gestalten sowie Mirahs so leuchtend sich abheben; fehlt er, so verblassen die Farben auf dem Bilde und in unserer Phantasie. Daß eine Figur wie Dinah nicht bloß Interesse, sondern wirklich Liebe erweckt, ist ein wahres Wunder der charakteristischen Kunst, das, wie wir bereits in dem Kapitel „Adam Bede" auseinandersetzten, nur die Verwebung sehr hoher und alltäglicher Eigenschaften hat wirken können. Die Bewunderung Romolas ist deshalb eine gedämpfte gewesen, weil die inneren Schmerzen, welche ihre sittliche Strenge ihr bereitet, obgleich vorhanden, nicht laut genug unser Ohr treffen. Einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit unserer Behauptung giebt ein Vergleich Daniel Derondas mit seinem Urbilde: welche poetischen Empfindungen umweben die Person des leidenden Erlösers! — und Deronda? — ist eine Gestalt, die mit ihrer Feingeistigkeit und ihrem zarten, fast allzu zarten Gefühlsleben unser höchstes Interesse erregt; wir begrüßen sein Auftreten jedesmal und verfolgen die Entwickelung seines Wesens mit einer Spannung, die sich nicht zum wenigsten auf die Frage richtet, ob er denn nicht endlich einmal Mensch werden wird wie wir und irgend einen schlechten oder dummen Streich begehen — zu den Gestalten aber, die wir dauernd wie alte, geliebte Freunde in unserem Herzen hegen werden, kann er nicht gehören, weil er zu vollkommen und zu glücklich ist.

Es ist eine ausgesprochene Absicht George Eliots, unsere Sympathie zu erwecken für die unteren Volksklassen und dadurch die gesellschaftlichen Abstände zu verringern. Auch andere haben das versucht und zu erreichen geglaubt, indem sie den Arbeiter mit einer Denkkraft ausstatteten, die er in sich nicht entwickelt haben konnte, den Bauer in einer Sprache reden ließen, die er nicht kannte, und beiden Gefühle in den Busen

ɜten von einer Feinheit und Vielgestaltigkeit, die ihnen fremd
n mußten. Sie haben kein Glück gehabt mit ihren Ackerern,
ɛ das Zeug zu einem Burns in sich hatten, mit ihren Bauern-
chtern, die nun doch mehr oder weniger befähigt waren,
Frau Professorin" zu spielen, mit ihren arbeitenden Sitten-
ıd Geisteshelden. Andere haben von der größeren Roheit,
n zahlreicheren Lastern, die in jenen Kreisen herrschen, den
chleier, den unsere Unkenntnis so gern darüber deckt, mit
ıbedenklicher Hand hinweggezogen und uns in eine Hölle von
lend und Bosheit blicken lassen. Sie haben doch nur die
ne Seite der Wahrheit dargestellt. George Eliot hat uns
chts von der rauhen, häßlichen Außenseite des gemeinen
lannes geschenkt, sie hat ihn nicht verschönert und gehoben,
eder in seinen Manieren, noch in seiner sittlichen Kraft den
ɛidenschaften gegenüber, noch in seiner geistigen Unmündig-
it, welche sie uns voll durchkosten läßt in einer Sprache,
ɛ mit ihrer grammatischen Inkorrektheit und dem beschränkten
ɔortvorrat der getreueste Abdruck der Wirklichkeit ist. Aber
enn sie einerseits die naturalistische Schroffheit dieser Zeich-
ıng durch ihren liebevollen, tiefblickenden Humor zu mildern
ɛiß, so ist sie andererseits bemüht, das Empfinden und
treben dieser Menschen als ein dem unserigen verwandtes
nzustellen und, was des Guten und Gesunden in ihrem
ınern vorhanden ist — so unvollkommen entwickelt es sein
ag — ans Licht zu ziehen. Wer ist nicht entzückt von der
stlichen Figur des Hausierers Bob Jakin? — Nun, er ist
ı Hausierer wie jeder andere, die Ehrlichkeit ist auch bei ihm
cht erste Geschäftsbedingung; wenn er aber hier mehr nimmt,
ɜ er darf, und knickerige Kunden mit Vergnügen rupft, so
ıließt das nicht aus, daß er anderswo mehr giebt, als er
ıtig hat, und ein treues, anhängliches Herz für die Seinigen
ıd seine Freunde besitzt. Damit ist offenbar der richtige Ton
ɜ Gemäldes getroffen. Auch Dickens hat bekanntermaßen
ıe Reihe von vortrefflichen, lebensfrischen Figuren aus dem

Volke geschaffen; was aber George Eliot geleistet hat — neben der äußerlich getroffenen Photographie uns das Denken und Fühlen dieser Menschen bis in seine Wurzeln bloßzulegen — dazu hat seine Seelenkunde und Gestaltungskraft nicht ausgereicht.

Viele Lieblosigkeiten, die wir begehen in dem vollen Glauben, recht zu handeln, haben ihren Ursprung in unserer Unkenntnis unserer Mitmenschen, in der Unfähigkeit, uns in ihre Innerlichkeit zu versetzen und die Genesis und Verwickelung ihrer Seelenzustände zu verfolgen. Es ist die hingebende Lebensarbeit George Eliots gewesen — und darin möchten wir den Haupttitel ihres Dichterruhmes sehen — Klarheit über die Triebfedern des menschlichen Handelns zu verbreiten und aus Mitgefühl mit uns selbst uns zur Nachsicht gegen unsere Mitmenschen zu stimmen.

Wie in Äußerlichkeiten, im Ausdruck unserer Empfindungen, so giebt es auch in unseren Empfindungen selbst Konvenienzen. Gewisse Charaktere z. B. pflegen wir mit unserem Spotte zu verfolgen. George Eliot zeigt uns in einer Reihe von Fällen, daß, wenn wir tiefer blickten, der Hohn dem Mitleide weichen würde. Wir wählen ein Porträt, ein in seiner Wahrheit und Tiefe unübertreffliches, als Beispiel.

Der Pedant, „der immerfort an schalem Zeuge klebt", der ein sehr unvollständiges Weltbild in der Seele trägt, und dessen Denken und Handeln nach dem kleinen Maßstabe, den er an Menschen und Dinge legt, in ergötzlichem Widerspruch zur wirklichen Größe des Weltgetriebes stehen, pflegt bei den meisten Dichtern mit komischer Maske aufzutreten. Andere begaben ihn mit Willensstärke und starrem Egoismus und zeigen in ihm die schädliche Macht der Borniertheit, die die Welt nach ihrem Willen zwingen möchte und unheilvoll in die umgebenden Verhältnisse eingreift. In George Eliots Pedanten, Casaubon, hat Mr. Brown die letztere Gattung, den beschränkten Tyrannen, sehen wollen — sehr mit Unrecht.

Sie hat nicht unsere Befriedigung erregen wollen über das Scheitern seiner verkehrten Bestrebungen, noch weniger unsere Fröhlichkeit, sondern einzig und allein unser Mitgefühl. Sie legt ihm einen Druck auf den Geist, den er *fühlt* und nicht wegschaffen kann, eine Leere ins Herz, die er *beim besten Willen* nicht auszufüllen weiß, und macht ihn so fast zu einer tragischen Figur.

Mr. Casaubon hat es sich in den Kopf gesetzt, der Menschheit einen unschätzbaren Dienst zu leisten durch den Nachweis, daß alle mythischen Systeme in der Welt weiter nichts als die Modifikationen resp. Verunstaltungen *einer* ursprünglich geoffenbarten Wahrheit seien. Ein ganzes Vierteljahrhundert lang hat er Notizen und Auszüge aus allen erreichbaren mythologischen Werken gesammelt; da stehen sie, mehrere Reihen sauber geschriebener, stattlich gebundener Manuskript-Bände. Nun handelt es sich bloß noch um die Kleinigkeit, das allen diesen Systemen Gemeinsame herauszufinden und dadurch zu der Quelle der *einen* geoffenbarten Wahrheit vorzudringen. Bevor der Abschluß der Aufgabe erfolgen kann, muß als nebensächliche Hilfsarbeit die Herstellung einiger Register-Bände, ohne welche der ungeheure Stoff der unzusammenhängenden Notizen gar nicht zu handhaben ist, unternommen werden. Inzwischen hat Mr. Casaubon die Höhe seines Lebens überschritten, und die innere Befriedigung, welche ihm die stoffliche Bewältigung seiner großartigen Aufgabe gewährt, kann ihn nicht hinwegheben über ein immer stärker werdendes Gefühl der Melancholie, das vielleicht von der langen Eintönigkeit und Verlassenheit seines Lebens erzeugt sein mag. Nach reiflicher, allseitiger Überlegung kommt er zu der Überzeugung, daß es nun Zeit sei, endlich auch dem Lebensgenusse sein Recht einzuräumen, und den Abend seines Daseins mit der Anmut weiblicher Genossenschaft zu schmücken, die ihm die dunklen Zwischenpausen seines mühevollen Schaffens mit warmem Gefühls- und Phantasieleben durchleuchten soll. Die

schöne, jugendfrische, edelsinnige Dorothea Brooke ist das Ziel seiner Wünsche. Er macht ihr einen schriftlichen Antrag in der seinem Alter, seinen Lebensumständen angemessenen, korrekten Form und findet Gewährung. Als „glücklicher Bräutigam" ist er nunmehr entschlossen, „sich dem Strom seiner Empfindungen zu überlassen", die vielbesungene Seligkeit der Liebe ganz durchzukosten. Mit Erstaunen bemerkt er, daß der Strom seiner Empfindungen, in dem er bis über den Wirbel seines klar kombinierenden, gedanken- und notizenschweren Hauptes untertauchen wollte, ein ausnehmend flaches Rinnsal ist; woraus er den ihm nicht unstatthaft erscheinenden Schluß zieht, daß die Dichter die Stärke männlicher Leidenschaft wesentlich übertrieben haben. Sei dem, wie ihm wolle: er wird den Pflichten des Brautstandes in einer Weise genügen, die jede Ausstellung von seiten Dorotheas, ihrer Angehörigen und Freunde ausschließt, wie er überall, im Handeln, im Arbeiten, im Schreiben, im Sprechen — „und spräche er ohne Weste und Halsbinde" — korrekt verfährt. Indessen, zum ersten Male in seinem Leben findet er nicht seine volle Genugthuung in der Angemessenheit seines Benehmens: ein Gefühl innerer Leere verläßt ihn nicht in Gegenwart seiner Braut, die er doch aufrichtig zu lieben sich bewußt ist; es bringt ihn zur Verzweiflung, denn es verdammt ihn neben ihr zur Einsamkeit, „zu jener schlimmsten Einsamkeit, welche vor fremder Teilnahme zurückbebt" — Dorothea darf ihn unmöglich für nicht vollkommen glücklich halten. Das Gefühl schwindet auch nach der Hochzeit nicht; es verödet ihm die Stunden der Muße, die er sich mit Dorothea so genußvoll vorgestellt hatte, und läßt sie ihm schwerer erträglich erscheinen als im Stande der Ehelosigkeit; die harmloseste Zärtlichkeit, die es doch „Pflicht" ist einem so schönen und liebevollen Wesen hin und wieder zu spenden, kostet ihn unsägliche Überwindung. Nun, es muß eben alles mit Selbstbeherrschung ertragen werden! Abgesehen von dem verschiedenen Charakter seiner Mußestunden, ändert

die Heirat in seinem Leben nichts. Bei der trüben Kerze, die er sich in seinem Studierzimmer aufgesteckt hat, dämmert ihm noch immer keine Ahnung von der sonnenbeschienenen, lachenden Welt da draußen, selbst in Italien nicht, wohin er seine Hochzeitsreise lenkt.

Es kommt der Tag, wo der klugen, unbefangenen Frau ein furchtbarer Zweifel an der geistigen Größe ihres Mannes erwacht und sie ihn mit Thränen in den Augen fragt, wann er eigentlich das Resultat aus seinen Forschungen zu ziehen, der Welt seine epochemachende Entdeckung zu entschleiern gedenke. Es ist das einzige Mal, wo er ihr gegenüber die Fassung verliert. Diese Frage ist wie Gift, in ein Gemüt geträufelt, das an der seinem Leben gestellten Aufgabe zu verzweifeln längst begonnen hat. Was war das Resultat all seiner Arbeiten? — Nicht die Auffindung des „Schlüssels zu allen Mythologien" — „sondern ein quälendes Bewußtsein, daß andere ihm nicht die Stellung einräumten, welche er nicht nachweislich verdient hatte — ein beständiger Argwohn, daß die über ihn gehegten Meinungen nicht zu seinem Vorteil wären — eine traurige Leidenschaftslosigkeit in seinen Bemühungen, etwas zu leisten, und ein leidenschaftliches Widerstreben einzugestehen, daß er nichts geleistet hatte." Diese Frage Dorotheas raubt ihm den letzten Halt, den er an der Menschheit noch gehabt hat; sie ist auch nicht besser als die anderen, er aber ist Manns genug, sie niemals merken zu lassen, wie tief, wie unheilbar die Wunde ist, die sie in ihrer Unbefangenheit seinem Selbstgefühl geschlagen hat. „Armer Casaubon! Dieses Leiden war um so härter zu tragen, weil Dorotheas Zweifel ihm wie ein Verrat erschien: das junge Geschöpf, das ihn mit unbedingtem Vertrauen verehrt hatte, hatte sich schnell in das kritische Weib verwandelt; keine spätere Zärtlichkeit und Unterwürfigkeit konnte den Eindruck ihrer Kritik verwischen. Seiner argwöhnischen Auffassung war Dorotheas Schweigen unterdrückte Rebellion; eine Bemerkung

von ihr, die er nicht sicher vorausgesehen hatte, eine Bestätigung bewußter Überlegenheit; ihre freundlichen Antworten verrieten eine ihn erbitternde Vorsorglichkeit, und wenn sie zustimmte, so lag darin ein selbstgefälliges Bestreben, nachsichtig zu sein. Die Hartnäckigkeit, mit der er bemüht war, dieses innere Drama zu verbergen, machte es um so lebendiger für ihn."

Dann kommt die Folge dieser langjährigen maßlosen Geistes-Anstrengung — ein Schlaganfall, von dem er sich nur erholt, um von seinem Arzte auf seine ernste Frage die Gewißheit zu erhalten, daß seinem Leben nur noch eine kurze Frist gegönnt ist. — „Und die schwarze Gestalt mit den Händen auf dem Rücken und dem Kopfe vornüber gebeugt, schreitet den Gang weiter auf und ab, dessen dunkle Taxushecken ihm stumme Genossen in seiner Trauer sind, und die kleinen Schatten der Vögel und Blätter, die über die Inseln von Sonnenschein schweben, huschen still dahin, wie aus Rücksicht für die Nähe des Grames." — Die Arbeit wird mit eiserner Energie fortgesetzt — bald sind die Register-Bände fertig! — Da legt der Tod seine milde Hand auf ein verfehltes Dasein, erfüllt von ängstlich verborgenen inneren Qualen — und der herbste Schmerz ist ihm doch noch erspart geblieben: das Wissen, daß er sein Leben einem Wahnbilde geopfert hat. — Welcher Dichter hat jemals das Bild eines Pedanten mit so erschütternder Wahrheit gezeichnet? Wahrlich, das Lachen vergeht uns vor dieser tieferen Erkenntnis. —

Daß ihre Sympathie sich nicht bloß auf unsere schwächeren, mangelhaft begabten Mitmenschen erstreckt, sondern auch auf die gefallenen, bedarf kaum der Versicherung. Hier ist nun der Punkt, wo die Kraft oder Fehlbarkeit, die praktische Brauchbarkeit oder die Sentimentalität ihres sittlichen Systems zu Tage treten muß. Es giebt eine Humanität, die für die Beurteilung der menschlichen Handlungen dem Satze: Alles verstehen heißt alles verzeihen, eine unbeschränkte Geltung einräumt; welche der bösen That gegenüber nur Thränen hat,

Thränen des Mitleids mit dem Übelthäter, des Bedauerns über die Härte der Vergeltung, welche die Gesellschaft oder das Gesetz übt; eine Humanität, die, wenn sie praktisch werden könnte, mit dem schönen Bestreben, die Menschen zu bessern anstatt zu strafen, die ohnehin begrenzte Wirkung der Moralgesetze und der Rechtspflege aufheben müßte. Diese Humantät hat ein so weites und weiches Herz, daß sie z. B. Räubern und Mördern tragische Seiten abzugewinnen weiß; daß sie Ehebrechern, in anbetracht der Geringfügigkeit solcher kleinen Herzensschwächen, eine baldige und glänzende Restitution in der Gesellschaft als ihr Recht zuweist; und Kameliendamen die Achtung von — bis auf diesen einen Fall — achtbaren Leuten zu Füßen legen läßt. George Eliot hat es niemals als das Vorrecht des Dichters anerkannt, an den Säulen uralter und ewiger Sitten- und Rechts-Anschauungen rütteln zu dürfen; in ihren Augen hat er die höhere Pflicht, die seiner Zeit überkommenen sittlichen und geistigen Besitztümer zu sichern und auszubauen. So frei in metaphysischen Dingen ihre Ansichten sein mögen, in ihr Moralsystem ist kein Atom gallischer Leichtfertigkeit eingedrungen.

Der französische oder französisch-angekränkelte Dichter malt die Leiden einer Ehebrecherin mit der unverhüllten Tendenz, zu zeigen, wie barbarisch die Welt mit diesem Weibe verfährt und sie milder zu ihrer That zu stimmen. Auch George Eliot zeigt uns in „Felix Holt" ein durch dieses Vergehen zerstörtes Leben, ein Leben in Unehre, voller Heuchelei und Angst, dem auch das Allerbitterste nicht erspart bleibt: die Kenntnis des eigenen Sohnes von dem Fehltritt der Mutter. Aber kein Wort weist darauf hin, daß sie die Strafe für das Vergehen zu hart glaubt. Auch sie schildert die Folgen — die naturgemäßen und gerechten Folgen — eines Verbrechens in ihrer ganzen furchtbaren Gewalt für das innere und äußere Leben des Sünders, um unser Mitleid zu erwecken, aber nicht jenes thränenselige Mitleid, jenes unfruchtbare Jammern über die Härte

des Weltenlaufes, sondern Mitleid mit den selbstbereiteten Qualen des Verbrechers, das die heilsame Furcht für uns selbst zur korrespondierenden Empfindung hat. Ja, Sympathie empfinden sollen wir mit dem Missethäter, uns in sein Gemüt hineinversetzen und Schritt für Schritt das Werden und Wirken der bösen That mit ihm durchleben, damit wir erkennen, wie leicht der böse Gedanke in uns geboren, wie schnell er zur That wird, deren unabsehbare Folgen sich zu einem vernichtenden Schicksal über unserem Leben zusammenballen. Diese Sympathie soll uns das Bewußtsein von der furchtbaren Verantwortlichkeit unserer Handlungen beibringen — und nicht bloß unserer Handlungen; denn auch unsere Empfindungen, Begehrungen, Gedanken sind unwiderrufliche Thatsachen, Ursachen, die mit starrer Konsequenz Wirkungen nach sich ziehen, deren Summe und Verwickelung unser inneres und vielfach unser äußeres Glück oder Unglück ausmacht. „Unsere Handlungen wirken auf uns eben so sehr ein, als wir auf sie.“ Nur der Beginn unserer Handlungsweise ruht in unserer Hand; die Folgen entwickeln sich von selbst, und so wenig Herr sind wir über sie, daß sie sogar unserer zukünftigen Willensfreiheit Schranken setzen. Unsere Handlungen, einmal begangen, führen ein Leben für sich und außer uns, „wie Kinder, die der väterlichen Obhut sich entzogen haben und oft so wenig ihrem Vater gleichen, daß sie gegen ihn die Hand erheben in seinem eigenen Hause, als ein lebendiger Gegensatz.“ Darum sollen wir uns erkennen und bezwingen.

Die Dichterin läßt es sich hervorragend angelegen sein, zu zeigen nicht jene Fortwirkung plötzlicher, leidenschaftlicher Thaten, sondern das Entstehen verhängnisvoller Folgen aus verhältnismäßig geringen Ursachen; nachzuweisen, wie ein ursprünglich gutgearteter Mensch durch eine That, die ihm nicht so sehr verwerflich erschien, auf die abschüssige Lebensbahn gerät und sinkt und sinkt, bis er in den Augen der Welt schließlich als Schurke dasteht. — Einige Beispiele mögen diese Tendenz illustrieren.

In Middlemarch herrscht durch sein Geld, seinen zur Schau getragenen Wohlthätigkeitssinn, seine strenge Religiosität und seinen tadellosen Lebenswandel der Bankier Bulstrode. Von diesem Manne wird plötzlich bekannt, daß er den Grund zu seinem Reichtume in dem mit Recht als unehrlich geltenden Gewerbe eines Pfandverleihers gelegt und ihn gewaltig erweitert habe durch die Beraubung seiner Stieftochter, die freilich in einer gesetzlich nicht straffälligen Weise ausgeführt worden ist. Die Welt sieht in ihm einen jener niedrigen Heuchler, die „mit der Andacht Mienen und frommem Wesen den Teufel überzuckern", unter dem schützenden Tugendmantel um so wilder ihren verderblichen Leidenschaften fröhnen, und tritt ihn nieder wie ein gemeingefährliches Tier. Wenn er mit Bewußtsein solch ein Schurke ist, warum bricht er, als ihm dieses Urteil der Welt zum ersten Male ins Gesicht geschleudert wird, weinend zusammen, wie einer, dem etwas Untragbares auferlegt ist? Warum ist ihm sein Lebensglück vergällt durch die Gewißheit, daß er die Achtung seines innigst geliebten Weibes verlieren wird? Warum läßt er sich physisch und moralisch vernichten? Warum bricht er nicht einfach sein Zelt ab und baut es auf einem anderen Schauplatze mit demselben sittlich-religiösen Prunke wieder auf? — Er ist nicht das, was die Welt aus ihm macht.

In jungen Jahren hat Bulstrode eine bedeutende Rolle in einer kleinen Dissenter-Gemeinde Londons gespielt; der sittliche Einfluß, den er durch seine Rednergabe und eine erfolgreiche Seelsorge dort erworben, hat in ihm den Wahngedanken erweckt, daß er ein auserwähltes Werkzeug Gottes sei. Der reichste Mann der Gemeinde ist ein Pfandverleiher bei all seiner Frömmigkeit; er gehört zu der großen, gedankenlosen Masse derjenigen, welche das geschäftliche und das religiöse Leben als getrennte Gebiete betrachten, zwischen denen ein logisches Band nicht existiert; die zwei ganz verschiedene Gewissen, ein sehr weites Alltags- und ein sehr enges Sonntags-Gewissen

mit größter Unbefangenheit in sich beherbergen. Bulstrode ist feinfühliger: als er in das Geschäft dieses Mannes eintritt, empfindet er den Widerspruch seines gnadenlosen Gewerbes mit den Vorschriften der Religion der Liebe wohl; aber er weiß sein Gewissen nachsichtig für sein Begehren zu stimmen durch den Sophismus, daß er den Mammon nicht um des Mammons willen besitzen will, sondern um ihn im Dienste seines Gottes um so wirksamer zu verwenden. Als seine erste Gattin, die Wittwe jenes Pfandverleihers, stirbt, hinterläßt sie ihm ihr ungeheures Vermögen nur für den Fall, daß ihre entflohene Tochter oder deren Erben nicht aufzufinden sein sollten. Bulstrode weiß, daß und wo seine Stieftochter lebt; er findet sie absichtlich nicht und stopft seinem Mitwisser Raffles den Mund mit Gold. Man kann nicht sagen, daß er ohne Gewissensbedenken zum Diebe wird; aber das geheime Machtgelüst des vor anderen Auserwählten ist stärker als jene: es verbirgt sich in dem befreienden Gedanken, daß das große Vermögen in den Händen einer Schauspielerin zu frivolen Zwecken vergeudet, in den seinigen zur Ehre des Herrn verwandt werden wird. Dieser Gedanke ist überhaupt das versöhnende Prinzip seines Lebens: er beruhigt ihn über sein energisches Streben nach Gewinn, das viele einzelne Härten im Nehmen und Versagen nötig macht, wenn es in reichlichen Spenden im Dienste der christlichen Kirche seine Triumphe feiern soll. Die moralische Macht, welche das Geld außerdem in seine Hände legt, nimmt er hin als ein selbstverständliches Attribut seines Berufenseins und übt sie strenge, erbarmungslos. Er hat viel und eingehend mit seinem Gotte verkehrt, sein innerstes Seelenleben rückhaltlos vor ihm enthüllt; die beiden dunklen Handlungen seiner Jugendzeit, glaubt er — wenn überhaupt eine Sühne nötig war — durch einen langen, makellosen Wandel gesühnt zu haben und so ein seinem Herrn genehmer Diener zu sein. In diesem sophistischen Glaubensgebäude fühlt er sich behaglich sicher, solange nicht von außen daran gerüttelt wird. Als

r das weltliche Strafgericht in Gestalt des Trunkenboldes
ffles dröhnend an das Thor seines Tempels pocht, da wird
ı an seiner Gottähnlichkeit bange: wenn er ein Liebling
Herrn ist, so wird, so muß ihn dieser vor Schande schützen,
er die Macht dazu in Händen hat. Thut er es nicht, so
)net er ihn nicht zu den Erwählten, sondern zu den Ver-
rfenen. — Er thut es nicht, er schleudert seinen Blitzstrahl
den Frevler hinab, der Tempel stürzt und begräbt ihn
:er seinen Trümmern.

Bulstrode ist kein gemeiner Heuchler: „er ist einfach ein
ınn, dessen Begierden stärker gewesen sind als sein theore-
)er Glauben, und der die Befriedigung seiner Begierden in
: ausreichende Übereinstimmung mit jenem Glauben hinein-
umentiert hat." — Ob der Dichterin bei dieser Zeichnung
Gemälde des Königs Claudius vorgeschwebt hat? —
viß ist, daß das Shaksperesche Heuchlerbild nicht gelungener
als dieses. Beide sind berechnet, unsere Härte zu schmelzen
einem gewissen Mitleide mit den selbstbereiteten, in eherner
gerichtigkeit erwachsenden Qualen dieser Sünder. —

* * *

Als Tito in der Nähe von Florenz Schiffbruch leidet,
die Tafel seines Herzens rein; das Andenken an einen
evollen Pflegevater, dem er sein Leben und sein Wissen
)ankt, an eine in treuer, diensteifriger Arbeit verbrachte
gendzeit steht allein darauf verzeichnet. Der junge Grieche
geistreich, gelehrt und von jener sanften orientalischen
)önheit, die ihm in Verbindung mit dem bescheidensten,
ındlichsten Wesen aller Herzen gewinnt — ein Liebling der
tter. Auf einer Fahrt nach Delos ist die Galeere, auf der
Pflegevater sich befand, von türkischen Piraten genommen
:den; die seinige ist entkommen. Baldassarre — das weiß
— erwartet von ihm, der sein ganzes in Juwelen be-
endes Vermögen in Verwahrung hat, die Befreiung aus
Sklaverei. Tito weiß, welche Schritte er zu thun hat:

er muß nach Venedig, und mit einem venetianischen Schutzbrief versehen, seine Nachforschungen im Archipel anstellen. Nun wird er nach Florenz verschlagen. Einen wertvollen Ring seines Vaters muß er versilbern, um leben, um nach Venedig gelangen zu können. In Florenz, das in der Blüte seiner klassischen Studien steht, bietet sich eine vortreffliche Gelegenheit, seine griechischen Kenntnisse im Dienste eines hervorragenden Humanisten zu verwerten; er benutzt sie. Die Tochter Bardos, Romola, ist blendend schön und mit allen Gaben des Geistes und Herzens geschmückt. Er liebt sie und findet Gegenliebe.

Soll er jetzt, wo er die Aussicht auf die Verbindung mit einer angesehenen Familie hat, wo sein Wissen und seine Gewandtheit in den gelehrten und politischen Bestrebungen der Arnostadt reichen Lohn zu erlangen hofft, auf die Suche nach seinem Vater gehen? — Wer bürgt ihm dafür, daß seine Nachforschungen irgend einen Erfolg haben werden? Könnte Baldassarre nicht getötet sein? Könnte er nicht selbst mit dem Reste des fremden Vermögens in Gefangenschaft geraten? Dann wäre es doch besser aufgehoben in *seinen* Händen, als ein Mittel, ihm Ansehen und Reichtum zu verschaffen. Und schlimmsten Falls, *wenn* Baldassarre nicht tot ist, so steht er doch im Winter des Lebens; nicht lange wird er das Joch der Knechtschaft tragen, seine Tage sind gezählt; während vor ihm, dem Jünglinge, das Leben mit all seinen Genüssen und Triumphen offen liegt. Und es ist ein Naturgesetz, daß das Alter der Jugend das Nest bereite.

Das alles sind sophistische Blasen auf der Oberfläche seines Bewußtseins; der Grund, von dem sie aufsteigen, ist ein weichlich-egoistisches Gefühl — die Scheu vor dem Unangenehmen, die Freude an mühelos-glänzendem Leben — das stärker ist als der kategorische Imperativ der Pflicht, der ihm vernehmlich zuruft: Du bist ein Elender, wenn du das Unglück deines Wohlthäters zur Stufe deines Glückes machst! Jeder ehrenwerte Mensch, Bardo, Romola zuallererst, würden ihm dasselbe zurufen. —

„Unter jedem schuldvollen Geheimnis ist eine Brut von schuldvollen Wünschen verborgen, deren ungesundes, verpestendes Leben von der Dunkelheit gehegt wird. Die verderbliche Wirkung der Thaten liegt oft weniger im Vollbringen selbst als in der folgenden Richtung unserer Wünsche — in dem Kontrakt, den unser Eigennutz mit der Falschheit schließt." — Wenn Baldassarre lebt, so muß Tito doch wünschen, daß er tot wäre; für *ihn* muß er es sein. Als sein Vater ihm durch einen Brief ein Lebenszeichen und die Bitte um Rettung aus der Sklaverei zukommen läßt, denkt er nicht daran, dem Rufe zu folgen. Und als jener in tiefstem Elend, als Hülfeflehender öffentlich vor ihm erscheint, stößt er ihn von sich als einen Wahnsinnigen.

Das Bewußtsein seiner Ehrlosigkeit besudelt ihm das reinste Gefühl, das er in sich trägt: die Liebe zu Romola. Er weiß, daß sie ihn, wie er ist, verachten würde; daß sie nicht ihn, sondern das Idealbild liebt, welches sie in ihrem Herzen von ihm errichtet hat und das ihm so wenig ähnlich sieht. In ihrer unbefangenen Seelengröße ist ihm ein strenger Richter immerfort gegenwärtig. Bei allem äußeren Scheine liebevoller Ergebenheit entfremdet er sich ihr innerlich, er flieht seine reine Häuslichkeit. Neben dem Wunsche nach Ehre und Reichtum treibt ihn ein brennendes Verlangen, seine Stellung in Florenz, die durch Baldassarres Gegenwart gefährdet ist, allseitig zu befestigen. Gelingt jenem seine Entlarvung, so braucht er Geld zur Flucht: Die Bibliothek und Kunstsammlung seines Schwiegervaters, die nach dem Willen des Sterbenden seinen Namen in Florenz verewigen sollte, wird nach Mailand und Paris verkauft. Die Partei seines Schwiegervaters, der er bisher angehört, giebt er auf, da sie an Einfluß verliert; er ist nicht wählerisch in der Qualität der Dienste, welche er den politischen Machthabern leistet: den ältesten, treusten Freund seines Hauses liefert er ans Messer, da seine Sicherheit es so verlangt. Für die Entbehrungen häus-

lichen Glückes entschädigt er sich durch eine zweite Scheinehe mit einem unschuldigen Landkinde, zu der er wieder halb absichtslos, durch das Wirken zufälliger günstiger Umstände gelangt. Romola hat sich nach der ersten Treulosigkeit ihrem Vater gegenüber von ihm abgewendet, sie erfährt nach und nach alles, sie sieht ihn schaudernd immer tiefer sinken, bis den Verräter an allen heiligen Verpflichtungen die rächende Nemesis ereilt.

* * *

Arthur Donnithorne steht unendlich hoch über Tito; aber auch bei ihm ist es der Egoismus, der ihn zu Falle bringt, freilich ein liebenswürdiger Egoismus, der nicht im entferntesten darauf ausgeht, Vorteile und Ehren an sich zu reißen, um welchen Preis es sei, dessen einziges Ziel es vielmehr ist, von seinen Mitmenschen geliebt und daneben — natürlich! — auch ein wenig bewundert zu werden. Aber so harmlos und so freundlich uns auch die Erfolge dieses Strebens entgegentreten, zu Grunde liegt ihm doch eine verwerfliche Selbstgefälligkeit, welche die Strenge gegen sich selbst aus- und eine zum Fallen neigende Schwäche in sich schließt. Jede unlautere Absicht liegt ihm fern, als er sich die Zuneigung der hübschen Hetty erwirbt; aber er ist dann nicht stark genug, diese verführerische Zuneigung unbenutzt zu lassen. Um sein unerlaubtes Verhältnis zu verbergen, muß er zur Heuchelei und Lüge seine Zuflucht nehmen; er ist im Begriff, dem Leben des ehrenwerten Adam einen Makel anzuheften, als die Katastrophe hereinbricht. Er denkt nicht daran, wie Tito, die Folgen seiner That von sich abzuwehren, andere allein leiden zu lassen; er nimmt sie in ihrem ganzen Umfange auf sich, sucht aus dem Ruin zu retten, was zu retten ist, zahlt nicht bloß mit seinem Gelde, sondern mit seinem guten Namen, seiner ganzen Zukunft, und legt so eine tiefe Reue an den Tag, die mit seiner Sünde aussöhnt.

* * *

An keiner Figur ist das Gesetz, daß dem Egoismus, als einzigem Prinzip des Handelns, auf Schritt und Tritt die schlimmsten sittlichen Gefahren auflauern, furchtbarer exemplifiziert als an Hetty Sorrel. Man nehme die Versuchung, die in der Gestalt Arthur Donnithornes an ihre Selbstsucht herantritt, aus ihrem Leben — was wäre aus ihr geworden? Niemals das Muster einer liebenden Gattin und Mutter: aber als die Frau des braven Adam, der stark genug ist, um mit anschmiegender Schwäche an Stelle herzlicher Hingebung vorlieb nehmen zu können, hätte sie gewiß in Ehren ihr Alter erreicht. Die kleine, freundliche Hetty, deren anmutig-frische Erscheinung alle Menschen für sie einnimmt, eine Kindesmörderin! Wer hätte das glauben können! Aber wir suchen vergeblich nach einem Fehler in der Zeichnung, überall von Anfang bis zu Ende die strengste Folgerichtigkeit: ein innerlich so geartetes Wesen — das müssen wir zugeben — konnte trotz allem äußeren Schein, der dagegen spricht, zu solcher That gelangen. Aber indem die Dichterin durch Hervorkehrung ihrer äußeren Zartheit und Liebenswürdigkeit unser Mitleid mit dem schwachen, verirrten Geschöpf zu erregen sucht, hütet sie sich wohl, die Folgen ihrer That zu mildern. Die Schande, vor der sie durch dieselbe hat fliehen wollen, muß sie bis zum letzten, galligsten Tropfen auskosten; das Todesgrauen muß sie bis zum Wahnsinn durchrütteln; die Errettung muß erst eintreten unter dem Galgen, und welche Errettung! — anstatt des schnellen Todes das langsame Hinsterben unter dem Abschaum der Menschheit. Hier ist nun der Ort, den Vorwurf Montéguts [82]), daß George Eliot mit jener entsetzlichen Szene Sensation habe erregen wollen, zurückzuweisen. Die ganze keusche Art der Menschendarstellung unserer Dichterin, die strenge Wahrhaftigkeit ihrer sonstigen Schilderungen müssen einen solchen Vorwurf ausschließen. Sie wollte hier zeigen, daß jeder Mensch, auch der schwächlichste und liebenswürdigste, die Folgen seiner Thaten tragen muß, ohne daß das Schicksal

auf seine Tragkraft, auf die relative Entschuldbarkeit seiner Handlungen eine wählerische Rücksicht nimmt. Dieses Gesetz, das, ein selbstgeschaffenes Schicksal, über jedes Sterblichen Leben schwebt, wirkt als eine summarisch zermalmende Macht. George Eliots unwankender Gerechtigkeitssinn, ihr sittlicher Rigorismus konnte nicht anders befriedigt, die Wirkung, die sie ausüben wollte, nicht anders erreicht werden, als durch diese Szene.

Fragen wir uns: Wodurch also hat George Eliot die sittliche Tendenz, die sie in ihren Schöpfungen ausgesprochenermaßen verfolgt, dichterisch überwunden? — so ergiebt sich die Antwort nach dem Vorausgehenden von selbst: durch einen in seiner ganzen poetischen Bedeutung erfaßten Realismus, einen Realismus, wie ihn nur die größten Dichter im stande gewesen sind zu üben. In jenen Fehler von Dichterlingen zu verfallen — die in ihrem krampfhaften Eifer, ihre Ideen, ihre schönen, trefflichen, weltumwälzenden Gedanken an den Mann zu bringen, ihre Figuren ohne Rücksicht auf den ihnen zugeteilten Charakter oder Stand einfach als Sprechmaschinen betrachten, deren Klaviaturen sie je nach Bedürfnis bald in diesem, bald in jenem Sinne in Bewegung setzen dürfen — war ihr darum unmöglich, weil sie als echte Dichterin niemals oder fast nie eine Figur gezeichnet hat, die nicht in den frischen Farben, den strengen Kontouren der Wirklichkeit ihr vor der Seele gestanden, gelebt hätte. Während des Dichtens verschwindet ihr eigenes Selbst, um jenem dichterischen Myrionous Platz zu machen, der ein tausendfältiges Leben führt; die Geister, die sie ruft, umgeben sie wie reale Wesen und lassen sie nicht, bis sie ein treues und dauerndes Abbild von ihnen geschaffen hat; und hat sie vollendet, trauert sie, „daß sie nun nicht mehr mit ihren Lieben leben soll.“ Während der Arbeit, so erzählte sie Mr. Croß, „nahm ein Nicht-Ich von

ihr Besitz, und sie empfand ihre eigene Persönlichkeit nur als ein Mittel, durch welches dieser Geist sich gleichsam zum Leben drängte." So stehen denn auch ihre Gestalten vor dem Leser in einer zauberhaften Lebensfrische, schattenhaft schwankende Figuren giebt es bei ihr nicht, das einmal konzipierte Bild ist bis zum Ende mit unerschütterlicher Konsequenz festgehalten: was sie fühlen und denken, wie sie sprechen und sich bewegen, wie sie sich bei dieser und jener Gelegenheit benehmen werden — alles ist ihr unfehlbar klar, bis auf die feinsten Reaktionen, die unbedeutende Vorgänge in ihnen veranlassen werden. Von tausend Beispielen eins: In der ersten Familien-Szene der „Mühle am Floß" erscheint die kleine Maggie plötzlich bei Tische mit abgeschnittenen Haaren; jeder fühlt sich gedrungen, eine Bemerkung über diese auffallende Erscheinung zu machen, und jede dieser Bemerkungen entspricht genau dem Charakter des Sprechenden. Ihre Seelenkenntnis, ihre schöpferische Kraft macht, wie bei Dichtern ersten Ranges, den Eindruck der Unergründlichkeit, Unerschöpflichkeit: kein Charakter, ob Mann ob Weib, ob hoch ob niedrig, ist ihrem Darstellungsvermögen versagt; keine Empfinduug, von der zarten unbewußten Regung bis zum Wirbelsturm der Leidenschaft, ist ihrem Herzen, ihrer Hand fremd; niemals beschleicht uns das drückende Gefühl, als ob eine zu geringe Kraft sich an eine zu große Aufgabe wagte; überall, wohin sie uns auch führen will, folgen wir ihr mit völligem Vertrauen; und ist der Genuß, mit dem wir alle Herrlichkeiten ihrer Welt in uns aufgenommen haben, zu Ende, so bleibt uns eine unauslöschliche, schöne Erinnerung und die freudige Erkenntnis, daß unsere Menschenkunde vertieft und unser Geistesumfang gewachsen ist. Hinsichtlich der Komposition ihrer Kunstwerke kann George Eliot nicht mit Shakspere verglichen werden, hinsichtlich ihrer Charakteristik muß sie es werden, und nur mit ihm. Dickens und Thackeray sind gewaltige Herrscher auf dem Gebiete der Welt-Epik: aber Dickens' Humanitäts-Rausch reißt ihn oft zu Über-

treibungen des Bösen hin, um das Gute verhimmeln zu können; und Thackerays Pessimismus läßt das Gute fast verschwinden unter der Übermacht des Bösen — beide sind zu Zeiten unwahr. George Eliot hat, wie Shakspere, nur sehr selten „die Bescheidenheit der Natur überschritten."

Aber der edle Realismus George Eliots erstreckt sich nicht bloß auf den Charakter ihrer Figuren, sondern auch auf den der Handlung; „Ich finde eine unerschöpfliche Quelle des Interesses," schreibt sie in „Adam Bede," „in diesen treuen Darstellungen eines eintönigen häuslichen Lebens, welches das Los einer viel größeren Anzahl meiner Mitmenschen gewesen ist, als ein Leben der Üppigkeit oder des absoluten Mangels, tragischer Leiden oder glänzender Thaten. Ich kehre ohne Bedauern euern Sibyllen, euern Propheten, euern Helden den Rücken, um eine alte Frau zu betrachten, die sich über einen Blumentopf beugt oder ihr einsames Mahl verzehrt ... Es ist weniger notwendig, daß eine sympathische Fiber mich an jenen großartigen Verbrecher mit roter Schärpe und grünem Federbusch knüpft, als an diesen ganz gewöhnlichen Bürger, der mir den Zucker abwiegt, dessen Kravatte und Weste keine besondere Farben-Harmonie aufweisen .... Ich möchte nicht, auch wenn ich die Wahl hätte, jener geschickte Romandichter sein, der eine Welt schaffen könnte, weit erhaben über derjenigen, in der wir leben, in der wir morgens aufstehen, um uns an unsere Tagesarbeit zu begeben ...." Das eigentlich Romanhafte, das plötzliche Eintreten auffallender Ereignisse, der ewige Wechsel des Geschehens, fehlt in George Eliots Romanen ganz, die alle — mit wenigen Ausnahmen — in den Kreisen des mittleren, der Alltäglichkeit am meisten unterliegenden Lebens spielen. Ihre Handlungen entwickeln sich so langsam und so folgerichtig, wie im gewöhnlichen Leben, um dann aber auf den Höhepunkten eine dramatische Kraft zu entfalten, wie wir sie ebenfalls nur bei den größten Dichtern, einem Shakspere, einem Kleist, an uns zu erfahren gewohnt

sind. Durch diese Wahl und diese Behandlung ihrer Stoffe hat sie das Vorurteil besiegt, daß unser episches Interesse nur durch ungewöhnliche Verhältnisse und Vorgänge erregt werden könne; und das fernere große Verdienst erworben, unserem Werkeltagsleben, das als ein zu nüchterner und langweiliger Stoff von den Dichtern gewöhnlich verworfen wird, seine poetischen Seiten abgerungen zu haben. Niemand wird ihre Bücher beiseite legen, ohne von der Wahrheit des Göthe-schen Wortes durchdrungen zu sein:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Unter den Frauen der Welt-Litteratur suchen wir vergeblich nach einem Wesen, das eine ähnliche Vereinigung seltener, großer Gaben in sich schlösse; mit ihrer hohen Bildung, ihrer erhabenen Sittlichkeit, die den unvergänglichen Gehalt ihrer Schöpfungen bilden, mit ihrer großartigen Gestaltungskraft steht George Eliot so hoch über den weiblichen Dichtern, wie Shakspere über den männlichen. Von den männlichen anderen Epikern hat sie mancher übertroffen in der Handhabung der epischen Technik, an eigentlich poetischen Gaben niemand. Und neben dem Dichter dürfen wir den Menschen nicht vergessen: die sittliche Sphäre ihrer Dichtungen ist eine sehr hohe — es war zugleich und trotz einiger Handlungen, die wir als schwache bezeichnen müssen, die Sphäre ihres irdischen Lebens. Eine seltene Harmonie herrscht zwischen den Ideen der Dichterin und ihren menschlichen Handlungen. Die Krone ihres Daseins hat sie erreicht: die Erfüllung des heißen Wunsches, das heilige Gefühl der Sympathie zu erwecken in mitlebenden und kommenden Geschlechtern. Alle, die sich in ihre Dichtungen vertieft haben, sind an ihnen größer und besser geworden; ihre

Dichtungen werden fortleben und vielen Menſchen, die nach uns kommen, Troſt und Stärkung gewähren. Wenn wir ihr ganzes Leben und Schaffen mit einem Worte charakteriſieren ſollen, ſo finden wir kein anderes, als jenes, das den höchſten Preis, der dem Weibe zu teil werden kann, in ſich ſchließt — das in ſeiner weiteſten Bedeutung erfaßte Wort: „Sie hat viel geliebet.“

Bemerkungen.

1) In J. W. Cross' „George Eliots Life as related in her Letters and Journals“ (3 vols. Edinburgh and London, Blackwood and Sons, 1. und 2. Ausg. 1885; desgleichen in der Tauchnitz-Edition in 4 Bänden) findet sich das Porträt des Vaters und George Eliots im Alter von 45 Jahren (1864).

2) Das schrieb sie am 30. September 1859 an ihren Freund, Mr. Bray, in bezug auf die Behauptung, daß die Verfasserin von „Adam Bede“ eines Bauers Tochter und Autodidakt wäre.

3) Die Stelle findet sich in dem z. T. autobiographischen Essay „Looking Backward“ im „Theophrastus Such“.

4) Yeoman ist ursprünglich, zur sächs-normannischen Zeit, der nicht-adelige Inhaber eines Lehngutes, damals wohl meistens ein Sachse; heute entspricht der wenig zahlreiche Stand der Yeomen in seiner Geltung dem wohlhabenden, oft auch der Bildung nach gehobenen Bauernstande in Deutschland.

5) John Bunyan (1628—1688), von Hause aus Kesselflicker und später Baptisten-Prediger, stellte während einer langen Kerkerhaft in einer allegorischen Erzählung das Leben des Christen mit seinen Prüfungen, Versuchungen und dem schließlichen Triumphe über die Sünde dar. Das Buch, 1678 und 1684, in zwei Teilen erschienen und bis auf den heutigen Tag unzählige Male aufgelegt, gilt als ein Muster allegorischer Dichtung und gehört zu den klassischen Werken der englischen Litteratur.

6) „Elia“ ist ein Pseudonym für Charles Lamb (1775—1834). Die Essays, kürzere Betrachtungen über alle möglichen Seiten des Lebens, erschienen zuerst 1822 im „London Magazine“.

7) Samuel Johnsons (1709—1784) „Rasselas“ erschien 1759.

8) Jeremy Taylors (1613—1667) „The Rule and Exercises of Holy Living“ und „The Rule and Exercises of Holy Dying“ erschienen 1650 und 1651, werden aber noch heute, besonders das letztere, viel gelesen. Unter den englischen Kanzelrednern nimmt er eine ähnliche Stellung ein, wie Bossuet und Massillon unter den französischen. — Das Buch findet sich übrigens nicht bei Croß, wohl aber unter der Jugend-Lektüre Maggies in „The Mill on the Floss“ erwähnt.

9) Defoes (1661—1731) „Political History of the Devil“ erschien 1726; sie ist (von seinen 210 Schriften) in die Ausgabe von Hazlitt (1840—43; 1857) aufgenommen worden, aber ziemlich wertlos. Der Verfasser steckt sich das nicht gerade hochliegende Ziel, die unsichtbare und (in Menschengestalt) sichtbare Allgegenwart des Teufels und seiner Geister in den Dingen der Welt von Anbeginn bis auf seine Tage nachzuweisen. — Das Buch wird übrigens noch heute in Griff House zum Andenken an die Dichterin aufbewahrt.

10) Man vergleiche z. B. das Motto vom 57. Kapitel von „Middlemarch“, das ein Sonett über „Waverley“ ist.

11) Erzählt von Miß Simcox in einem Artikel über George Eliot in der „Nineteenth Century Review“ (Juni 1881).

12) Der Bericht wurde veröffentlicht in „Our Times“ (Juni 1881) von der Tochter dieser Mitschülerin.

13) Das Gedicht wurde im „Christian Observer“ (Januar 1840) mit der Unterschrift „M. A. E.“ abgedruckt. Von den Erdengütern wollte sie für das himmlische Jerusalem nur die Bibel mitnehmen, was der Herausgeber in einer Note rügte, der nicht einsehen konnte, wozu wir da, wo wir „von Angesicht zu Angesicht schauen“ werden, den Schleier des geschriebenen Wortes brauchen sollten.

14) Eine vorzügliche Übersetzung des „Waldheiligtums“ existiert von Freiligrath im 5. Bande seiner „Gesammelten Dichtungen“ (Stuttgart 1877).

15) Dorothea und Maggie in diesem Stadium ihrer Entwickelung sind sehr ähnliche Gestalten. Man vergleiche ihre beiderseitigen Schilderungen in den Kapiteln „Die Mühle am Floß" und „Middlemarch", besonders meine Darlegung der autobiographischen Elemente des ersteren Romans.

16) Sie selbst braucht in späterer Zeit diesen Ausdruck von ihrem damaligen äußeren Auftreten.

17) Der erste der „Tracts for the Times, by Members of the University of Oxford" erschien 1833. Die darin verfochtenene Tendenz — nach ihrem Hauptvertreter Puseyismus genannt — zielte auf eine strengere Kirchendisziplin und im allgemeinen auf Annäherung an die katholische Kirche. Die Hierarchie von Bischöfen, Priestern und Diakonen erklärte man für eine Erbschaft aus der Apostelzeit, jede Kirche ohne diese Verfassung — also jede dissentierende — sei keine christliche. Das Haupt-Prinzip des Protestantismus, das von Luther für den Laien geforderte Recht selbständiger Forschung in der Bibel, leugneten sie und bekannten sich auch zur katholischen Transsubstantiations-Lehre. Das ging auch den strengsten Anglikanern zu weit: das Erscheinen der übrigens im nüchternsten Gelehrtenstile verfaßten Traktate wurde auf bischöflichen Befehl verboten und 1843 Pusey als Prediger suspendiert. Die Puseyisten aber haben sich erhalten, wenn auch wohl nicht in ganz so extremer Richtung, unter dem Namen Ritualisten oder High Churchmen; der Staatsmann Gladstone z. B. hat sich in mehreren Schriften als einer der ihrigen bekannt.

18) Die Art ihres Verhältnisses zu ihrer Tante wird des Näheren behandelt werden bei der Darlegung der autobiographischen Elemente in „Adam Bede".

19) George Eliot hat 1852 in dem „analytischen Kataloge" der Veröffentlichungen von Chapman eine kurze Analyse der „Inquiry concerning the Origin of Christianity" gegeben. — Die deutsche Übersetzung erschien mit einer Vorrede von Strauß selbst.

20) Danach scheint die oben (S. 37) gegebene Auslegung doch eine Berechtigung zu haben, obgleich Mrs. Bray mir schreibt, daß die citierten Worte sich „auf eine bei ihnen (den Brays) vorausgesetzte gesellschaftliche Zurückhaltung und Exklusivität" bezögen.

21) Die über das Leben des Brayschen Kreises gemachten Angaben sind der 1884 erschienenen „Autobiographie" des Mr. Bray entnommen; zum Teil auch einem demselben im „Journal of Education" (Februar 1885) gewidmeten Nachrufe von William Jolly.

22) Marian Evans lernte noch ein anderes Glied dieses Kreises kennen, Miß Mary Hennell, die ebenfalls als Schriftstellerin hervorgetreten war mit einem sozial-politischen Werke („An Outline of the Various Social Systems founded on the Principle of Co-operation"); es war zuerst als Anhang zu Brays „Philosophy of Necessity" (1841), dann auch separat erschienen. Sie starb aber bereis im Beginn des Jahres 1843. In dem Briefwechsel finden wir nur ihren Tod erwähnt.

23) Robert Owen, der soziale Reformator, der Schöpfer der Arbeiter-Vereine, die Seele der chartistischen Bewegung, ist nicht zu verwechseln mit dem auf dem Gebiet der vergleichenden Anatomie berühmt gewordenen Naturforscher Richard Owen.

24) Die Lebensbeschreibung und Korrespondenz Hannah Mores wurde 1834, ein Jahr nach ihrem Tode, von William Roberts herausgegeben. Diese im letzten Viertel des vorigen und im ersten dieses Jahrhunderts vielschreibende und vielgelesene Schriftstellerin gehört mit Recht zu den in Vergessenheit geratenden Größen. Weder auf dem Gebiet des Dramas, noch des Romans hat sie Erhebliches geleistet, ihr relativer Hauptwert liegt wohl in ihren zahlreichen moralisch-religiösen Schriften. — „Blaustrumpf" hat übrigens eine bestimmte Beziehung. Hannah More war Mitglied eines litterarischen Zirkels, der sich in den achtziger Jahren bei Mrs. Montagu zu versammeln pflegte; nach dem meist bewunderten Mitglied dieses Kreises, einem Mr. Benjamin Stillingfleet, der gewöhnlich blaue Strümpfe trug, nannte man die Gesellschaft: „Blue Stocking (Blaustrumpf) Club". Daher soll dann diese Bezeichnung auf Frauen, die mit der Gelehrsamkeit liebäugeln, im allgemeinen angewandt sein. H. More hat übrigens ein Gedicht „The Bas Bleu" zum Preise dieses Clubs geschrieben.

25) Die Schrift John Fosters, welche die Dichterin hier im Auge hat, sind seine gehaltvollen und vortrefflich geschriebenen „Essays, in a Series of Letters" (1823), vielleicht auch sein „Essay on Popular Ignorance" (1834).

26) Im Mai 1843 machte George Eliot mit der ganzen Bray-Hennell-Familie einen achttägigen Besuch in Stratford und Malvern. Im November desselben Jahres finden wir sie in London zur Hochzeit des Mr. Hennell. Den Juli von 1844 verlebte sie mit den Brays an den Cumberland-Seen. Im Juni 1845 war sie wieder in London. Im Oktober desselben Jahres wurden die Szenen der Scottschen Dichtungen in Schottland aufgesucht. In den Mai und Juni 1846 fällt wieder ein Besuch bei den Hennells in London; desgleichen in den April 1847.

27) Nachdem ich diese Stelle längst geschrieben hatte, erhielt ich brieflich Mrs. Brays Urteil über die Ähnlichkeit des d'Albertschen Bildes (das im 2. Bande der Croßschen Biographie zu sehen ist). Sie findet „das Bild sehr ähnlich, es gebe aber ihren schönen Gesichtsausdruck nicht hinreichend wieder". — Trotzdem kann ich die Stelle nicht unterdrücken; ich überlasse es dem Leser, aus einem Vergleiche der beiden Bilder sich über die Berechtigung meiner Ansicht ein Urteil zu bilden.

28) Lord Actons „biographische Skizze": „George Eliot" (im Märzheft 1886 des „Nineteenth Century", übersetzt von J. Imelmann, Berlin, R. Gärtners Verl. 1886) gehört zu dem Gediegensten, was über George Eliot geschrieben worden ist.

29) Der bekannte Geschichtschreiber und Biograph Carlyles, Froude (geb. 1818), war zuerst Theologe und Fellow des Exeter-College in Oxford, wo er in der puseyitischen Richtung, für die „Lives of the English Saints" litterarisch thätig war. Bald aber änderten sich seine Ansichten vollständig. Die Werke „Shadows of the Clouds" (1847) und „Nemesis of Faith" (1848) vertraten eine so offen rationalistische Richtung, daß sie von den Universitäts-Behörden aufs härteste verurteilt wurden. Dann legte er sein theologisches Lehramt nieder, trat aus dem geistlichen Stande, dem er seit 1844 angehört hatte, aus, und wurde zunächst Journalist (seit 1850 ebenfalls Mitarbeiter an der „Westminster Review").

30) Der Vollständigkeit wegen mögen noch folgende kleinere Arbeiten Erwähnung finden:

„A word for the Germans." }
„A letter on Futile Lying." } „Pall Mall Gazette", März 1865.

31) „George Eliot“ by Miss Blind. 3. Ed. 1884. Diese erste, noch vor dem Croßschen Werke erschienene Biographie ist — auch in Hinsicht des sorgfältig zusammengetragenen und verarbeiteten Materials — eine tüchtige Leistung, aus der das Bild der Dichterin mit voller Deutlichkeit hervortritt. Sie laboriert aber an dem großen Übelstande, daß die Briefe der Dichterin nur zu einem kleinen Teile, ihre Tagebücher gar nicht zu Grunde gelegt werden konnten. Mr. Croß hat neben der chronologischen Sammlung der Briefe und Tagebuch-Notizen auch viele einzelne Daten des Lebens der Dichterin festgestellt und damit das Material für ihre Biographie unschätzbar vermehrt.

32) Edward Forbes, nicht zu verwechseln etwa mit dem bekannten Kriegs-Korrespondenten der „Daily News“ im französischen und russisch-türkischen Kriege, ist der bedeutende Naturforscher und Begründer der Zoogeologie. Geboren 1815 machte er ausgedehnte wissenschaftliche Expeditionen mit, wurde Ende der Vierziger Professor der Botanik am King's College, dann an der Bergschule in London, wurde schließlich 1852 als Professor der Naturgeschichte an die Edinburger Universität berufen, wo er schon 1854 starb.

33) W. E. Forster, damals noch ein unbekannter Fabrikant in Bradford (Yorkshire), vertrat seit 1861 diese Stadt als Liberaler im Parlament, wurde 1865 von Russel in das Ministerium berufen, fungierte auch wiederholt unter Gladstone und war zuletzt von 1881 bis 1882 Staatssekretär von Irland, welchen Posten er infolge der Konnivenz Gladstones gegen den Homerule niederlegte.

34) James Martineau, der unbedeutendere Bruder der Dichterin und Sozialschriftstellerin, war 1832—57 dissentierender Prediger in Liverpool.

35) Theodore Parker war ein amerikanischer freisinniger Geistlicher, der lange in Boston lebte. Er veröffentlichte 1853 ein Buch unter dem Titel: „Theism, Atheism, and Modern Theology“.

36) Francis Newman, der Bruder des bekannten Kardinals (John Henry), wich nach der entgegengesetzten Richtung von der englischen Staatskirche ab. Er war 1805 geboren und hatte 1835 „Lectures on Logic“ herausgegeben und 1849 durch seine „Phases of Faith“ Aufsehen erregt. 1846—63 war er Professor

der klassischen Philologie am University College (London). In dieser Stellung und in der darauf folgenden litterarischen Muße hat er eine Reihe von historischen und philologischen Arbeiten veröffentlicht.

37) Sir David Brewster, 1781 in Schottland geboren und 1832 geadelt, ein sehr bedeutender Physiker schon vor 1844, wurde Ehrendoktor von vier Universitäten, starb 1868.

38) Louis Blanc hielt sich nach seinem Sturze und Prozesse 1849 bekanntlich in Belgien und dann in England auf.

39) Berlioz scheint auf einer seiner vielen Kunstreisen sich im Beginn der Funfziger (1852) eine Zeit lang in London aufgehalten zu haben.

40) Pierre Leroux, geboren 1797, huldigte anfangs dem Saint-Simonismus, sagte sich dann von ihm los, richtete 1839 sein Buch: „Réfutation de l'éclecticisme" gegen V. Cousin, entwickelte dann in seinem Hauptwerke: „De l'humanité, de son principe et de son avenir (1839, [2]) 1845) eine eigene, dem Positivismus nahestehende Philosophie. 1848 gehörte er der Bergpartei an und wurde bei dem Staatsstreich 1851 proskribiert. Von da ab hat er sich in Jersey aufgehalten bis 1860, muß aber im Beginn dieser Zeit in London in sehr ärmlichen Verhältnissen gelebt haben, wie George Eliots Brief an S. Hennell vom 21. Januar 1852 zeigt. Er starb 1871.

41) Noël war ein Freund des englischen Phrenologen Combe, dem er damals einen Besuch abstattete. Er hat eine „Phrenologie" veröffentlicht (2. Aufl. 1856).

42) Von diesem Mr. Ellis — weder der bedeutende Philologe und Phonetiker (Alexander J.), noch der berühmte Archäologe Sir Henry — weiß Mr. Cross auf meine Anfrage nur zu berichten, daß er auf pädagogischem Gebiete thätig war

43) Eine Miß Bessie Parkes ist als lyrische Dichterin bekannt geworden; ob diese George Eliots Freundin ist, ergiebt sich aus den Briefen nicht.

44) George Combe, geboren 1788 in Edinburg, war Sachwalter bis 1837, machte dann große Reisen nach Deutschland und Amerika und hielt während seines Aufenthaltes in unserem Lande

in Heidelberg Vorlesungen über Phrenologie, welcher er vorher schon zwei Bücher gewidmet hatte („Essays on Phrenology" 1819 und „System of Phrenology" 1824). Außerdem beschäftigte er sich mit Erziehungs-Problemen in den Schriften „On Popular Education" (1832, ²) 1837) und „Remarks on National Education" (1847). Sein populärstes Werk ist „The Constitution of Man, considered in relation to External Objects" (1828), das 1860 seine 9. Auflage erlebt hat und von Hirschfeld 1838 ins Deutsche übersetzt worden ist. Er starb 1858. In Deutschland muß er Noël kennen gelernt haben (s. Bemerkung 41); sie begegnen sich in London und besuchen gemeinschaftlich die Brays in Coventry. Combe hat auf Mr. Bray sowohl als Phrenolog wie als Pädagog den weitgehendsten Einfluß geübt und ist mit ihm Jahrzehnte hindurch eng befreundet gewesen.

45) Fredrika Bremer war 1801 bei Abo in Finnland geboren, lebte aber meist in Stockholm, wenn sie nicht im Auslande war; sie starb 1865.

46) Martin ist der später geadelte Biograph des Prinzen Albert. Helen Faucit ist noch im vergangenen Jahre (1885) ebenfalls als Schriftstellerin aufgetreten und hat die „Frauencharaktere Shaksperes", welche sie früher auf der Bühne dargestellt, mit unvergleichlicher Feinheit und Tiefe psychologisch entwickelt.

47) Sir Arthur Helps, geboren 1817, hatte in den vierziger Jahren und im Beginn der fünfziger eine Reihe von Werken veröffentlicht: „Essays written in Intervals of Business" (1841), „Claims of Labour" (1845), „Friends in Council" (1847), „Companions of my Solitude (1851) und „Conquerors of the New World and their Bondsmen" (1848—51) — das letzte ist das bedeutendste, das erste aber das beliebteste. — 1858 erschien seine Tragödie: „Oulita the Serf".

48) Um einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Leistungen Miß Martineaus zu geben, seien hier die folgenden Buchtitel aus den dreißiger und vierziger Jahren angeführt: „Illustrations of Political Economy" (1832—34), „Poor Laws and Paupers" (1833), „Illustrations of Taxation" (1834), „Forest and Game Law Tales" (1845) — alle in Form von moralischen Erzählungen;

„Society in America“ (1837); „Life in the Sick Room, or Essays of an Invalid“ (1843); „Household Education“ (1849); Übersetzung von Comte's „Philosophie Positive“ (1853); „History of England during the Thirty Years' Peace“ (1816—46) (1850); daneben die Romane „Deerbrook“ (1839), „The Hour and the Man“ (1840), „The Billow and the Rock“ (1846).

49) Die „Biographical History of Philosophy“ von Lewes erlebte eine 2. Auflage 1857, eine 3. und 4. unter dem Titel: „History of Philosophy from Thales to Comte“ 1867 und 1871. In dem letzteren Jahre wurde sie ins Deutsche übertragen und wurde auch hier noch einmal aufgelegt (1873—76).

50) Wenn eine kunstlose Erzählung von mehr oder minder wahrscheinlichen Begebenheiten, gipfelnd in einzelnen mehr oder minder gelungenen Szenen, untermischt von manchen längeren oder kürzeren Beobachtungen über Welt und Menschen, für welche der Verfasser manchmal sich entschuldigen zu müssen glaubt mit Einschiebseln, wie „Lieber Leser, die Abschweifung ist nicht müßig“, gespickt mit Dichter-Citaten, die von der Belesenheit des Autors ein ehrendes Zeugnis geben — eine Dichtung sein könnte, so wäre Lewes' „Ranthorpe“ ein Roman. Er ist es aber ebenso wenig in der Führung der Handlung wie in der Entwickelung der Charaktere, welche nicht vorhanden ist. Lewes erzählt uns nur, wie seine Menschen sind, und wie sie höchst wahrscheinlich auch gewesen sein müssen, um dieses oder jenes thun zu können; und nicht bloß das, er sagt uns auch, wie und wann er sie für seinen Roman zu verwenden gedenkt. Ihr Wesen wird dem Leser von dem Verfasser in derselben Weise klar gemacht, wie die Bedeutung von Marionetten durch die Worte des Deklamators, dessen Hände wir öfters den Draht bewegen sehen. Ranthorpe ist die Schilderung eines Dichterlebens mit seinen Mißgriffen, Niederlagen und seinem endlichen Erfolge, in der wir wahrscheinlich ein Stück seines eigenen vor uns haben. Interessant ist darin, daß er erst durch den Besitz einer vortrefflichen Frau zur vollen Entfaltung seiner Kraft gebracht wird. Hinsichtlich des Lewesschen Lebens erfahren wir daraus, daß er während seines Aufenthaltes in Deutschland in Berlin verweilte, um Philosophie studieren zu können — vielleicht auch sein Leben mit englischen

Stunden friſtend? — und in Dresden, um die plaſtiſche Kunſt in ihren Meiſterwerken kennen zu lernen.

51) Miß Blind ſagt: „Lewes hatte ſogar, ſo erzählt man, den Hanswurſt in einer herumziehenden Schauſpieler-Truppe geſpielt."

52) Von weiteren Berliner Bekanntſchaften erwähnt George Eliot in ihrem Tagebuche Stahr und Fanny Lewald, die ſich in demſelben Jahre, 1854, verheiratet hatten; Friedrich Wilhelm Schadow, den Maler und Direktor der Düſſeldorfer Akademie, den Romanſchriftſteller Freiherrn von Sternberg, Guſtav Friedrich Waagen, Kunſtſchriftſteller und Direktor der königlichen Gemälde-Gallerie, den Dramaturgen Rötſcher und (den Hiſtoriker?) Förſter.

53) In den Tagebüchern finden ſich folgende Namen von Münchener Geiſtesgrößen, die ſie kennen gelernt hat: der Dichter Melchior Meyr, der Naturforſcher und Reiſende Profeſſor Wagner, der Botaniker Profeſſor Martius, Carriere, Graf von Schack, Bluntſchli, Profeſſor Löher, der Phyſiolog und Anatom Profeſſor Biſchoff, der Technologe Profeſſor Knapp.

54) Die ſieben kleineren Reiſen nach oder über Deutſchland fanden ſtatt im Juni und Juli 1866 (Schwalbach, Schlangenbad) — Auguſt und September 1867 (Wetzlar, Kaſſel, Eiſenach, Hannover, Ilmenau, Dresden, Berlin) — Juni und Juli 1868 (Rhein, Schwarzwald) — April und Mai 1870 (Berlin, Wien) — Oktober 1872 (Trier, Homburg) — September 1873 (Frankfurt, Homburg) — Juli 1880 (Innsbruck, Wildbad). Dieſe letzte in ihrem Todesjahre unternommene und zweite Hochzeits-Reiſe war nach Italien gerichtet.

55) Schon am 25. September 1846 ſchrieb Mrs. Bray an ihre Schweſter Sara: [Marian Evans] „ſieht gerade jetzt vorzüglich aus: Wir glauben, ſie muß an ihrem Romane ſchreiben."

56) Mr. Barton iſt stipendiary curate d. h. er iſt der Stellvertreter des anderswo reſidierenden Pfründeinhabers, hier eines Vicars, von welchem er, wie gewöhnlich, ein ſehr unbedeutendes Gehalt erhält. Da das Verhältnis zwiſchen ihm und ſeinem employer jederzeit gelöſt werden kann, ſo befindet er ſich in der ungünſtigſten Stellung, die einem engliſchen Geiſtlichen zu teil werden kann.

57) „Seth Bede, the Methody, his Life and Labours, chiefly written by himself."

58) Sie trägt die Inschrift:

ERECTED BY GRATEFUL FRIENDS,
IN MEMORY OF
MRS. ELIZABETH EVANS,
(KNOWN TO THE WORLD AS "DINAH BEDE")
WHO DURING MANY YEARS PROCLAIMED ALIKE IN THE OPEN AIR, THE SANCTUARY, AND FROM HOUSE TO HOUSE,
THE LOVE OF CHRIST:
SHE DIED IN THE LORD, MAY 9TH, 1849; AGED 74 YEARS.

59) „George Eliot in Derbyshire" by Guy Roslyn.

60) Nach Miß Blind veröffentlichte ein Mann, der die Evans-Familie in Wirksworth genau zu kennen behauptete, nach dem Tode George Eliots einen Artikel im „Century Magazine", nach welchem die Dichterin außer den von ihr erwähnten ihrer Tante noch einen anderen Besuch im Jahre 1842 machte und bei dieser Gelegenheit genaue Notizen über den Lebenslauf ihrer Tante, und speziell auch über den Inhalt der ersten Predigt (!), welchen diese auf Ellaston Green gehalten hatte, genommen haben sollte. — Die Unglaubwürdigkeit steht dieser Nachricht an der Stirn geschrieben.

61) Die Darstellung der Liggins-Affaire ist gegeben z. T. nach den lückenhaften Aufzeichnungen der Dichterin, z. T. nach der Erzählung der Miß Blind. — Gleich nach der Beendigung dieses ärgerlichen Vorfalls erschien ein Buch „Adam Bede junior, eine Fortsetzung", das, da der Namen des Verfassers nicht genannt war, darauf angelegt war, den Ruhm G. Eliots auszubeuten und wiederum Schritte der Abwehr nötig machte.

62) Die gesamten kleineren, lyrischen, epischen und dramatischen Dichtungen füllen einen Band der zwanzigbändigen Cabinet Edition (Blackwood) unter dem Titel „The Legend of Jubal and

other Poems, old and new." Nachdem die einzelnen Gedichte zuerst in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren, wurden sie im Mai 1874 in Buchform herausgegeben; im Juni erschien bereits eine 2. Ausgabe.

63) Entstanden ist „A College Breakfast Party" 1874 und zuerst gedruckt in „Macmillan's Magazine."

64) Im Mai 1868 ging George Eliot mit ihrem Gatten über Tournai, Lüttich, Frankfurt nach Baden; nach 4—5 wöchentlichem Aufenthalte hier und in Petersthal (Schwarzwald) fuhren die Reisenden Anfang Juli weiter nach Freiburg. Von hier wurde eine Tour nach dem nahe gelegenen Kaiserstuhl gemacht, welche sie in einem Briefe an John Blackwood (7. Juli) beschreibt: „Nachdem wir zu Wagen fast vier Stunden lang aufwärts gefahren waren, befanden wir uns in einer Landschaft, wo Gras, Getreide, Fichtenwälder in so anmutiger Abwechselung neben einander lagen, daß wir in einem großen, zu unserm speziellen Ergötzen angelegten Park zu wandeln schienen. Die Mönche haben wie gewöhnlich die reizende Einsamkeit ausgefunden, und dies Örtchen, St. Märgen, war ursprünglich weiter nichts als ein Augustinerkloster .... Die Mönche sind alle verschwunden, aber die Leute sind fromme Katholiken .... Das Land wird von reichen Bauern bebaut, und die Leute hier, wie in Petersthal, sehen gesund und zufrieden aus. Das erhöht einem wirklich den Genuß der Naturschönheiten." — Das Gedicht scheint also bald nach dem mehrtägigen Aufenthalt in St. Märgen entstanden zu sein. Ob sie dort eine wirkliche Agathe kennen gelernt hat, ergiebt sich aus ihren Tagebüchern nicht. Im Januar 1869 erzählt sie uns, daß sie das Gedicht soeben beendet habe. Im Mai desselben Jahres verkaufte sie es an Fields & Osgood für das „Atlantic Monthly" für 300 £.

65) Lewes' „Seaside Studies" wurden ins Deutsche übersetzt von Frese (Berlin, 1859), die „Physiology of Common Life" von Carus (Leipzig, 1860), der „Aristotle" von demselben (Leipzig, 1866).

66) Von Spencer waren 1858—63 seine „Essays" in 2 Bänden erschienen, 1861 seine „Erziehungslehre (Education)" und 1862 die Grundlegung seines philosophischen Systems: „First Principles."

67) W. Collins war 1824 geboren; „The Woman in White“ erſchien erſt 1860 d. h. nach ſeinem Bekanntwerden mit George Eliot.

68) Anthony Trollope war vier Jahre älter als George Eliot; ſein erſter Roman, „The Macdermots of Ballycloran“, erſchien 1847; ſein letzter, „Ayala's Angel“, 1881, kurz vor ſeinem Tode.

69) Buckle hat von ſeiner „History of Civilization in Europe“ nur zwei Einleitungs-Bände (1858 und 1861) fertig geſtellt, da er bereits 1862 ſtarb.

70) Ruskin, in demſelben Jahre wie George Eliot geboren, iſt ein hervorragender engliſcher Kunſtkritiker, ſeit 1869 Profeſſor der ſchönen Künſte in Oxford. Eine Verirrung war es, ſich mit ſeiner ausſchließlich äſthetiſchen Begabung an die Erörterung national-ökonomiſcher Fragen zu wagen. Seine zahlreichen Schriften, von denen „Modern Painters“ (4 Bände, nach einander 1846, 1856, 1860 veröffentlicht) die bedeutendſte iſt, ſind 1871—74 in 11 Bänden erſchienen.

71) Brunetière: Le Roman naturaliste. (X. Le Naturalisme anglais. Etude sur George Eliot.)

72) Lord Acton (in ſeinem wiederholt erwähnten Eſſay) bemerkt, daß außer Mr. Garth noch andere Porträts in „Middlemarch“ enthalten ſeien; daß z. B. das Original für Caſaubon ein berühmter Gelehrter ihrer Bekanntſchaft — vielleicht der Biograph des Humaniſten Caſaubonus, Pattiſon? — ſei.

73) „George Eliot und ihr neueſter Roman“ (Daniel Deronda). Von Wilhelm Scherer. Deutſche Rundſchau. 3. Jahrgang. Heft 5. (Febr. 1877.)

74) Frederic Harriſon war geboren 1831 und ſeit 1877 Profeſſor in Lincolns Inn.

75) Immanuel Deutſch war 1829 in Neiſſe geboren und Jude. Nachdem er in Berlin Philologie und Philoſophie ſtudiert hatte, ging er 1855 nach England, wo er eine Stellung als Bibliothekar am Britiſchen Muſeum einnahm. Er ſtarb 1874.

76) David Maſſon, Profeſſor der Rhetorik und der engliſchen Litteratur an der Univerſität Edinburg, iſt hervorragend bekannt durch ſein großartig angelegtes „Leben Miltons“ in 6 Bänden (1859–80).

77) William Allingham, ein Irländer, wurde 1828 geboren, veröffentlichte 1850 einen Band melancholischer, reflektierender Gedichte, in denen Anklänge an Byron, Shelley und Tennyson erkennbar sind, und 1864 das Epos „Lawrence Bloomfield."

78) Hier mag ein Bericht über Lewes' journalistische Thätigkeit, den George Eliot selbst in einem Briefe giebt, seine Stelle finden. Mr. Lewes schrieb immer die dramatischen Rezensionen für den „Leader," [das zuerst von ihm redigierte Blatt], und ein paar Jahre schrieb er hin und wieder solche Kritiken für die „Pall Mall." Aus der letzteren wurden die hauptsächlichen in dem kleinen Buch „On Actors and the Art of Acting" [1875] abgedruckt. Was für die „Fortnightly Review" (1865—66) [das zuletzt von ihm redigierte Journal] geschrieben wurde, ist durch seine Unterschrift kenntlich. Die am meisten charakteristischen Beiträge für das „Cornhill Magazine" (1864—65) waren „The Mental Condition of Babies," „Dangers and Delights of Tobacco," „Was Nero a Monster?" „Shakspeare in France" und „Miseries of a Dramatic Author." — Nach 1866 waren seine Beiträge für irgend eine Zeitschrift sehr geringfügig; sie beschränkten sich auf einige Artikel für die „Pall Mall Gazette", einen über „The Reign of Law", für die „Fortnightly," und die Artikel-Serie über Darwin, welche jetzt der „Physical Basis of Mind" [1877] einverleibt ist. Nach diesen waren seine einzigen Beiträge ein Artikel über Dickens (1872), zwei über Spiritismus und Mesmerismus (1876) und einer über „The Dread and Dislike of Science" (1878). — Im Oktober-Heft (1879) der „New Quarterly Review" erschien ein Artikel über Lewes von James Sully, der vor der Veröffentlichung George Eliot vorgelegen hat, also auf vollkommene Authentizität Anspruch erheben darf.

79) Adam Smith (1723—1790), von Geburt ein Schotte, schrieb als Professor der Moral-Philosophie in Glasgow (1752—64) das wenig bekannte, aber gediegene Werk: „Theory of Moral Sentiments" (1759). Sein viel bekannteres und epochemachendes Werk ist die „Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations (Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Reichtums der Nationen)". (1776). — Mr. Croß wußte auf

meine Anfrage nichts Bestimmtes über einen etwaigen Zusammenhang von George Eliots Sittenlehre mit der A. Smiths zu sagen; er „glaubt aber, daß sie wahrscheinlich alle seine Werke gelesen hatte." — Das müßte dann jedenfalls vor ihrer Londoner Zeit (1851) geschehen sein.

80) Die Darstellung der Lehre Adam Smiths gründet sich auf R. Falckenbergs „Geschichte der neueren Philosophie." Leipzig. (Veit & Comp.) 1886.

81) Stuart Mills: „Auguste Comte and Positivism" erschien 1865 und wurde 1866 und 1882 wieder aufgelegt.

82) Émile Montéguts Essay über George Eliot. Revue des deux Mondes. März 1883.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Druckfehler.

(Z. o. = Zeile von oben; u. = von unten; die fettgedruckte Zahl bezeichnet die Seite.)

13, 4. Z. u. lies: [12]).
16, 4. Z. o. „ glaubte.
18, 3. Z. u. } „ Shakspere.
19, 4. Z. u. }
19, 1. Z. u. „ uns (f. aus).
24, 10. Z. u. „ Stellen.
25, 2. Z. o. „ Hemans.
30, 5. Z. u streiche: nicht.
31, 1. Z. u. lies: durftigem.
41, 10. Z. o. „ welchem.
49, 13. Z. o. „ beträten.
50, 3. Z. o. „ Teil.
50, 9. Z. u. „ jammervolle.
91, 1. Z. u. „ Erscheinung.
108, 9. Z. u. lies: Eliot.
112, 3. Z. u. „ deutschen.
119, 8. Z. u. „ entgegengesetzt.
129, 3. Z. u. „ for Scandal.
130, 7. Z. u. „ „Takt".
132, 2. Z. u. „ dem.
140, 4. Z. u. „ Wakefield.
144, 7. Z. o. „ sind (f. fand).
146, 1. Z. u. „ begleiten.
157, 14. Z. u. „ Naivität.
159, 7. Z. o. „ das (f. die).
170, 16. Z. o. „ Magazine.
172, 9. Z. u. „ Thackeray.
181, 5. Z. u. „ streiche: Anführungszeichen hinter: Antrag.
183, 6. Z. o. } lies: überschwenglich.
188, 16. Z o. }
197, 4. Z. o. lies: einreden.
198, 4. Z. o. „ wahrscheinlich.
211, 17. Z. u. „ Komma hinter: aufgeregt.
213, 17. Z. u. „ Verstandes.
214, 10. Z. u. „ Dodsons.
215, 17. Z. u. „ als (f. wie).
217, 6. Z. o. „ gekommen.
218, 16. Z. u. „ Guest.
222, 13. Z. o. „ Lewis.
226, 11. Z. u. „ Komma *hinter*: Wissensdurst.
233, 17. Z. o. lies: nicht (hinter: Kindes).
235, 9. Z. u. „ dem (f. das).
240, 4. Z. u. „ Ähnlichkeit.
253, 7, Z. o. „ Einzelheit.
258, 8. Z. u. „ hatte.
288, 17. Z. u. „ Anführungszeichen hinter: gering.
304, 11. Z. u. streiche: daß.
309, 17. Z. o. lies: machen.
314, 4. Z. o. „ verwerten.
330, 9. Z. o. „ macht.
331, 11. Z. o. „ sollte.
333, 10. Z. o. „ dem (f. den).
335, 7. Z. o. „ überschwenglichen.
351, 17. Z. u. „ das (f. die).
378, 17. Z. u. „ wurde, lebhafter;
390, 13. Z. o. „ neues.
392, 14. Z. o. „ späteren.
423, 15. Z. u. „ Theisten.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Yale
5/21/57

21475.37
George Eliot :
Widener Library
002912812
3 2044 086 824 224